L. A. Baumanns,
des neustadt-brandenburgischen Lycei Conrectors,

Abriß
der
Staatsverfassung
der
vornehmsten Länder
in Amerika.

Nebst
einem Anhange
von den
nordlichen Polarländern.

SCHACKENBORG
K. I
LIT. C. No. 3
S. B. [illegible]
BIBLIOTHEK

Brandenburg,
bey den Gebrüdern Halle, 1776.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/labaumannsdesneu01baum

RBR
Jantz
#1350

Vorbericht

Da mein Abriß der Staatsverfassung von Asien mit einigem Beyfall aufgenommen worden, und ich verschiedene Aufmunterungen erhalten, auch Afrika und Amerika auf ähnliche Art abzuhandeln; so übergebe ich hiermit den Liebhabern meiner Schriften den Abriß der Staatsverfassung von Amerika. Der Zweck und die Einrichtung sind dieselbigen; ich brauche also davon nichts weiter zu sagen, sondern ich habe bloß die Quellen anzufüh-

ren, aus denen ich geschöpft habe. Die vornehmsten sind die mit des seligen D. Baumgartens Vorrede herausgekommene allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika, die allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande, und de la Porte Reisen eines Franzosen. Bey dem magellanischen Lande habe ich die in Hawkesworths Reisen der Engländer nach den Südländern befindlichen neuesten Nachrichten genutzt, und bey den brittischen Kolonien in Nordamerika des Major Rogers Beschreibung von Nordamerika, welche sich im eilften Band der zu Berlin herauskommenden Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen befindet. Die in eben diesem Bande vorhandene kurze Beschreibung der amerikanischen Inseln ist am gehörigen

Orte

Orte ebenfalls genutzt worden. Da des Herrn Ebelings Uebersetzung von **Burnabys Reisen durch die mittlern Kolonien der Engländer in Nordamerika** erst erschien, nachdem meine Beschreibung dieser Kolonien bereits abgedruckt war; so habe ich aus derselben einige Verbesserungen und Zusätze am Ende beygefügt. Die Nachrichten von Grönland sind aus **Kranzens Beschreibung** dieses Landes genommen. Wenn die Vorsehung mir Leben und Gesundheit verleihet, so werde ich meine nächste Muße dazu anwenden, die Beschreibung der vornehmsten Länder in Afrika und der Südländer auszuarbeiten. Brandenburg am 30sten März 1776.

Inhalt.

I. Hauptstück. Von Amerika überhaupt. S. 1

II. Hauptstück. Von Terra Firma. 17

III. Hauptstück. Von Guiana. 54

IIII. Hauptstück. Von Peru. 81

V. Hauptstück. Vom Amazonenlande. 153

VI. Hauptstück. Von Brasilien. 171

VII. Hauptstück. Von Chili. 205

VIII. Hauptstück. Von Paraguay und Tucumann. 218

VIIII. Hauptstück. Vom magellanischen Lande. 244

X. Hauptstück. Von Neuspanien oder Mexiko. 254

XI. Hauptstück. Von Neumexiko. 336

XII. Hauptstück. Von Florida. 346

Von Karolina. 379

Von

Inhalt.

Von Georgien. S. 383

Von Florida. 386

XIII. Hauptstück. Von Kanada. 388

1. Abschnitt. Von Virginien. 389

2. Abschnitt. Von Maryland. 405

3. Abschnitt. Von Pensylvanien. 407

4. Abschnitt. Von Neujersey. 415

5. Abschnitt. Von Neuyork. 419

6. Abschnitt. Von Neuengland. 426

7. Abschnitt. Von Neuschottland. 440

8. Abschnitt. Von Neubrittannien oder Hudsonsbay. 448

9. Abschnitt. Von Neufrankreich und Luisiana. 463

10 Abschnitt. Vom indianischen Kanada. 469

XIIII. Hauptstück. Von den amerikanischen Inseln. 535

1. Abschnitt. Von den großen Antillen. 535

I. Von der Insel Kuba. 535

II. Von Jamaika. 541

III. Von

Inhalt.

III. Von S. Domingo. S. 557
IIII. Von Porto Rico. 567
2. Abschnitt. Von den karaibischen Inseln. 572
3. Abschnitt. Von den lukayischen Inseln. 609
4. Abschnitt. Von den bermudischen Inseln. 611
5. Abschnitt. Von den kanadischen Inseln. 615
6. Abschnitt. Von den azorischen Inseln. 622
Anhang. Von den nordlichen Polarländern. 625
1. Abschnitt. Von Neuzembla. 625
2. Abschnitt. Von Spitzbergen. 633
3. Abschnitt. Von Grönland. 643
Verbesserungen und Zusätze. 696

Das I. Hauptstück.

Von Amerika überhaupt.

§. 1.

Amerika, dieses weitläuftige feste Land, wird mit Recht die neue Welt genannt, weil die Kenntniß davon den Einwohnern der alten Welt bis auf die neuern Zeiten, nämlich bis gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, verborgen geblieben. Zwar ist es wahrscheinlich, daß den Alten dieser Welttheil nicht gänzlich unbekannt gewesen, welches aus dem Diodor aus Sicilien erhellet, der den Phöniciern die Entdeckung desselben zuschreibt. Dieses Volk, das sich zeitig auf die Handlung und Schiffahrt geleget, errichtete auf den Küsten des mittelländischen Meeres in Afrika, Griechenland und Spanien viele Kolonien, und versuchte hernach durch die Meerenge bey Gibraltar zu gehen. Allmählig beschifften sie die afrikanischen Küsten

Ob Amerika den Alten bekannt gewesen?

am atlantischen Meere, und da geschah es, daß sie von einem, viele Tage durch dauernden, Ungewitter nach einer weit gegen Abend entfernten Insel von großem Umfange verschlagen wurden. Die alten Geschichtschreiber nennen diese Insel Atlantis, welche viele neuere für des Salomons Ophir gehalten haben. Sie soll nach diesem untergegangen seyn, so daß heut zu Tage nichts als die kanarischen, kapoverdischen und azorischen Inseln davon übrig seyn soll. Auch Pausanias erwähnt gewisser Inseln, Satyrides, von deren Einwohnern er eine Beschreibung giebt, welche vollkommen mit den Karaiben übereintrifft, die bey der Ankunft der Europäer in Amerika die antillischen Inseln bewohnten.

§. 2.

Wie und woher es bevölkert worden?

Die Entdeckung von Amerika gab den Gelehrten Anlaß zu fragen: ob die Einwohner desselben von Adam abstammten? Und da diese Meynung der heiligen Schrift gemäß ist, so fragte man weiter: zu welcher Zeit? wie? auf was Art? und von was für Völkern der alten Welt dieser große Welttheil bevölkert worden? Die gemeinste und wahrscheinlichste Meynung ist, daß Amerika von Asien aus durch die äußersten Morgenländer der großen Tatarey bevölkert worden. Man konnte aus dieser leicht in jenes hinüber kommen, man mag nun annehmen, daß Amerika und die große Tatarey zusammenstoßen, oder daß sie durch kleine Arme des Meers von einander getrennt sind. Einen hohen Grad der

Wahr-

Wahrscheinlichkeit erhält diese Meynung aus Vergleichung der amerikanischen Sitten mit den Sitten der asiatischen Völker, die unter dem Namen der Thracier und Scythen begriffen werden. Es kann aber nicht mit Gewißheit ausgemacht werden, weder zu welcher Zeit Amerika seine ersten Bewohner erhalten, noch von was für alten Völkern die verschiedenen amerikanischen Nationen abstammen.

§. 3.

Kolombo vermuthet zuerst das Daseyn von Amerika.

Ohngeachtet um den Anfang des 14ten Jahrhunderts die kanarischen Inseln, die den Römern nicht unbekannt gewesen, wieder gefunden, und gegen das Jahr 1447 von den Flandrern und 1449 von den Portugiesen die azorischen Inseln entdeckt worden waren, von welchen nur noch ein Schritt weiter nach Amerika zu thun war; so hatte sichs doch noch niemand einkommen lassen, sich weiter gegen Abend zu wenden, sondern die Ehre, Amerika zu entdecken, war dem Christoph Kolombo, einem Genueser, vorbehalten. Dieser Mann besaß von Natur eine große Neubegierde, und hatte sich von Jugend an auf die Schiffahrt, die Astronomie und die Lesung der Reisebeschreibungen gelegt. Die Schriften des Marko Paolo brachten ihn zuerst auf das Vorhaben, welches er nachher ausführte. Er that viele Schiffahrten auf dem mittelländischen Meere und nach Portugall, und von hieraus nach Madera und Porto Santo. Auf diesen Reisen bemerkte er, daß von der Abendseite gewisse Winde

kamen, welche einige Tage durch eine ziemliche Gleichheit beobachteten, woraus er schloß, daß selbige von gewissen daselbst liegenden Ländern herkommen müßten. Noch mehr wurde er in seiner Meynung befestiget durch neuere Beobachtungen, die man auf den azorischen und kanarischen Inseln und zu Madera angestellet hatte, da man nämlich angemerkt, daß nach starken Abendwinden an die Küsten dieser Inseln verschiedene Stücke unbekanntes Holz, und selbst menschliche Körper, die weder den Europäern noch den Afrikanern glichen, von den Wellen angetrieben worden. Noch andere Reisen ließen ihm weiter keinen Zweifel übrig, und er wurde endlich schlüssig, sein Vorhaben, diese gegen Abend liegende Länder zu entdecken, es koste, was es wolle, auszuführen. Da es ihm bey seinen eingeschränkten Glücksumständen an einem Kapital fehlte, die nöthigen Schiffe dazu auszurüsten; so suchte er solchen Vorschuß bey seinem Vaterlande, der Republik Genua, zu erhalten, und that ihr die ersten Anerbietungen seines Entwurfs: allein man wies ihn ab, ohne seine Vorschläge anzuhören, und verspottete ihn noch dazu als einen Träumer. Kolombo wandte sich darauf an den König Johann II. von Portugall, der auch Commissarien ernannte, seine Vorschläge zu prüfen, welche aber seine Nachrichten nur auf eine solche Art zu nutzen suchten, wodurch ihm die Ehre und der Nutzen seines Entwurfs entzogen werden sollte. Aus Verdruß über diese Betrie-

Er beschließt es zu entdecken.

gerey

gerey verließ er Portugall und wandte sich nach Spanien an den König Ferdinand von Arragonien, an dessen Hofe er aber auch mit seinen Vorschlägen verlacht wurde. Sein Bruder, Bartholomäus Kolombo, der dem König Heinrich VII. von England ihren Vorschlag auch entdeckt hatte, fand hier eben so wenig Gehör. Isabella von Kastilien, Ferdinands Gemahlinn, würdigte den Kolombo mehrerer Aufmerksamkeit; doch mußte er sich noch ganzer 8 Jahre gedulden, ehe er die nöthige Beyhülfe erhalten konnte. Endlich brachte man im Jahre 1492 ein Kapital von 16000 Dukaten zusammen, wovon 3 mäßige Schiffe ausgerüstet wurden, auf welchen sich überhaupt nur 120 Mann an Seeleuten und Freywilligen befanden. Mit einer so geringen Zurüstung wurde der Anfang der Eroberung von Amerika gemacht. Vorher schloß man noch eine ordentliche Kapitulation mit dem Kolombo, wodurch er zum Admiral und immerwährenden Unterkönige aller Länder, die er entdecken würde, bestellt wurde, welche Würden auch seinen Nachkommen erblich verbleiben sollten.

§. 4.

Seine erste Reise.

Nun trat er endlich den 3ten August 1492, mit seiner kleinen Flotte, seine erste Reise aus dem Hafen Palos an. Er gieng die kanarischen Inseln vorbey und hatte einen sehr günstigen Wind, der ihn gerade nach Westen trieb. Nach drey Wochen fiengen seine Reisegefährten an, einer so weiten Reise, auf der sie nichts als Himmel

und Wasser sahen, überdrüssig zu werden und allmählig von der Rückreise zu sprechen. Kolombo wußte dieses erste Murren, da einige sogar in Vorschlag brachten, ihn in die See zu werfen, zu stillen. Da man sich von der alten Welt immer weiter entfernte, ohne die neue zu entdecken, so gieng das Murren weit heftiger wieder an und alle drangen auf die Rückkehr. Kolombo konnte ihre Wuth nur dadurch besänftigen, daß er sich erklärte, daß, wenn sie in drey Tagen kein Land sehen würden, sie berechtiget seyn sollten, ihn ins Meer zu werfen und ihren Rückweg anzutreten. Er konnte ohne große Gefahr eine so kurze Zeit setzen, weil er gewisse Anzeigen hatte, daß man nicht weit von einem Lande seyn müßte. In der That entdeckte er auch selbst vor Ablauf dieser Zeit den 11ten Obtober, des Abends um 10 Uhr, den Schein von einem Lichte und hernach das Land selbst. Bey Anbruch des Tages zeigte sich das Land völlig; man stimmte auf allen Schiffen das Te Deum an, und das sämmtliche Schiffsvolk fiel dem Kolombo zu Füßen und sah ihn nun als einen übernatürlichen Menschen an. Das Land, welches sie sahen, war die Insel Guanahani, eine der Lukayen, welche der Admiral sogleich San-Salvador nannte. Er sprang ans Land und nahm von demselben Besitz im Namen der Krone Kastilien, in Gegenwart einer großen Menge Insulaner. Er fuhr vor einigen kleinen Inseln vorbey, bis er an die große und reiche Insel Kuba kam, und hernach an eine andere, welche

Entdekkung der Insel Guanahani.

welche er Espagnola oder Hispaniola nannte, wo er aber sein Schiff durch einen unvermutheten Schiffbruch verlohr. Die Einwohner, denen er liebreich begegnete, nahmen ihn sehr freundlich auf und man tauschte eine Menge Gold gegen allerley Kleinigkeiten ein. Von den Stücken seines gescheiterten Schiffes bauete er eine Festung zu Puerto Real, welche er mit dreyßig Freywilligen besetzte, worauf er mit dem andern Schiffe seine Rückreise nach Spanien antrat, und den 15ten März des Jahres 1493, nach einer Abwesenheit von 7 Monaten und 12 Tagen, glücklich in den Hafen zu Palos einlief. Man erwies ihm die größten Ehrenbezeigungen, gestand ihm den Titel Don zu, gab seiner Familie ein prächtiges Wappen und bestätigte ihm seine Würden und Privilegia. Weil man damals durchgängig der Meynung war, daß es dem Pabste zukomme, Länder, die noch keinem christlichen Fürsten zustunden, auszutheilen; so wandten sich Ferdinand und Isabelle an Alexander VI. und baten ihn, die Länder dieser Entdeckung der Krone Kastilien einzuverleiben. Der Pabst, um die Portugiesen, die darauf Anspruch machten, nicht zu beleidigen, befahl, daß man auf der Weltkugel von einem Pol zum andern eine Linie ziehen, und daß sie 36 Grade westlich von Lissabon gehen sollte. Was dieser Linie, welche man die Linie de Marcation nannte, gegen Abend liegt, sollte der Spanier, gegen Morgen aber der Portugiesen Antheil seyn. Es wurde aber hernach zwischen beyden

Höfen eine Veränderung verabredet und die Linie noch 100 Meilen weiter gegen Westen gezogen, welche Veränderung man die Linie de Demarcation nannte.

§. 5.

Zwote Reise des Kolombo.

Kolombo trat im Jahre 1493 mit einer Flotte von 17 Schiffen, die wohl bemannet und mit allem, was zu Errichtung einer dauerhaften Niederlassung erforderlich, wohl versehen war, seine zwote Reise an. Er entdeckte auf seiner Fahrt die Insel Dominique, Guadaloupe, Porto Ricco und andre, fand bey seiner Ankunft in Hispaniola alle dort zurückgelassene Spanier, wegen ihrer ausgeübten Gewaltthätigkeiten, von den Einwohnern erschlagen, legte die Stadt Isabella an, entdeckte die Insel Jamaika und gieng wieder nach Spanien zurück, wo man schon anfieng, ihm Verdruß zu machen. Er hatte einen heftigen Feind an dem Bischof Fonseka, der die Ausrüstung der Flotten zu besorgen hatte, daher seine dritte Reise bis ins Jahr 1498 verzögert wurde. Auf dieser Reise entdeckte er die Inseln Trinidad, Margaretha und andere, und sah auch das feste Land, welches er anfangs für eine Insel hielt; nach einigen Tagen aber, da er seinen Irrthum erkannte, nannte er die Küste Paria. Der Bischof Fonseka suchte ihm diese Ehre zu entreißen und gab die vom Kolombo dem Hofe von seiner Entdeckung mitgetheilten Nachrichten einem Edelmanne, Namens Ojeda. Dieser rüstete zu Sevilla eine Flotte aus, auf welcher

Dritte Reise.

sich

sich auch Amerikus Vesputius, ein reicher Kaufmann aus Florenz, einschiffte. Sie entdeckten das vom Kolombo bereits gefundene feste Land noch weiter, und Vesputius hatte die Unverschämtheit sich zu rühmen, daß er der erste Erfinder desselben sey. Er erhielt auch wirklich die unverdiente Ehre, daß das ganze Land nach seinem Namen Amerika genannt wurde, da es mit mehrerem Rechte Kolombina genannt werden sollen.

§. 6.

Kolombo erfährt Undank.

Die Feinde des Kolombo ruheten indessen nicht, bis sie die Königinn Isabella dahin gebracht hatten, ihn seiner Würde als Unterkönig der entdeckten Länder zu entsetzen und den Bovadilla mit der Würde eines Generalgouverneurs dahin zu senden. Dieser trieb die Unverschämtheit so weit, daß er den Kolombo in Ketten legen und nach Spanien bringen ließ. Ohnerachtet er sich hier in einem bey der Königinn Isabella ihm verstatteten Gehör vollkommen rechtfertigte, so ließ ihre Gefälligkeit für den König Ferdinand und den Fonseka es doch nicht zu, daß sie ihm eine völlige Genugthuung verschaffte. Er bekam die ihm entzogene Würde eines Unterkönigs niemals wieder, und die Ehrenstelle eines Admirals ward ihm bloß zu dem Ende gelassen, damit er noch fernere Entdeckungen machen möchte. Da er aber die versprochene Beyhülfe zu Hispaniola nicht antraf, so konnte er auch den erwarteten Fortgang nicht erreichen. Er segelte im Jahr 1502 mit 4 Schiffen

Vierte Reise.

Schiffen abermals aus Spanien ab, entdeckte die Insel Martinique, schiffte an der Küste des festen Landes hin, entdeckte den Hafen Portobello und andere Häfen und kam wieder nach Spanien zurück. Hier war die Königinn Isabella gestorben und der Erzherzog Philipp von Oesterreich, ihr Schwiegersohn, folgte ihr im Königreiche Kastilien. Kolombo schickte seinen Bruder Bartholomäus an ihn, und er gab auch sein Wort von sich, daß der Admiral völlig zufrieden gestellet werden sollte. Dieser aber erlebte die Erfüllung dieses Versprechens nicht und starb den 20sten März 1505 zu Valladolid im 65sten Jahre seines Alters. Sein Leichnam wurde auf sein Verlangen nach S. Domingo auf Hispaniola gebracht, und er hatte auch verordnet, daß die Fesseln mit in sein Grab gelegt werden sollten, die ihm der unsinnige Bovadilla hatte anlegen lassen. Sein Sohn Diego erbte zwar alle seine Rechte und Anforderungen, konnte aber nur einen Theil davon erhalten, da er 1509 zum Generalgouverneur von Hispaniola ernannt wurde. So wurde die neue Welt zuerst entdeckt, und da Kolombo einmal den Weg dahin gezeigt hatte, so war es in der Folge leicht sie immer weiter zu entdecken.

Tod des Kolombo.

§. 7.

Amerika, das von den Europäern auch Westindien genannt wird, liegt gegen Abend von Europa, in einer Entfernung von ohngefähr 800 Meilen. Der mittlere Theil desselben liegt in

Lage von Amerika.

in dem hitzigen Erdstriche, der obere und untere Theil aber in den beyden gemäßigten Erdstrichen. Wenn man gleich die mitternächtlichen Länder, von denen man aus Mangel zuverlässiger Nachrichten noch keine vollkommene Kenntniß hat, nicht mit dazu rechnet, so wird es doch die übrigen Theile der Erde an Größe übertreffen. Es erstreckt sich in der Länge von Mittag gegen Mitternacht über 1800 Meilen, von 57 Grad südlicher Breite bis auf 65 Grad nordlicher Breite. Die Breite ist verschieden, indem die größte derselben oben gegen Norden über 1200, und unten gegen Süden über 800 Meilen austrägt. Die Hudsonsbay macht oben zur Rechten die Grenze gegen Mitternacht, zur Linken aber ist sie noch unbekannt: gegen Morgen ist das Mar del Nord oder atlantische Meer, von welchem das kanadische und virginische Meer, der mexikanische Meerbusen und das brasilianische und magellanische Meer Theile sind; gegen Mittag ist die magellanische Straße und gegen Abend das Mar del Zur, Südmeer oder stille Meer, von welchem das chilische, peruvianische und kalifornische Meer Theile sind.

Größe. Grenzen.

§. 8.

Das Klima ist verschieden, indem die Luft in einigen Gegenden ungemein heiß, in den mehresten gemäßigt und in den oben gegen Norden gelegenen Ländern ungemein kalt ist. Das Land ist überhaupt genommen gut und fruchtbar, und liefert eine große Menge nützlicher und kostbarer Güter,

Klima. Beschaffenheit.

Güter, die zu uns nach Europa gebracht werden. Doch giebt es in einigen Gegenden große Wüsteneyen, die mit Gesträuchen, Morästen und Sande bedeckt sind. Die mehresten Länder haben allerley Arten des Getreydes, Erd- und Baumfrüchte im Ueberfluß und liefern zum Handel eine Menge kostbarer Waaren. Dahin gehören Taback, Kaffee, Zucker, Kakao; mancherley Spezereyen und Apothekerwaaren, besonders die vortreffliche Quinquina oder peruvianische Rinde, die wegen ihres herrlichen Nutzens itzt eine der vorzüglichsten Arzeneyen in unsern Apotheken ist; zum Färben Kochenille und mancherley Färbeholz; zur Kleidung Baumwolle und viel Leder und Pelzwerk; eine Menge Kostbarkeiten, als Perlen, vortreffliche Diamanten und andere Edelgesteine, Gold, Silber, Kupfer, Eisen und andere Mineralien. Einige Länder haben vortreffliche Viehzucht von Rindvieh, Pferden, Maulthieren, Eseln, Schafen und Ziegen. In den Wäldern und Wüsteneyen findet man Löwen, Tyger, Bären, mancherley Affen, Hirsche, Hasen, Eber, Wölfe, Füchse, und in den nordlichen Ländern eine Menge Biber, Marder und andere Thiere, die schönes Pelzwerk liefern. So fehlt es auch nicht an allerley Federvieh und Vögeln, deren Schönheit bewundert wird. Die Gewässer sind ungemein fischreich, besonders die nordlichen, wo der einträgliche Stockfischfang getrieben wird; auch liefern sie eine Menge Austern, Muscheln und ungemein große Schildkröten.

Produkte.

§. 9.

§. 9.

Amerika ist bey weitem nicht hinlänglich bewohnt, woran in den südlichen Gegenden die Grausamkeit der Spanier, die bey der Eroberung der Länder viele Millionen Einwohner ausgerottet haben, und in den nordlichen theils die Rauhigkeit des Klima, theils die grausamen Kriege, welche die Einwohner fast beständig mit einander führen, Schuld sind. Es möchte also die Zahl aller Einwohner sich wohl schwerlich über 100 Millionen belaufen, wiewohl einige sie auf 150 Millionen schätzen. Sie sind von verschiedener Gattung. Die größte Anzahl machen die eigentlichen Amerikaner oder Indianer aus, welche mehrentheils einen großen wohlgebildeten Körper und eine besondere Leibesstärke haben; doch findet man in den nordlichen Gegenden Völkerschaften von sehr kleiner Leibesstatur, und in den Ländern ganz unten gegen Süden die Patagonen, welche die gewöhnliche Länge des menschlichen Körpers überschreiten. Ihre Farbe ist braunroth, welche sie durch die Blöße, die Sonne und das Oel, womit sie sich beständig salben, erhalten; denn sie werden so weis als die Europäer gebohren. Man findet bey ihnen einen guten natürlichen Verstand, eine lebhafte Einbildungskraft und ein gutes Gedächtniß. Ihre guten Eigenschaften sind Höflichkeit, Herzhaftigkeit und Standhaftigkeit, welche aber durch ihre Faulheit, Wollust, Rachbegierde und erschreckliche Grausamkeit, die sie gegen die im Kriege Gefangenen beweisen, sehr

Anzahl der Einwohner.

Indianer.

ver-

verdunkelt werden. Sie werden in viele Völkerschaften abgetheilt, welche durch ihre Gesetze, Gebräuche, Sitten und Religion sehr von einander unterschieden werden. Die Europäer, welche die meisten Länder von Amerika unters Joch gebracht haben, haben ihre Eroberungen nicht sowohl ihrer vorzüglichen Tapferkeit, als vielmehr ihren vorzüglichen Waffen und ihrer Ueberlegenheit in der Kriegswissenschaft zu verdanken. Sie haben vortreffliche Pflanzstädte in großer Menge hier angelegt. Den größten Theil von Südamerika besitzen die Spanier, und von Nordamerika die Engländer; auf diese folgen die Portugiesen und Franzosen und endlich die Holländer und Dänen, welche den kleinsten Theil besitzen. Eine dritte Gattung von Einwohnern in Amerika sind die Negern, welche von den Europäern auf den afrikanischen Küsten in großer Menge aufgekauft und hieher gebracht werden, wo man sie zu der härtesten Arbeit in den Bergwerken und in den Zucker- und Tabacksplantagen gebraucht. Aus der Vermischung der Europäer, Indianer und Negern entstehen wieder verschiedene Geschlechter. Die gebohrnen Europäer haben den vornehmsten Rang und werden Kapetonen genennet. Auf sie folgen die Kreolen, welche von europäischen Aeltern in Amerika gezeugt sind. Auf diese folgen die Mestizen, die von einem europäischen Vater und indianischen Mutter abstammen, und endlich die Mulatten, welche aus Vermischung der Weißen mit den Negern entstehen.

Europäer.

Negern.

Mestizen und Mulatten.

§. 10.

§. 10.

Religionen.

Die Hauptreligion in Amerika ist die heydnische, zu welcher die meisten eigentlichen Amerikaner und Negern gehören. Sie sind aber in ihren Religionsmeynungen und gottesdienstlichen Gebräuchen sehr von einander unterschieden, wie bey Beschreibung der einzelnen Länder und Völkerschaften gezeigt werden wird. Die europäischen Nationen sind eine jede von der in ihrem Vaterlande eingeführten christlichen Religionsparthey. Sie haben sich bemühet, die christliche Religion unter den amerikanischen Heyden einzuführen, welches von den Spaniern größtentheils durch Feuer und Schwert mit erschrecklichem Blutvergießen, von andern aber durch Unterricht und Ueberzeugung geschehen ist.

§. 11.

Gelehrsamkeit.

Von Gelehrsamkeit und Wissenschaften wissen die eigentlichen amerikanischen Völkerschaften nichts, und die meisten leben in der größten Unwissenheit. Die Europäer haben in ihren Pflanzstädten, zur Erlernung der Wissenschaften, Schulen und auch einige Universitäten angelegt, und es haben sich, besonders unter den Engländern, in Amerika schon einige Gelehrte hervorgethan. Von den Künsten war die Malerey bey Ankunft der Europäer den Mexikanern, und die Baukunst den Peruanern einigermaßen bekannt. Von

Manufakturen.

Manufakturen brauchen die Amerikaner, da sie größtentheils nackend gehen, nur wenig, und sie verfertigen nur einige baumwollene Zeuge. Die

Eu-

Europäer haben hier auch noch keine Manufakturen angelegt, sondern sie erhalten, was sie davon bedürfen, von ihren Landsleuten aus Europa, welche mit großem Vortheil hieher handeln und die hiesigen Produkte und Waaren abholen.

§. 12.

Regierungsform. Die Regierungsverfassung ist bey den verschiedenen amerikanischen Völkern verschieden. Bey der Ankunft der Spanier in Amerika waren die Könige von Mexiko und Peru die mächtigsten und berühmtesten Regenten. Seitdem diese von den Spaniern ausgerottet sind, weis man in Amerika von keinen mächtigen Königen mehr. Die mehresten Nationen leben in Republiken und haben ihre Oberhäupter, die aber nur ihre Anführer im Kriege sind und in Friedenszeiten wenige Gewalt haben. Die Länder, welche die Europäer sich unterworfen haben, werden durch Vicekönige und Statthalter regiert.

§. 13.

Abtheilung. Amerika ist von der Natur in zwey Haupttheile, das mitternächtliche und das mittägige abgetheilt. Beyde Theile sind durch einen schmalen Strich Landes mit einander verbunden, welcher die darische oder panamische Erdenge genannt wird und nicht über 12 bis 15 Meilen breit ist. Das südliche Amerika bestehet aus acht Hauptländern, als: 1. Terra Firma, 2. Guiana, 3. Peru, 4. das Amazonenland, 5. Brasilien, 6. Chile, 7. Paraguay, 8. das magellanische Land. Im nordlichen

Ame-

Amerika findet man 9. Neuspanien, 10. Neumexiko, 11. Florida, 12. Kanada, wozu noch 13. die Inseln bey Amerika kommen.

Das II. Hauptstück.

Von Terra Firma.

§. 14.

Nachdem die Spanier die antillischen Inseln zum Theil eingenommen hatten, so war dieses das erste feste Land, so sie von Amerika betraten, daher es auch den Namen Terra Firma bekommen. Weil die Entdecker mehrentheils Kastilianer waren und auch hier viel Gold angetroffen ward; so hießen sie es anfänglich das goldene Kastilien, welcher Name aber gänzlich erloschen ist. Kolombus entdeckte dieses Land unstreitig zuerst auf seiner dritten Reise im Jahre 1499, da er die Dreyfaltigkeitsinsel fand, und in den Meerbusen zwischen derselben und dem festen Lande kam, welchen er Boca del Dragо, den Drachenschlund hieß. Ojeda und Amerikus Vesputius kamen erst nach ihm hieher und entdeckten die Küste weiter gegen Abend bis Venezuela. In der Folge wurden die Entdeckungen von dem Ojeda, Nicuessa, Enciso, Balboa und andern fortgesetzt, und das ganze Land bis nach Panama mit großem Blutvergießen erobert. Die Lage dieses mit dem allgemeinen Namen Terra Firma

Entdekkung.

Firma belegten Landes ist folgende. Es nimmt
Grenzen. nämlich von der panamischen Erdenge seinen Anfang und gehet bis an die Mittagslinie. Gegen Mitternacht wird es vom mexikanischen Meerbusen und dem Nordmeere, gegen Morgen von Guiana, gegen Mittag von Peru und dem Amazonenlande, und gegen Abend vom Südmeere be-
Größe. grenzt. Es erstreckt sich in der Länge von Abend gegen Morgen ohngefähr auf 360, in der Breite aber von Mittag gegen Mitternacht auf 180
Abtheilung. Meilen. Die Spanier rechnen folgende sieben Landschaften dazu, als: Panama, Karthagena, S. Martha, Venezuela, Neuandalusien, Neugrenada und Popayan.

§. 15.

Lage. Panama ist das schmale Land zwischen dem Südmeer und dem mexikanischen Meerbusen, welches auch die panamische Erdenge genannt wird. In der Mitte ist sie nur 12 bis 15 Meilen, oben und unten aber 40 Meilen breit. Das
Klima. Klima ist sehr heiß und besonders zu Portobello sehr ungesund. Die Hitze ist hier außerordentlich groß, und ehe man sichs versieht, ereignen sich plötzliche Platzregen, die mit erschrecklichem Donner, Blitzen und Wetterleuchten verbunden sind. Nicht nur die Fremden, sondern auch die Landeseinwohner selbst leiden durch diese schädliche Witterung und befinden sich verschiedenen Zufällen ausgesetzt, die ihre Natur schwächen und sie zeitig ins Grab bringen. Man glaubte sonst, daß die Geburten hier so gefährlich wären,

daß

daß selten eine Gebährerinn davon käme; daher man die Vorsicht gebrauchte, die Frauens nach Panama zu schicken und sie dort ihre Niederkunft abwarten zu lassen. Die Witterung ist auch der Fortpflanzung der Thiere aus andern nicht so schädlichen Gegenden zuwider, so daß die Hühner, die man von Panama oder Karthagena hieher bringt, keine Eyer legen, und das Rindvieh, ohnerachtet der guten Weide, in kurzer Zeit so mager wird und zusammenschrumpft, daß man das Fleisch nicht genießen kann. Von der jährlich hieher kommenden Flotte stirbt gemeiniglich die Hälfte oder der dritte Theil vom Volke; daher man die Stadt mit Recht den Kirchhof der Spanier nennt. Die hohen Kordilleras oder das Gebirge Andes gehen mitten durch die Landenge hindurch, und breiten sich über und unter derselben durch Nord- und Südamerika aus, welche beyde Theile sie gleichsam als durch eine Kette zu vereinigen scheinen. Von denselben hat man eine vortreffliche Aussicht ins Nordmeer; das Südmeer aber kann man wegen anderer mit Gehölzen bedeckten Berge nicht entdecken. Das Land ist größtentheils ein schwarzes sehr fruchtbares Erdreich, welches von vielen Flüssen gewässert wird, und Maiz und anderes Getreyde, Taback, Zucker und Baumwolle liefert. Baumfrüchte von allerhand Art sind häufig, besonders wird die hiesige Ananas, eine Frucht, welche die Gestalt unserer Tannzapfen hat, wegen ihrer Größe und Schönheit, wegen ihres vorzüglichen Geschmacks und

Gebirge Andes.

Beschaffenheit des Landes.

stärkern Geruchs, vor den übrigen in ganz Indien hochgeschätzt. Es hat auch viele Wälder von hohen und überaus starken Bäumen, worunter sich auch schönes rothes Färbeholz befindet, und Gebüsche von Manglen, Brombeersträuchen und Bambus. In den Wäldern und auf den Gebirgen halten sich eine große Menge wilder Thiere auf, besonders Tyger und mancherley Arten Affen, deren Fleisch hier häufig gegessen wird. Ein seltsames Thier ist das faule Thier, welches man seiner Langsamkeit wegen spottweise Periko Ligero, den hurtigen Periko nennet. Es ist so träge, daß es an einem Orte so lange ohne Bewegung liegen bleibt, bis es der Hunger zwingt, Nahrung zu suchen. Wenn es einen Schritt gethan hat, so bleibt es lange Zeit unbeweglich, ehe es den andern thut, und bey jeglicher Bewegung erregt es ein so erbärmliches und widriges Geschrey, worüber andre wilde Thiere, die es anfallen, ein Grausen empfinden und die Flucht ergreifen. Es erhält sich von Waldfrüchten, und wenn es auf dem Boden keine findet, so steigt es auf einen Baum, wirft so viel Früchte herunter als es kann, und um die Mühe des Herabsteigens zu ersparen, rollt es sich wie eine Kugel zusammen, plumpet gerade herunter und bleibt unten am Baume so lange als die Früchte währen. Von eßbaren Vögeln giebt es hier Berghühner, Phasanen, Turteltauben und verschiedene Gattungen Reiher. Schlangen von mancherley Arten werden in Menge angetroffen, unter denen

Periko Ligero.

eine

eine Gattung zween Köpfe, an jedem Ende einen, haben soll. Sie sollen mit beyden beschädigen können, und ihr Gift soll nicht weniger schädlich und wirksam seyn, als von den Korallen- und Klapperschlangen. Eine Art Eidechsen, Namens Iguana, die sowohl im Wasser als auf dem Lande lebt, wird häufig gegessen, und ihre Eyer werden für eine herrliche Speise gehalten. Nirgends können mehr Kröten angetroffen werden, als zu Portobello, wo nach einem Platzregen die Gassen mit ihnen gepflastert zu seyn scheinen, und man nicht gehen kann, ohne auf sie zu treten. Die Flüsse, unter denen der Chagre, Rio d'Oro und Darien die vornehmsten sind, sind fischreich, haben aber auch viele Caimanen oder Flußkrokodille. Die Seeküsten liefern mancherley Muscheln und Schildkröten; besonders wird um die Königs- und Perleninseln eine starke Perlenfischerey getrieben. Fast alle Einwohner von Panama halten einige Negern zur Perlenfischerey, von denen aber viele durch die Taburonen oder Hayfische, durch die Tintoreten oder Tintenfische und durch die Mantas oder Plattfische gefressen oder verstümmelt werden. Die hiesigen Perlen haben ein schönes Wasser, und viele davon nehmen sich durch ihre Gestalt und Größe aus. Es giebt zwar in Panama auch Goldbergwerke, die aber theils nicht sehr ergiebig sind, theils nicht sonderlich bearbeitet werden. Die nach dem Flusse Darien benannte Landschaft wird von einigen Erdbeschreibern als

Flüsse.

Landschaft Darien.

eine besondere Provinz von Terra Firma angesehen, von den mehresten aber zu Panama gerechnet. Sie ist sehr fruchtbar, hat aber eine schädliche Luft, die vom stinkenden Dampfe aus schlammigten Sümpfen verunreinigt wird. Sie hat auch viel Beschwerlichkeiten von Löwen, wilden Katzen, Krokodillen, Schlangen und Fledermäusen auszustehen. Sie war ehemals den Spaniern auch unterworfen, die Einwohner aber haben sich empöret und sich des größten Theils der Landschaft bemächtiget.

§. 16.

Karthagena liegt an der Morgenseite von Panama und hieß sonst Calamari. Sie wurde im Jahre 1502 entdeckt, die von Natur kriegerischen Einwohner aber leisteten den Spaniern lange Zeit tapfern Widerstand, und machten sich ihnen durch ihre vergifteten Pfeile, von denen die kleinste Wunde tödtlich war, furchtbar. Endlich besiegte Pedro de Heredia die Indianer in verschiedenen Gefechten, und legte im Jahre 1533 die Stadt Karthagena an. Die Luft ist hier so heiß, daß nichts drüber seyn kann. Vom May bis zu Ende des Novembers halten Stürme, Regen, Donner und Bliz beständig an, und diese Jahreszeit nennt man den Winter. Von der Hälfte des Christmonats bis zu Ende des Aprils regnet es nicht so heftig und die Witterung wird gesünder, weil die Hitze nicht mehr so unerträglich ist, indem der Wind alsdenn von Nordosten wehet und das Land einigermaßen abkühlet. Weil die

Witterung.

die Hitze beständig fortdauert und auch des Nachts nicht merklich nachläßt, so dünsten die Körper häufig aus und daher sind alle Einwohner blaß und abgezehrt, und man bemerkt in allen ihren Handlungen eine gewisse Trägheit. Diejenigen, die aus Europa hier anlangen, werden den alten Einwohnern an Leibesbeschaffenheit bald gleich; doch bleiben diejenigen, die bey ihrer Ankunft schon etwas bey Jahren sind, so gesund und stark, daß sie ordentlich noch 80 Jahre lang leben. Die Eingebohrnen sind der Krankheit des heil. Lazarus oder dem Aussatze und gewissen Ohnmachten, welche tödtlich sind, sehr ausgesetzt, und wenige Europäer bleiben von der Krätze befreyet. Die Chapetonadas ist eine gefährliche Krankheit, welche die ankommenden Europäer oft befällt, und woran die Kranken in 3 oder 4 Tagen unter heftigen Erbrechen sterben. Das Land ist voller Hügel, die mit schönen fruchtbaren Thälern abwechseln. Die Bäume bleiben beständig grün, und man genießt das Vergnügen, seine Augen an dem immerwährenden Frühlinge dieses Landes zu weiden. Der Ackerbau wird aus Trägheit von den Einwohnern verabsäumet. Das Getreyde, was gebauet wird, ist Maiz und Reis; man macht aber auch Brot, Cazabe genannt, aus den Wurzeln Yuka, Njames und Moniatos. Diese Wurzeln werden von der äußern Haut gesäubert, in kleinen Stückchen zerschnitten und in Wasser gelegt, damit ein scharfer schädlicher Saft sich herausziehe. Nach verschiedenen Wässerungen

Krankheiten.

Beschaffenheit des Landes.

Cazabe.

gen reiniget man das Mehl, läßt es trocknen und bäckt hernach dünne Kuchen daraus, die eine nahrhafte Speise, aber unschmackhaft sind. Mit Zuckerrohr, Baumwolle, Kakao ist das ganze Land häufig versehen, auch mit mancherley schmackhaften Obstfrüchten. Die Ananas oder Tannzapfen sind sehr gemein. Die Pflanze, welche der Aloe gleichet, wächst höchstens drey Schuh hoch. Oben hat sie eine helle karmosinrothe Blume, aus deren Mittelpunkt die Ananas hervorsteigt. Diese hat oben auf der Spitze eine andre Blume, welche mit der Frucht fortwächset. Wenn diese reifet, bekommt sie eine helle blaßgelbe Farbe und einen durchdringenden gewürzartigen Geruch, den man weit verspüret. Die Frucht ist 5 bis 7 Zoll lang, und ihr Durchschnitt beträgt unten 3 bis 4 Zoll. Sie besteht fast aus lauter Saft und hat einen süßen und zugleich etwas annehmlich scharfen Geschmack. Die gemeinste unter allen Früchten sind die Plantanen, wovon die Bananas eine Gattung sind. Diese Frucht ist einen Schuh lang, hat einen groben und strengen Geschmack und wird anstatt des Brotes gegessen, auch an Brühen geschnitten. Die Guanaba, eine Art Melonen; die Mameis, eine Art Pfirsichen; die Sutiles, eine Art Limonien; die Kokusnüsse und Tamarinden sind auch sehr häufig; dagegen kommen die Weinstöcke, Mandel- und Oelbäume hier nicht fort. Die Marien- und Balsambäume sind wegen ihres Holzes schätzbar, und wegen der kostbaren harzi-

Ananas.

Andere Früchte.

gen

gen Säfte, Marienöl und Balsam, die aus ihnen herausträpfeln. Die Palmen liefern Datteln und Palmwein in Menge. Die Cedern, Guayacanen und Ebenbäume geben vortreffliches Holz, und die Bejucos, eine Art von Bindeweiden, liefern die merkwürdige kleine Bohne von Karthagena, deren Kern das kräftigste Gegengift wider den Biß der Ottern und Schlangen ist. Der Manzanillo trägt kleine Aepfel, die ungemein giftig sind, so wie der Saft des Baums. Wer sich unter diesem Baume schlafen legt, soll eine Geschwulst bekommen, und die Thiere sollen aus einem natürlichen Triebe den Baum fliehen. Es wird hier auch ein langer Pfeffer gefunden, welcher viel beißender ist als der ostindische. Endlich ist auch die Sensitiva oder empfindliche Pflanze nicht zu vergessen, welche ihre Blätter einziehet, so bald man sie anrühret. So fruchtbar die Landschaft Karthagena an Pflanzen und Bäumen ist: so hat sie auch keinen Mangel an allerley Thieren. Von zahmen Thieren hat man Rindvieh, dessen Fleisch aber weder saftig noch wohlschmeckend ist, und Schweine, deren Fleisch die ordentliche Speise der Einwohner ist und für das beste in ganz Indien gehalten wird. Man hat auch Hühner, Tauben, Rebhühner und Gänse, und von eßbaren Wildprett wilde Schweine und Kaninchen. Unter den wilden Thieren giebt es hier sehr große und höchstgefährliche Tyger, Leoparden, Füchse, Affen, Eichhörner und das Thier Armadillo. Dieses ist von der Größe

Zahmes Vieh.

Wilde Thiere.

eines Kaninchens, hat einen Rüssel und Füße wie bey einem Schwein, und sein ganzer Leib ist mit einer harten Schale bedeckt, die es vor den Anfällen anderer Thiere beschützet. Unter den Vögel. vielen Vögeln, deren Federn von sonderbarer Schönheit sind, ist der Guacamayo der vorzüglichste, dessen lebhafte und auserlesene Farben kein Maler vorzustellen vermögend ist. Der Tulcan oder Prediger, ein Vogel von der Größe einer Taube, mit einem 5 bis 6 Zoll langen Schnabel, hat seinen Namen daher, weil er sich auf einen Baum höher als die übrigen Vögel, die um ihn herum sind, setzt, und wenn diese schlafen, ein Geräusch macht und dabey einige Worte auszustoßen scheinet. Die Gallinassen kommen der Gestalt nach einer kleinen Pfauhenne gleich und sind für diese heißen Gegenden eine große Wohlthat der Natur, indem sie alle Unreinigkeiten und alles Aas, welches sie auf 4 Meilen weit riechen, verzehren. Wären sie nicht in so großer Menge, so würde man hier nicht leben können, weil von der beständigen Hitze alles sogleich verwesen und die Luft anstecken würde. Fledermäuse giebt es hier in solcher Menge, daß sie bey Sonnenuntergang ganze Wolken bilden. Sie sind die geschicktesten Aderlasser für Menschen und Thiere, und wenn sie des Nachts bey jemanden den Fuß aufgedeckt finden, so beißen sie ganz sachte hinein, bis sie eine Ader antreffen, saugen sich satt, fliegen davon und lassen das Blut laufen. Die Menge der kriechen-

den

den giftigen Thiere verursacht den Einwohnern nicht geringe Beschwerde und Gefahr. Die giftigsten und gemeinsten unter den Schlangen sind die Klapper- Korallen- und Bejucoschlangen. Schlangen.

Die Klapperschlange oder Cascabel ist selten über 2 Schuh lang, von aschgrauer Farbe und hat am Ende des Schwanzes eine Klapper, in Gestalt einer trocknen Erbsschote, worinn 5 bis 6 kleine runde Beinlein sind, welche allemal, so oft sich die Schlange bewegt, ein Geklapper machen. Die Korallenschlange ist 4 bis 5 Fuß lang und 1 Zoll dick, hat eine gewürfelte Haut von abwechselnden gelben, grünen und karmosinrothen Farben, und ihr Biß verursacht einen schleunigen Tod. Die Bejuco- oder Weidenschlange hat die Farbe dieser Weiden und hängt sich an die Aeste derselben, so daß man sie selbst für einen Ast ansieht, und ehe man sichs versieht, von ihr gebissen wird. Wider das Gift aller Schlangen ist die vorhin gedachte kleine Bohne von Karthagena ein sicheres Mittel. Die Hundertfüße oder Tausendfüße und Skorpionen sind nicht weniger gefährlich, als die Schlangen.

Es giebt hier unzählige Schmetterlinge von den schönsten Farben, aber auch ungeheure Schwärme von Mosquiten, großen Mücken, deren Stich eine große Beule und ein schmerzliches Brennen verursacht. Unter allem Ungeziefer sind die Nigues, welche man in Peru Piken nennt, die gefährlichsten. Sie gleichen den Flöhen, sind aber so klein, daß man sie kaum mit den Augen Ungeziefer.

be-

bemerken kann. Sie setzen sich an die Fußsohlen oder zwischen die Zehen, dringen unvermerkt in die Haut ein und verursachen große Schmerzen. Gräbt man sie nicht bald heraus, so legen sie in wenig Tagen eine Menge kleiner Eyerchen, woraus andere Niguen entstehen, die durch den ganzen Fuß herumkriechen. Ein anderes Ungeziefer, welches man Comegen nennt und eine Art von Motten ist, verderbet und zerfrist alles Hausgeräthe und alle Arten von Waaren. Sie sind in ihrer Arbeit so hurtig, daß sie in kurzer Zeit einen ganzen Pack Waare, worüber sie gerathen, in Staub verwandeln. Von Metallen findet sich in einigen Gegenden etwas Gold, es wird aber nicht häufig angetroffen.

§. 17.

Lage. Die Landschaft S. Martha, die von keiner großen Bedeutung ist, liegt gegen Morgen von Karthagena, von der sie durch den Magdalenenfluß und Riogrande getrennet wird.

Witterung. Diese Provinz hat mehrentheils eine trockne Witterung, weil fast beständig ost- oder nordostliche Winde hier wehen und nur im Herbste fallen starke Platzregen. Um das Ufer der See herum brennet die Sonne auf eine unerträgliche Weise; im Lande aber verursachen die Schneeberge eine große Kälte. Das Gebirge Nevades, ein Arm vom andesischen Gebirge, erstreckt sich mitten durch das Land und erhebt seine beständig mit Schnee bedeckte Spitzen so hoch, daß sie auf 30 Meilen in die See gesehen werden können. Das

Beschaffenheit.

Ge-

Gebirge ist steinigt und unfruchtbar, die Ebenen aber liefern Maiz, Patáten und andere Wurzeln und Früchte; wenn aber ein harter Sturm einfällt, verdorret das Gras nebst der Saat auf dem Felde. Pomeranzen, Limonien, Granaten und Weintrauben gerathen hier ziemlich wohl. Tauben, Rebhühner, Kaninchen und anderes Wild sind überflüssig; Löwen, Tyger und Bären aber machen auch diese Gegend sehr unsicher. Fische sind im Ueberflusse vorhanden und man sieht sie, besonders im Hafen S. Martha, 20 Ellen unter dem Wasser bey tausenden schwimmen. Bey Rio della Hacha ist eine ansehnliche Perlenfischerey, welche die beträchtlichsten von der amerikanischen Art liefert. Von Metallen findet man hier schönes Gold in ziemlicher Menge, auch Kupfer, und von Edelgesteinen Smaragden von besonderer Größe, auch Marmor, Jaspis und Porphyr.

§. 18.

Geschichte.

Die Landschaft Venezuela oder Kleinvenedig bekam ihren Namen von den Spaniern, weil sie hier das Dorf Coro, eben so wie Venedig auf vielen kleinen Inseln im Meer erbauet, antrafen. Kaiser Karl V. hatte von den reichen Welsern in Augspurg große Geldsummen aufgenommen und überließ dafür dieser Familie dieses Land eigenthümlich. Sie nahm es auch 1528 durch einen augsburgischen Bürger, Namens Alfinger, den sie zum Statthalter machte, in Besitz. Dieser Deutsche, der eben so grausam war,

war, als die ehemaligen Spanier, übte, um seinen Geiz und Goldbegierde zu sättigen, an den Einwohnern unerhörte Grausamkeiten und die erschrecklichste Tyranney aus, und brachte ihrer eine große Menge ums Leben. Nach 20 Jahren nahmen die Spanier das Land wieder in Besitz und schickten einen Statthalter dahin, der noch grausamer als Alfinger war und das Verderben dieses unglücklichen Landes vollends beförderte. Nachdem man Millionen Indianer umgebracht hatte, ließ man Schwarze aus Afrika kommen, das Land wieder zu bevölkern. Allein diese empörten sich gleich, daher ihre Herren alle Schwarze männlichen Geschlechts umbrachten. Der Schade der Entvölkerung ist auch durch die lange Reihe von Jahren noch nicht völlig ersetzt.

Lage. Venezuela liegt gegen Morgen von S. Martha und erstreckt sich längst dem Nordmeere, zwischen dem See Maracaibo und dem Vorgebirge Vela auf 200, in der Breite aber vom Meer bis nach Neugranada auf 80 Meilen. Das Land ist

Beschaffenheit. größtentheils fruchtbar, so daß man in einigen Gegenden zweymal im Jahre Weizen, Maiz und anderes Getreyde daselbst ärntet. Es bringt von Natur eine solche Menge vortrefflicher Kräuter hervor, daß die Hülfe der Aerzte überflüssig wird. Baumwolle und sehr guter Taback wächset auch in großer Menge. Auf den im Ueberflusse vorhandenen Weiden ernähret man eine große Menge zahmes Vieh, wovon man Käse und Butter in Menge erhält, auch Häute, die

nach

nach Europa gebracht werden. Wilde Thiere zur Jagd sind überflüssig vorhanden. Die hiesigen Löwen sind nicht gefährlich, und ein Jäger kann sich mit Beyhülfe eines Hundes ihrer leicht bemächtigen. Desto ärger sind die Tyger, die nicht selten in die Hütten der Wilden eindringen, Menschen wegtragen und sie zerreißen. Der Fluß Unare, der das Land durchströmet, ist ungemein reich an Fischen, und das Recht zu fischen gab ehemals beständige Gelegenheit zu Kriegen unter den Einwohnern. Das Land hat auch gute Goldgruben, und das Gold, welches man daraus ziehet, ist so fein, daß es auf zwey und zwanzig und einen halben Karat geschätzt wird.

§. 19.

Geschichte. Neuandalusien wurde vom Martin von Oillagarcias mit großem Blutvergießen erobert. Er kam im Jahre 1508 dahin und gab vor, er wollte nur eine Kirche bauen, legte aber unvermerkt eine Festung an und suchte unterdessen die Einwohner durch Spiegel, Korallen und andere Kleinigkeiten zu gewinnen. Wie er nun den König im Lande so treuherzig gemacht hatte, daß er ihn zu Gaste bat, so brachte er guten spanischen Wein mit, machte ihn trunken, stach ihn todt, hieb alle seine Bedienten nieder und steckte die Residenz in Brand. Die Indianer rächeten dieses und machten alle Spanier nieder, da der Admiral eben auf der Flotte war. Dieser bekam eine Hülfe von 3000 Spaniern aus

Do-

Domingo, die zwar schrecklich im Lande wütheten, aber auch größtentheils erschlagen wurden. Endlich nach langem Widerstande und nach Strömen von Blut wurden die Indianer überwältigt und diejenigen, die der Hinrichtung entkamen, wurden zu der Arbeit in den Bergwerken aufbehalten.

Lage.

Neuandalusien liegt gegen Morgen von Venezuela am Nordmeer an der Mündung des großen Flusses Orinoque, an welchem die Spanier die Stadt S. Thomas haben. Ohngeachtet dieses Land eins von den ersten ist, das die Spanier entdeckt haben, so ist es doch von ihren Schriftstellern am meisten verabsäumet worden, so daß man wenig Nachrichten davon findet. Die Spanier haben es bey der Küste, welche sie die Perlenküste nennen, bewenden lassen, und hier besitzen sie die Landschaft Comana. Das Land

Beschaffenheit.

ist bergigt und waldigt und mit Hirschen, Rehen, Hasen, Kaninchen und andern wilden Thieren besetzt, und Tyger und Schlangen sind hier in großer Anzahl vorhanden und sehr gefährlich. Das wichtigste sind die Salzgruben, in welchen man zu allen Jahrszeiten ein vortreffliches Salz findet, welches so hart ist, daß man es, ohne eiserne Werkzeuge dabey zu gebrauchen, nicht herausbringen kann.

§. 20.

Entdekkung.

Neugranada, eine Landschaft mitten im Lande, wurde durch die Spanier im Jahre 1536 entdeckt und vom Gonsalvo Ximenes de Quesada erobert, der hier die erste spanische Stadt

Santa

Santa Fe von Bogota anlegte. Gegen Mor- Lage.
gen hat es die Provinz Venezuela zur Grenze, ge-
gen Mitternacht S. Martha, wovon es durch die
weitläuftigen Gebirge Opono abgesondert wird,
gegen Abend Popayan und gegen Mittag weit-
läuftige Gegenden, die noch wenig bekannt sind.
Die Spanier geben ihm 170 Meilen in der Länge
und etliche 20, zuweilen auch weniger Meilen in
der Breite. Es ist rund herum von den Pan-
chiern umgeben, einer Nation, die sehr unge-
stalt, wild und allen Arten von Lastern ergeben
ist. Das Land ist sehr heiß und feucht, und es Witterung.
regnet hier sehr viel. Es hat ordentlich zweymal
Sommer und zweymal Winter. Der erste
Sommer fängt mit dem December an und dauert
bis zum Ende des Februars. Der Winter, der
darauf folget, dauert bis zu Ende des May und
machet dem zweyten Sommer Platz, der bis zu
Ende des Septembers dauert, wo sich ein an-
derer Winter anfängt, der sich mit dem Novem-
ber endigt. Diesen Unterschied macht nicht so-
wohl die Kälte, als vielmehr der Regen, der mit
entsetzlichem Donner und heftigem Streiten zwi-
schen dem Nord- und Südwinde begleitet ist.
In den beyden Sommern ist die Luft beständig
heiter und der Regen ist in den Nächten der bey-
den Winter nicht weniger beständig; denn des
Tages regnet es sehr selten. Die Spitzen der
Gebirge sind beständig mit Schnee bedeckt; dem
ungeachtet fliegen zuweilen starke Flammen her-
aus, wovon die Asche viele Meilen weit herum-

Beschaffenheit.

geworfen wird. Das Land ist in vielen Gegenden ungemein fruchtbar und bringet Maiz und andere Landesgewächse im Ueberflusse hervor. In den Thälern sind Salzquellen, deren Wasser, wenn es auf Kräuter fällt, zu einem Harze wird, womit man die Schiffe zu verpichen pflegt. Die Wälder sind groß und dick, und es finden sich darinn Nußbäume, Mandelbäume, Cedern, Franzosenholz, Guajakan, der wunderbare Baum Zeiba, dessen Blätter alle 12 Stunden abfallen und wieder wachsen, und der Baum Xagua, dessen weißer Saft schwarz färbet. Es giebt hier ungemein große Feigen, und häufige Baumwolle und Zuckerrohr. Die zahmen Thiere, Rindvieh, Ziegen und Schweine vermehren sich ungemein; nur die Schafe wollen nicht recht fort. Pferde und Maulesel sind in unzählicher Menge vorhanden, wovon ein großer Theil nach Peru gebracht wird. An allerley Vögeln und Wildprett ist kein Mangel; es fehlet aber auch nicht an Löwen, Tygern und Bären. In den häufigen Bergwerken findet man sehr gutes und feines Gold, Silber, Kupfer und Staal, auch Smaragden, Kristallen und Marmor.

§. 21.

Entdekkung.

Die Landschaft Popayan, die zum Theil zur Statthalterschaft von Quito, zum Theil aber zu der von Neugranada gehöret, wurde vom Sebastian von Belalcazar im Jahre 1536 entdeckt und erobert. Er befliß sich aber mehr sich hier festzusetzen, als das Land völlig zu unterwerfen,

werfen, und diese Nachläſſigkeit iſt von ſeinen Nachfolgern niemals wieder recht gut gemacht worden. Sie ſind ſogar gezwungen worden, viele Sitze zu verlaſſen, weil es ihnen zuſchwer gefallen, den Indianern zu widerſtehen, denen man Zeit gelaſſen kriegeriſch zu werden, und welche nunmehr völlig zu zähmen es gleichſam unmöglich geworden. Die Landſchaft Popayan grenzet an Neugranada und wird vom Südmeere bewäſſert. Die Witterung iſt hier ſehr verſchieden, indem manche Gegenden mehr kalt als warm, andere ſehr heiß ſind, und in noch andern ein beſtändiger Frühling zu ſpüren iſt. Erſchreckliche Donner und Blitze ſind hier ſehr gewöhnlich, und den häufigen Erdbeben iſt das Land ebenfalls ausgeſetzt. Die Landſchaft iſt bergigt, voller feuchten Thäler, buchtiger Flüſſe und reichen Goldadern. Etliche Gipfel der darinn belegenen Berge brennen und werfen große Steine, auch wohl heiß Waſſer, das zum Salzſieden dienet, aus. Maiz wächſet hier im Ueberfluß, auch Zuckerrohr und andere Geſäme und Früchte, nachdem es die Beſchaffenheit einer jeden Gegend zuläſſet. Das bey den Peruanern höher als alle koſtbare Metalle und Edelſteine geſchätzte Kraut, Cuca oder Coca, welches mit dem in Oſtindien bekannten Betel übereinkommt, iſt Popayan eigen. Es iſt eine ſchwachſtenglichte Pflanze, die wie ein Weinſtock an einer andern hinanläuft und deren Blätter ſich weich anfühlen laſſen. Die Indianer wickeln einige Blätter um ein Stück Mombi,

Witterung.

Beſchaffenheit.

Kraut Cuca.

einer Art von Kreide, kauen beydes mit einander, werfen den ersten Speichel aus und schlucken den übrigen hinunter. Wenn sie den Saft völlig herausgezogen haben, speyen sie das Kraut aus und nehmen wieder anders. Es ist ungemein nahrhaft, und so lange sie diese Blätter im Munde haben, denken sie an kein Essen und reisen ganze Tage lang, ohne etwas mehr als dieses Kraut mitzunehmen. Fehlt es ihnen, so befinden sie sich nicht bey so guten Kräften und arbeiten sehr schläfrig. In Pasto, einer Abtheilung von Popayan, findet man gewisse Bäume, woraus das Harz Mopamopa gezogen wird. Man überfirnisset damit hölzerne Gefäße, die sehr schön aussehen und so dauerhaft sind, daß weder heißes Wasser noch scharfe Sachen diesem Firniß schaden können. Die Thäler haben vortreffliche Viehweiden und Wiesen, in denen eine unglaubliche Menge von Schafen, Rindvieh und Mauleseln gezogen wird. An mancherley Vögeln ist kein Mangel und die Flüsse sind ungemein fischreich; so giebt es auch auf den Gebirgen und in den Wäldern viel Wildprett und wilde Thiere. Ein besonderes Ungeziefer Coya oder Coiba richtet mit seinem durchdringenden Gift vielen Schaden an. Es hat die Gestalt einer Spinne, kommt aber an Größe einer Wanze noch nicht gleich, und hält sich in den Winkeln der Gemäure und im Grase auf. Es hat eine hochrothe Farbe und die Feuchtigkeit, die es in seinem kleinen Körper enthält hat eine so besondere Wirkung, daß sie,

Ungeziefer Coya.

wenn

wenn das Thier zerdrückt wird und etwas davon auf die Haut eines Menschen oder Thieres spritzt, sogleich durch die Schweißlöcher eindringt, sich mit dem Blute und den Säften des Körpers vermischt und eine schleunige und erschreckliche Geschwulst verursachet, worauf in kurzer Zeit der Tod folget. Das einzige Rettungsmittel ist dies, daß man, sobald der Leib anfängt zu schwellen, ein gewisses Stroh, welches in dasigen Gegenden wächst, anzündet und den ganzen Körper damit senget. Merkwürdig ist, daß wenn der Wurm in der flachen Hand zerknirscht wird, solches der Gesundheit nicht schadet, da doch oben auf dem Rücken der Hand die obengemeldete schlimme Wirkung erfolget. Die Thiere springen aus einem natürlichen Triebe auf die Seite, wenn sie ein Coyennest im Grase spüren, und sie blasen allemal das Gras erst stark an, ehe sie es mit dem Munde ergreifen. Die Goldbergwerke sind im ganzen Lande häufig und liefern sehr viel gutes Gold. Silber findet man selten, aber destomehr Smaragden, Jaspis und Agathen. Unter die vorzüglichen Waaren dieses Landes gehört auch Balsam und Drachenblut.

§. 22.

Einwohner.

Die Indianer der verschiedenen Landschaften von Terra Firma kommen in ihrer Gestalt, Sitten und Gebräuchen ziemlich miteinander überein. Die ordentliche Größe der Mannspersonen ist zwischen 5 bis 6 Fuß. Sie sind gerade, von einem schönen Verhältniß, haben starke Knochen

Leibesgestalt.

und eine breite Brust. Sie sind geschmeidig, lebhaft und ungemein schnell im Laufen. Die Weiber sind klein und dick, aber wohlgebildet. Beyde Geschlechter haben ein rundes Angesicht, eine stumpfe eingedrückte Nase, sehr feurige Augen, eine hohe Stirn, weiße und wohlgesetzte Zähne, dünne Lippen, einen kleinen Mund und ein wohlgebildetes Kinn. Sie haben schwarzes, starkes und langes Haar, welches die Weibspersonen mit einer Schnur hinten im Genicke zusammen binden, die Männer aber lang hinunter hängen lassen. Sie haben ein großes Vergnügen sich zu kämmen mit einem hölzernen Werkzeuge, welches aus vielen kleinen Stäbchen bestehet, und dieses wiederholen sie des Tages vielmals. Den Bart und alles andere Haar, außer den Augenwimpern und Augenbraunen, welche sie mit einem Oel reiben, wodurch sie glänzend werden, raufen sie aus. Die Mannspersonen lassen sich auch, wenn sie einen Feind erlegt haben, die Haare abschneiden und den ganzen Leib schwarz malen. Ein geschwärzter Mensch, der keine Haare hat, wird für einen Held gehalten. Ihre Gesichtsfarbe ist wie hell Kupfer oder trockene Orangen; doch findet man auf der Landenge ein Geschlecht von weißen Indianern, deren Haut aber milchweis und am ganzen Leibe mit einem feinen weißen Milchhaar bedeckt ist. Sie haben auch weiße Augenbraunen und Haupthaare, und so schwache Augen, daß sie das Tageslicht nicht vertragen können, des Nachts aber sehen sie sehr helle.

Alle

Alle Indianer in diesem Lande mögen sich gern den Leib mit verschiedenen Figuren bemalen. Sie lassen sich auf alle Theile, vornehmlich im Gesichte, Figuren von Menschen, Vögeln und Bäumen mit rother, gelber und blauer Oelfarbe zeichnen, welche Malerey einige Wochen dauert und denn wieder aufgefrischet wird. Einige machen diese Züge unauslöschlich, indem sie die Haut mit einer Dornspitze zerstechen und denn die Farbe darauf streichen lassen. Sie tragen ordentlicher Weise keine Kleider. Die Weiber haben nur um die Mitte des Leibes ein Stück Zeug, welches ihnen bis auf die Knie gehet: die Mannspersonen aber sind ganz nackend und bedecken das natürliche Schamglied nur mit einem Plantanblatte. Doch findet man an der Nordküste welche mit langen baumwollenen Röcken, wie unsere Fuhrmannskittel. Die Mannspersonen schmücken sich mit einer goldenen oder silbernen eyrunden Platte, die sie über den Mund tragen und welche die Unterlippe bedecket. Die Weiber haben statt der Platten einen Ring in der Nase, dessen Größe nach Verhältniß des Ranges ihrer Männer verschieden ist. Die Nase wird unter dieser Last allmählich niedergezogen, daß sie ihnen endlich bis auf den Mund herunterkömmt. Die Oberhäupter tragen an jedem Ohre einen Ring und zwo große Goldbleche, eines auf der Brust, das andere auf dem Rücken. Beyde Geschlechter schmücken sich auch mit Schnüren von Tygerzähnen oder Muschelschalen, die sie um den Hals

Kleidung.

hängen, wozu die Weiber noch dergleichen Armbänder fügen.

§. 23.

Wohnungen. Diese Indianer wohnen gemeiniglich zerstreut und gern am Ufer eines Flusses, sie verändern auch die Gegend, wenn sie glauben, daß diejenige, wo sie wohnen, den Spaniern bekannt sey. Ihre Wanderungen verursachen ihnen wenig Ungelegenheit, weil sie zu ihren Gebäuden keinen Grund legen dürfen. Sie graben nur einige Löcher in die Erde, stecken 7 bis 8 Fuß hohe Pfähle hinein und flechten Stäbe dazwischen, die sie mit Erde überkleiden. Das Dach wird von kleinen Sparren gemacht und mit Blättern gedeckt. In der Mitte der Hütte wird das Feuer angemacht und ein Loch oben im Dache dienet zum Schornsteine. Die Hütte ist ohne Abtheilungen, die ganze Familie ist darinn beysammen und ein jeder hat seinen Hamak oder Hängebette am Dache hängen. Ein großer Klotz dienet ihnen zum Tisch, und kleine Klötze statt der Stühle, und Plantanen-
Feldbau. blätter sind ihre Tischtücher. Das Land wird nur um jedes Haus herum gebauet. Sie hacken die Erde um, machen Löcher mit den Fingern und stecken in jedes Loch 2 bis 3 Körner Maiz. Im April wird gesäet und im Herbstmonat ge-
Speisen. ärntet. Man trocknet das Getreyde und zermalmet es mit sehr gleichen Steinen zu Pulver. Plantanen, Yamen, Pataten und Cassave sind ihre gewöhnliche Speise, und vom Maiz machen sie verschiedene Getränke. Sie essen täglich ein-

mal

mal Fleisch von wilden Thieren, welches sie aber niemals kochen, sondern sie schneiden es in Stücke, thun es mit Wurzeln und Piment in ein irdenes Gefäß und lassen es nur einige Stunden auf heißer Asche stehen. Die Mannspersonen sind hier nicht so träge als in den südlichern Gegenden, säubern ihre Pflanzungen, hauen die Bäume um und thun die grobe Arbeit. Die Weiber pflanzen den Maiz und säubern ihn, bereiten das Getränke und die Speisen, und tragen auf den Reisen das Hausgeräthe und die Lebensmittel. Die Vielweiberey ist erlaubt, der Ehebruch aber wird mit dem Tode bestraft. Die Strafe eines Menschen, der eine Jungfrau schändet, ist, daß man ihm einen kleinen mit Stacheln versehenen Stab in die Harnröhre steckt und ihn einigemal darinn umdrehet, welche Marter so schmerzhaft ist, daß sie gemeiniglich den Tod verursacht. Bey dem Verheirathen beobachten sie seltsame Ceremonien. Der Vater oder in seiner Abwesenheit der nächste Anverwandte der Braut muß sie 7 Nächte allein in seiner Verwahrung haben, anzuzeigen, daß er sie ungern von sich lässet. Alle Indianer des Ortes versammeln sich zum Hochzeitfeste und werden mit einer Schale starken Getränkes empfangen. Des Jünglings Vater hält eine lange Rede, nach welcher er mit tausenderley Verdrehungen tanzt. Hierauf setzt er sich aufs Knie und stellet seinen Sohn der Braut zu, deren Vater auch auf dem Knie sitzet und sie bey der Hand hält. Denn er-

Vielweiberey.

Heirathen.

hebt sich dieser und tanzet, worauf sich beyde Brautleute umarmen. Sogleich springen die Männer mit ihren Aexten und Hacken nach einem Stück Landes, das den neuen Eheleuten zur Bepflanzung angewiesen ist, hacken und graben das Erdreich um, und die Weiber und Kinder besäen es mit Maiz. Alle zusammen bauen daselbst eine Hütte zur Wohnung für die neuen Eheleute. Denn schmauset und trinkt man 3 bis 4 Tage. Die Weiber trinken und tanzen nie öffentlich mit den Mannspersonen, sondern sie warten, um sich unter einander lustig zu machen, bis die Männer sich hinwegbegeben haben. Wenn eine Frau niederkommt, so tragen ihre Freundinnen und Nachbarinnen sie und ihr Kind sogleich an den Fluß und waschen sie. Das Kind wird in eine Baumrinde gewickelt und man reiniget es oft in fließendem kalten Wasser. Die einzige Erziehung der Knaben ist, daß die Väter sie schwimmen, den Bogen spannen und den Spieß werfen lehren, und ihre Geschicklichkeit in diesen Uebungen ist vortrefflich. Die Mädchen werden bey guter Zeit zu den häuslichen Verrichtungen angehalten und helfen den Müttern bey der Arbeit. Sie pflücken und spinnen Baumwolle, wovon sie sehr gute Zeuge machen. Sie bereiten die Röhre, woraus die Mannspersonen Körbe, auch Schalen zum trinken machen, welche so fest sind, daß sie das Getränke halten können. Wenn die Mädchen mannbar werden, so bleiben sie so lange, bis sie heirathen, in ihrer Familie eingeschlossen, und

Kinderzucht.

be-

bedecken ihr Gesicht mit einem baumwollenen Schleyer, den sie sogar vor ihren Vätern tragen.

§. 25.

Die vornehmste Beschäfftigung der Männer ist, Bogen und Pfeile und Lanzen zu machen. Sie machen auch eine Art Flöten aus hohlen Bambus, nach deren Klange sie tanzen. Sie stellen sich in einen Kreis, die Hände ausgestreckt auf den Schultern, und drehen sich mit heftiger Bewegung auf allen Seiten herum. Die Geschicktesten springen aus dem Kreise, um allerhand Sprünge und geschmeidige Wendungen und Drehungen zu machen. Bey einer zahlreichen Versammlung dauert der Tanz den ganzen Tag, und denn laufen sie alle ins Wasser sich abzukühlen. Ihre liebste Uebung ist die Jagd, und zum Schiessen haben sie solche Lust, daß sie keinen Vogel können fliegen sehen, ohne einen Pfeil auf ihn abzudrücken, und selten verfehlen sie ihn. Außer ihren besondern Jagden, die sie so ofte vornehmen, als ihr Vorrath vom Fleische ausgegangen ist, halten sie gemeinschaftliche große Jagden, die oft 20 Tage dauern. Auf ihren Reisen dienet ihnen die Sonne zur Wegweiserinn, ist sie aber unter einer dicken Wolke verborgen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu den Bäumen, deren Rinde sie beobachten, und die dickste Seite zeiget ihnen, wo Mittag ist. Sie unterscheiden die Wochen, Tage und Stunden nur durch Zeichen, welche sie selbst denenjenigen zu verstehen geben können, die ihre Sprache nicht verstehen, und

Beschäfftigung und Ergötzlichkeiten.

und die vergangene Zeit bezeichnen sie durch Monden. Ihre Art zu zählen geschiehet durch Einheiten und Zehner bis auf Hundert, weiter aber erstreckt sich ihre Rechenkunst nicht. Sie
Religion. sollen die Sonne für ihre vornehmste Gottheit erkennen, haben aber weder Tempel noch Gottesdienst. Sie haben eine große Furcht vor dem Teufel, den sie unter verschiedenen Gestalten abmalen, und setzen ein großes Vertrauen auf ihre Wahrsager. Von einem künftigen Leben haben sie keinen Begriff, und alle ihre Absichten sind auf den Gebrauch ihrer natürlichen Kräfte eingeschränkt. Sie waren ehedem Menschenfresser und fraßen das Fleisch derjenigen, die sie in ihren Kriegen fangen konnten. Sie warfen die gefangenen Spanier auf die Erde, goßen ihnen geschmolzen Gold in den Mund mit den Worten: friß, Christ, da friß Gold. Denn schnitten sie ihnen einen Arm oder ein Bein ab, brieten diese Glieder auf Kohlen und verzehrten sie mit Sin-
Menschenfresser. gen und Tanzen. Die Antier sind noch grausamer als die Tyger. Wenn sie einen angesehenen Gefangenen machen, binden sie ihn nackend an einen Pfahl und schneiden ihm mit scharfen steinernen Messern das Fleisch vom Leibe herunter. Denn färben sich alle untereinander mit dem Blute dieses unglücklichen Opfers und schlingen das Fleisch roh hinein, so daß sich dieser Elend lebendig gefressen sieht. Die Weiber sind noch unmenschlicher, indem sie die Warzen an den Brüsten mit dem Blute reiben und es ihre Kin-

de

der mit der Milch einsaugen lassen. Sie halten diese Speise in großer Hochachtung und essen sie als etwas heiliges. Hat sich der Geopferte standhaft und trotzig bey den Martern bezeiget, so trocknen sie die Knochen und stellen solche auf den Gipfel der Berge, halten sie für Götter, beten sie an und bringen ihnen Opfer. Die alten Einwohner in der Landschaft Karthagena führten ihren Götzen Chiappen mit sich in den Krieg. Sie opferten ihm ihre Kinder, verzehrten sie und bestrichen ihn mit ihrem Blute. Waren sie glücklich, so stellten sie große Schmausefeste an, tanzten und sungen, schlachteten die Gefangenen und bestrichen den Götzen mit ihrem Blute und Gehirne. Die Streitenden aufzumuntern hiengen sie die Gebeine ihrer berühmten Kriegshelden oben an die Fahnen.

§. 25.

Mancherley Geschlechter der Weißen.

Außer den Indianern giebt es in dem Königreich Terra Firma zweyerley Einwohner, nämlich Weiße und Negern, aus deren Vermischung mancherley Geschlechter entstehen. Unter den Weißen haben die Chapetonen oder gebohrnen Europäer den vornehmsten Rang; ihre Anzahl ist aber nicht groß, weil sie sich gemeiniglich nach Spanien zurückbegeben, sobald sie ein mäßiges Vermögen gesammelt haben. Auf diese folgen die weißen Kreolen, welches die Nachkommen der Spanier sind, die sich ehemals im Lande niedergelassen haben. Sie besitzen größtentheils Ländereyen oder Vermögen. Aus der Vermi-

schung

schung der Weißen und Schwarzen entstehen die Mulatten, die sehr zahlreich sind und wieder aus verschiedenen Geschlechtern bestehen. So kommen von Mulatten und Weißen die Terceronen her; von Weißen und Terceronen die Quarteronen, und von Weißen und Quarteronen die Quinteronen. Bey diesen findet man keine Spuren mehr vom Negerngeschlechte und sie sind weder in Ansehung der Farbe, noch der Gesichtszüge von den Weißen zu unterscheiden. Die Kinder, die von Weißen und Quinteronen gezeugt werden, heißen daher schon Spanier. Ein jeder hält sein Geschlecht hoch und siehet es für eine Beschimpfung an, wenn ihm jemand aus Versehen eine niedrigere Stuffe zuschreibt, als diejenige ist, zu welcher er gehöret. Aus der Vermischung der Mulatten und Negern, und aus der Vermischung dieser Geschlechter mit den Indianern entstehet noch ein anderes Geschlecht, welches Sambo genannt wird. Ueberhaupt sind wegen der mancherley Vermischungen eines Geschlechts mit dem andern der Gattungen so viel, daß sie sich selbst nicht mehr von einander zu unter-
Negern. scheiden wissen. Das Geschlecht der Schwarzen ist in Ansehung der Anzahl und Menge nicht das schwächste. Sie sind wieder entweder Kriolen oder Bozalen: diese sind die in Afrika erkauften und hieher gebrachten Negern, jene aber die von Negern hier im Lande gezeugten Kinder. Beyde sind entweder freye, die sich ihre Freyheit erkauft haben und für sich leben; oder Leibeigene, die zu

Be-

Besorgung des Hauswesens, Bestellung des Feldes, in den Bergwerken und sonst zu den beschwerlichsten Arbeiten gebraucht werden. Die Mulatten treiben Handwerker, welches von den Weißen nicht geschiehet, sie mögen Kreolen oder Chapetonen seyn; denn diese würden es für einen großen Schimpf halten, wenn sie ihr Leben mit solchen Handarbeiten zubringen sollten. Weil sie aber nicht alle darinn glücklich seyn können, so gehangen viele so wenig zu den Reichthümern, die sie in Indien zu finden glaubten, daß sie endlich in das äußerste Elend gerathen. Noch eine andere Gattung von Leuten werden Pulizonen genannt. Dies sind Leute, die ohne Erlaubniß ihrer Obrigkeit mit den Schiffen nach Westindien gehen, ihr Glück daselbst zu machen, ohne weder eine Bedienung zu bekleiden, noch Vermögen zu besitzen, noch sonst etwas zu haben, wodurch sie sich empfehlen können. Sie gerathen gemeiniglich in die elendesten Umstände, und müssen sich endlich noch glücklich schätzen, wenn sie eine freye Negerinn oder Mulattinn heirathen können, und von ihren Unterhalt durch alle Arbeiten erwerben, wozu sie Gelegenheit finden.

§. 26.

Charakter der Weißen. Der Charakter der Weißen kommt mit dem Charakter der Spanier in Europa ziemlich überein. Sie zeigen eben den Stolz und das grandtätische Wesen und eben die Trägheit, welche durch die große Hitze noch vermehret wird. In der Handlung sind sie sehr verschlagen, listig und

eigen-

eigennützig; ihr Tichten und Trachten gehet nur auf ihren Vortheil und Gewinnst, und darinn sind Chapetonen und Kreolen einander gleich. Man bemerkt an ihnen einen guten Verstand, einen fertigen, muntern und aufgeräumten Witz. Bewundernswürdig ist, daß der Verstand sich hier weit früher entwickelt, als in Europa. Man siehet, daß hier kleine Kinder von 2 oder 3 Jahren ordentlicher und vernünftiger denken und reden, als Kinder in Europa von 6 oder 7 Jahren. Diese Fähigkeit zeigt sich besonders bey denen, die sich auf die Wissenschaften legen, da sie es in kurzer Zeit so weit bringen, als es diejenigen, die in andern Ländern wohnen, kaum durch viele Arbeit und in reifern Jahren bringen können. Allein der Mangel am Fleiße, die Neigung zum Müßiggange und die Laster, denen sie sich gemeiniglich zeitig ergeben, machen daß dasjenige verlohren gehet, was man von ihnen erwartet hatte, und daß die Früchte ihrer Fähigkeit nicht zur Reife und Vollkommenheit gelangen.

Sitten und Gebräuche.

In Ansehung der Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche sind sie in einigen Stücken von den Spaniern unterschieden. Der Branntwein ist bey ihnen sehr stark im Gebrauch, und auch die ordentlichsten und mäßigsten Personen haben um 11 Uhr Vormittags ihre Branntweinsstunde, welche Gewohnheit aber bey vielen zum Laster wird, die die Branntweinsstunde anfangen, so bald sie aus dem Bette aufgestanden sind, und sie nicht eher schließen, als bis sie wieder zu Bette gehen.

gehen. Der gemeinste ist der Landbranntewein, der aus dem Safte des Zuckerrohrs verfertigt wird; die Vornehmen aber bedienen sich des spanischen. Die Chocolade brauchen sie eben so stark, und auf gleiche Weise verthun sie ungemein viel von süßen Sachen und Honig. Nicht geringer ist ihre Begierde nach dem Tabackrauchen. Der Gebrauch des Tabacks ist durchgängig eingeführt, ohne Ausnahme des Geschlechts und des Standes; nur daß die weißen Weiber in ihren Häusern rauchen, die Männer aber und die Weiber von andern Klassen keinen Unterschied unter dem Orte und der Zeit machen. Sie bedienen sich dazu kleiner aus Taback verfertigter Röllchen, wovon sie das eine Ende anzünden und das andere in den Mund nehmen. Die Weiber stecken auch das angezündete Ende in den Mund und behalten es lange Zeit darinn, ohne daß der Taback verlöschet, oder das Feuer ihnen Unbequemlichkeit verursachet. Unter die besondern Gewohnheiten gehören auch die Tänze oder Fandangos, die sie bey ihren Festen, Lustbarkeiten und Feyertagen anstellen, wobey das gemeine Volk große Ausschweifungen begehet. Die Kleidung der Weißen ist von der in Spanien nicht sehr verschieden, nur daß sie leicht ist. Die Männer tragen Westen und Beinkleider von brenischer Leinwand, und ein Oberkleid von einem dünnen Zeuge wie Taffent. Auf dem Kopf haben sie eine Mütze von zarter Leinwand, und in den Händen tragen sie beständig Fächer von sehr zar-

ten Palmblättern. Die weißen Weiber tragen eine Pollera oder Rock, der vom Gürtel bis auf die Füße gehet und von einfachem Taffent ist. Den Oberleib schnüren sie allemal ein und tragen, aber nur zur Regenzeit, über demselben eine weiße leichte Jupe. Wenn sie ausgehen, legen sie noch eine Basquinna oder Oberrock und einen Manto oder ein langes Oberkleid an. Sie tragen keine Schuhe, sondern Pantufos, eine Art Pantoffeln, und den Kopf bedecken sie mit einem Kopfzeuge von feiner Leinwand, voller Spitzen, fast in Gestalt der Bischofsmützen.

§. 27.

Von Gelehrsamkeit und Künsten wissen die eingebohrnen Indianer gar nichts, und die Spanier wenden hier noch weniger Fleiß darauf als in ihrem Vaterlande. Ihre einzige Beschäfftigung ist die Handlung, welche besonders in den Städten Panama, Portobello und Karthagena in großem Flore ist. Die spanischen Flotten, welche die europäischen Waaren in die amerikanischen Kolonien bringen und die dortigen Landeswaaren und Schätze zurücknehmen, kommen zuerst nach Karthagena, wohin die Kaufleute aus den innern Landschaften Santa Fe, Popayan und Quito ihre Waaren bringen, die vornehmlich in Silber und geprägtem Golde, oder Gold in Platten und Goldstaub und Smaragden bestehen, dagegen sie solche Waaren und Güter zurücknehmen, die zu Versorgung dieser Landschaften erforderlich sind. Bey dieser Messe gewinnen die

Handlung.

Ein-

Einwohner der Stadt ein großes, theils durch Vermiethung der Häuser und ihrer Negern, theils durch Handreichung und Dienste, welche sie über sich nehmen. Sobald die Galleonen die Nachricht erhalten, daß die Waaren der peruanischen Flotte zu Panama ausgeladen sind, so gehen sie nach Portobello, wo eine ansehnliche Messe gehalten wird. Dieser sonst todte Ort ist alsdenn so volkreich, daß manche Häuser für 4 bis 6000 Thaler auf die Zeit der Messe vermiethet werden, welche auf 40 Tage festgesetzt ist, aber wegen der ungesunden Luft und Krankheiten selten über 14 Tage dauert. Die Flotte ladet ihre Waaren aus und indessen langet das peruanische Gold und Silber von Panama zu Lande auf Mauleseln an. Alsdenn vergleicht man sich unter Aufsicht des Präsidenten von Panama und des Befehlshabers der Flotte über die Preise der Waaren, und nun kann ein jeder nach diesen bestimmten Preisen zu handeln anfangen. Ehemals hatten die Engländer die Freyheit ein Vergünstigungsschiff hieher zu schicken, auf welchem sie eine ansehnliche Ladung auf ihre Rechnung mit auf die Messe brachten und also einen ansehnlichen Antheil daran hatten. Dieses that der Handlung der spanischen Kaufleute großen Eintrag, daher auch diese Vergünstigung aufgehoben worden. Sobald die Galleonen fort sind, bedeutet der Handel hier sowohl als in Karthagena sehr wenig, und dies wird die todte Zeit genannt. Die Stadt Panama hat ebenfalls einen ansehnlichen Handel, da sie

die erste Stadt ist, wo die peruanischen Schätze und Waaren ausgeschiffet werden. Auch zu andern Zeiten, wenn keine spanische Flotte in Amerika zugegen ist, fehlt es dieser Stadt nicht an Verkehr, indem alles, was nach den Häfen der Südsee in Peru, oder aus diesen Häfen nach Spanien gehen will, fast nothwendig hier durch muß. Es wird auch zu Panama und Portobello ein starker Assiento- oder Negerhandel getrieben, und an beyden Orten ist eine Cassa oder Faktorey, aus welcher die Negern durch ganz Terra Firma und Peru verkauft und vertheilt werden. Von holländischen und engländischen Schiffen wird, von den antillischen Inseln aus, ein starker Schleichhandel mit europäischen Waaren getrieben, welchen auch die Spanier, aller Bemühungen ohngeachtet, nicht hindern können, ob sie gleich viele Guarda Costas oder Schiffe zur Bewahrung der Küsten halten.

§. 28.

Religion. Die Religion der hiesigen Spanier ist die römisch-katholische, und sie sind hier nicht weniger abergläubisch, als in Spanien selbst. Die Weiber sind so andächtig, als stolz und galant. In der Provinz Cumana gehört es zum Wohlstande, daß sie, wenn sie in die Kirche gehen, welches alle Tage geschiehet, sich von einer Art Pagen begleiten lassen. Dieser Page ist geistlichen Standes, aber noch von keinem Orden, und verrichtet, in Erwartung Priester zu werden, die Stelle eines vertrauten Dieners. Die Pfaffen

fen und Mönche sind hier ungemein zahlreich, haben große Gewalt, und besitzen, so wie die Kirchen, große Reichthümer. Die Inquisition ist ebenfalls eingeführt, und es sind verschiedene Gerichte derselben in der Provinz. Die Spanier haben ihre Religion mit Feuer und Schwert ausgebreitet und die Indianer, so weit sie ihnen unterworfen sind, zur Annehmung derselben gebracht. Allein diese armen Leute sind, aus Mangel des gehörigen Unterrichts, darinn sehr unwissend, und ihr Christenthum besteht größtentheils darinn, daß sie in die Messe gehen und einige Ceremonien mitmachen. Die Justiz wird, wie in den spanischen Städten, von Alkalden und Regidoren verwaltet, von denen die Appellation an die königlichen Audiencias geht. Eine solche Audiencia ist zu Panama über die Provinzen Panama, Darien und Veraguas, und eine andere zu Santa Fe über die andern Landschaften von Terra Firma; doch steht der südliche und westliche Theil von Popayan unter der Statthalterschaft und Audiencia von Quito in Peru. Die Regierung des Landes wird besorget theils von dem Statthalter der Audiencia Panama, der zugleich Generalcapitain ist, und gemeiniglich der Präsident von Panama genannt wird; theils von dem Unterkönig von Neugrenada, der seinen Sitz zu Karthagena hat. Unter beyden stehen wieder verschiedene Unterstatthalter in den Provinzen.

Justizwesen.

Das III. Hauptstück.

Von Guiana.

§. 29.

Entdekkung.

Guiana, ein weitläuftiges Land in Südamerika, ist den Europäern, was die innern Gegenden betrifft, noch unbekannt, so viel Mühe man auch auf die Entdekkung desselben gewandt hat. Die Spanier machten sich aus den Erzählungen einiger Indianer die prächtigsten Vorstellungen von diesem Lande. Man gab vor, es wäre in demselben ein See, dessen Sand Gold wäre, und eine Stadt, deren Dächer mit Gold bedeckt wären, daher man sie el Dorado nannte: der Goldstaub sollte so häufig seyn, daß die Einwohner, nachdem sie sich mit einem klebrichten Oel bestrichen, den ganzen Leib damit bestreuten. Antonio von Berreo und andere Spanier gaben sich unglaubliche Mühe, diese Stadt zu entdecken, und auch andere Mächte wurden durch die herrlichen Vorstellungen davon rege gemacht. Die Königinn Elisabeth von England schickte im Jahr 1595 den berühmten Admiral Walther Raleigh mit einer Flotte dahin, den Spaniern dieses Land streitig zu machen. Er beschiffte die Küsten und fuhr auch in den Orinoko und einige in denselben fallende Flüsse hinein. Keymis, ein andrer englischer Seefahrer, that 1596 den zweyten Versuch und lief auch in den Orinoko ein, konnte

aber

aber so wenig als Raleigh sich im Lande festsetzen. Mit eben so wenigem Erfolg wurde noch ein dritter Versuch auf Raleighs Kosten und Anweisung unternommen. Auch die Franzosen versuchten es in Guiana einzudringen. Villegagnon, Viceadmiral von Bretagne, ein Kalvinist, machte den Anschlag, eine Kolonie von Protestanten dahin zu führen, welches Vorhaben der berühmte Admiral von Coligny eifrigst unterstützte. Die Kolonie wurde in Brasilien angelegt, ihre Uneinigkeit aber gab den Portugiesen Gelegenheit, sie zu zerstören. Die Ueberbleibsel derselben wandten sich nach Guiana, wo aber erst lange nachher ordentliche Errichtungen zu Stande kamen. Im Jahre 1651 entstand die Gesellschaft vom Aequinoctialfrankreich, welchen Namen man damals Guiana gab, welches die Franzosen auch Cayenne nennen. Es wurde auch eine Kolonie angelegt, welche aber durch Uneinigkeit und Unordnung bald zu Grunde gieng, daher die Holländer sich auf der Insel Cayenne niederließen. Im Jahr 1683 entstand eine neue Gesellschaft von Frankreich unter der Mittellinie, welche den Holländern Cayenne wieder abnahm und die hier befindlichen Etablissements der Franzosen zu Stande brachte. Nachdem die Holländer von den Portugiesen aus Brasilien vertrieben waren, so kamen sie nach Surinam, wo sie sich im Jahre 1668 festsetzten, von da sie ihre Niederlassungen weiter an der Küste ausbreiteten. Bey allen unternommenen Reisen der Europäer und

verschiedener Missionarien ist das Innere dieses Landes doch nur unvollkommen bekannt.

§. 30.

Grenzen. Die Landschaft Guiana macht den Theil vom südlichen Amerika aus, der sich von der Mittellinie bis zum 9ten Grad nordlicher Breite erstreckt, und zwischen dem Amazonenflusse und dem Orinoko eingeschlossen ist. Ihre Grenzen sind gegen Mitternacht und Morgen das Nordmeer, gegen Mittag Brasilien und das Amazonenland, und gegen Abend Neugrenada. Die Größe. Größe wird längst der ganzen Küste auf 300 Meilen geschätzt. Da das Land so nahe bey der Witterung. Linie ist, so ist es sehr heiß und die Hitze würde unerträglich seyn, wenn nicht das Regenwetter fast dreyviertel Jahre anhielte, welches die Luft ziemlich gemäßigt macht; ja des Morgens ist es sogar oftmals kalt, so daß man sich genöthigt siehet Feuer anzumachen. Surinam ist ein für die Gesundheit gefährlicher Ort. Tag und Nacht sind fast beständig gleich, und die Nächte werden denen, die nach der großen Tageshitze dem Thau ausgesetzt sind, sehr gefährlich. Wenn die Sonne am höchsten stehet, so verursacht die brennende Hitze der Luft eine so große Auflösung der Säfte in dem Körper und ein so anhaltendes heftiges Schwitzen, daß alles Wasser, das man trinkt, in dem Augenblicke durch die Schweißlöcher durchdringt, als wenn es aus einem Schwamm gedrückt würde. Hiezu kommt die Unbeständigkeit der Witterung, da alle 4 Jahrszeiten

zeiten vielmal in einem Tage auf einander folgen. Die Winde sind häufig und ungestüm und die Donnerwetter außerordentlich heftig. Die Luft auf der Insel Cayenne ist gesunder, seitdem man das Land mehr urbar gemacht hat. Man empfindet auch hier nicht eine so brennende Hitze, weil sich alle Morgen um 8 Uhr ein Ostwind erhebet, der die Luft abkühlet. Die Witterung verursacht verschiedene Krankheiten. Eine ist besonders den neugebohrnen Kindern gefährlich, wovon aber auch Erwachsene nicht frey sind. Sie bestehet in einem Hauptfluß, der mit einer Verzuckung aller Glieder vergesellschaftet ist, wobey der Hals verdrehet wird, die Kinnbacken sich zusammenschließen, und die Arme und Beine steif werden, wie ein Stück Holz. Das beste Mittel ist, daß man den Kranken oft mit frischem Wasser begießt, bis man merkt, daß die Glieder wieder geschmeidig werden. Eine andere Krankheit heißt der **Makakewurm**, der zwischen Fell und Fleisch entstehet, insgemein bey den Gelenken in den Beinen und Schenkeln, und besonders an den Knieen. Er gleicht einer Raupe, ist dunkelbraun, einen Zoll lang und so dick als eine Federspule. Anfänglich verursacht er ein Jucken und nachher eine Blatter, die immer größer wird, da man sie denn öffnet und den Wurm herausnimmt. Krankheiten.

§. 31.

Die ganze Küste von Guiana hat ein sehr angenehmes Ansehen wegen der großen Wälder Beschaffenheit.

von beständig grünenden Bäumen. Ihr größter Theil liegt niedrig und ist daher den Ueberschwemmungen ausgesetzt. Weiter hineinwärts ist das Land erhaben und man findet daselbst auch große Gebirge. Meistens ist es mit Holz bewachsen, doch findet man auch flache unbewachsene Oerter, wo große morastige Wiesen liegen, die kaum mitten im Sommer austrocknen.

Produkte. Der Boden ist fett und fruchtbar, und das ganze Land könnte sehr nutzbar werden, wenn es völlig angebauet würde. Man bauet hier viel Maiz, große Hirse, Maniok, Pataten, Baumwolle, Kaffee, Kakao, Indigo, Rucu und Zuckerrohr.

Kaffeebaum. Der Kaffee ist itzt einer der größten Reichthümer von Guiana. Die Holländer machten zu Surinam mit dem Anbau desselben den Anfang, und seit 1721 bauen ihn auch die Franzosen zu Cayenne. Der Baum wächst hier sehr geschwind, trägt aber erst im dritten Jahre Früchte. Er erreicht nur die Höhe von 10 Fuß und ist von unten an voller Zweige, davon allemal zween und zween kreuzweis gegen einander stehen, so daß sie einen dickbelaubten Baum machen, der die Gestalt einer Spitzsäule und ein sehr schönes Ansehen hat. Er trägt jährlich zweymal Früchte, indem die Zweige, welche im Junius blühen, im December reife Früchte haben, und die Zweige, welche um diese Zeit blühen, im Junius Früchte

Kakao. bringen. Der Kakao wird stark gebauet und mancher Eigenthümer unterhält hunderttausend dergleichen Bäume, welche ihm auf 8000 Thaler

er eintragen, ohne weitere Kosten, als daß er 15 bis 20 Sklaven darauf hält. Der Rucu ist ein Staudengewächs, das 10 Fuß und drüber hoch wird, und rothe, auch gelbe Früchte trägt, die man Cabochen nennt. Diese Früchte werden zu einem Teige gestoßen, der eine Zeitlang in Wasser eingeweicht und alsdenn ausgepresset wird, daß das Wasser davon ganz roth wird. Dieses Wasser kocht man so dick als einen Brey, den man hernach an der Sonne trocknet. Der Rucu ist in der Färberey sehr nützlich und wird zu gelber, rother und anderer Farbe gebraucht. Der Indigo wird auf eine ähnliche Art aus einer Pflanze bereitet. Das Zuckerrohr wird vom December bis zu Ende des März gepflanzt. Hiezu nimmt man vom obersten Theil des Rohres Stücke eines Fußes lang, welche viel Knoten haben und dichte neben einander gesetzt und sodann mit ein wenig Erde bedeckt werden. Nach 8 Monaten wird das Rohr abgeschnitten und auf besonders dazu eingerichteten Mühlen zermalmet. Der ausgepreßte Saft wird in einem Troge aufgefangen und durch hölzerne Rinnen in die Zuckersiederey geführet, wo er gesotten und geläutert wird. Aus dem Schaume und dem letzten Syrop bereitet man ein dem Branntwein ähnliches Getränke, welches Tafia genannt wird. Die Europäer haben hier verschiedene europäische Küchengewächse, auch Kürbisse und Melonen gepflanzt, die sehr gut fortgekommen sind; die europäischen Fruchtbäume aber wollen

Rucu.

Zuckerrohr.

nicht

nicht recht fort. Die Feigen sind vortrefflich, und Weintrauben kann man zu allen Jahrszeiten haben; sie werden aber von den Vögeln und Ameisen sehr verderbt. Unter den Landfrüchten
Mamis. sind die Ananas und Mamis die besten. Diese letztere ist die Frucht eines ziemlich großen Baums, hat die Gestalt einer Kanonenkugel und 6 bis 8 Zoll im Durchschnitte. Sie hat eine röthliche, eines halben Fingers dicke Schale wie Leder, die man abziehen kann. Sie ist für den Geschmack und Geruch sehr angenehm; man macht Marmeladen, eingemachtes Zuckerwerk und Torten daraus, die vortrefflich sind. In den Wäldern trifft man Eben- Violet- Rosen- und anderes Holz, ingleichen Vanille und Copaubäume an. Das Cumery oder sogenannte Rothholz kommt von sehr harzigen Bäumen, aus denen ein rother Saft fließet, der ein heilsamer Balsam für man-
Kalebassier. cherley Beschädigungen ist. Der Kalebassier gleicht unsern größten Aepfelbäumen und trägt eine Frucht, welche die Gestalt eines Kürbis hat. Diese höhlen die Negern aus und machen Flaschen, Schüsseln, Näpfe und andern Hausrath daraus.
Liane. Die Liane ist in Guiana eine gemeine Pflanze. Sie windet sich um die Bäume, und wenn sie bis auf den höchsten Gipfel gekommen ist, laufen ihre Zweige wieder auf die Erde herunter und schlagen Wurzel. Manche sind so dick wie ein Arm und ziehen den Baum, den sie umschlingen, dergestalt zusammen, daß er erstickt und verdorret. Aus diesen Lianen bereiten die Einwohner ihre

Stricke

Stricke. Eine andere Art von Lianen geben, wenn sie zerschnitten werden, ein klares reines Wasser in Menge, welches den Jägern und Reisenden zur Erquickung dienet. Die Pflanze Pitte giebt einen sehr nützlichen Faden, der stärker und feiner als Seide ist, und woraus man Strümpfe macht. Die Indianer schälen diese Pflanze wie den Hanf und machen Stricke und Hamacken daraus. Der Manglier ist ein Strauch wie Weiden, und wächset sehr häufig an den Ufern der Flüsse und in den Sümpfen. Seine Aeste und Wurzeln laufen weit herum und flechten sich dergestalt in einander, daß sie eine Art von Damm machen, auf welchem man viele Stunden weit, wie auf festem Lande, gehen kann. Pitte. Manglier.

§. 32.

Von zahmen Vieh haben die Europäer Pferde, Ochsen, Schafe und Ziegen hieher gebracht, die auf den schönen Weiden in großer Menge gehalten werden, und sich noch weit mehr vermehren würden, wenn die Tyger nicht so großen Schaden darunter anrichteten. Die Menge des Wildes in den Wäldern ist ungemein groß. Man findet Hirsche, mancherley Arten Schweine, worunter besonders die Maypuris merkwürdig sind, die theils auf dem Lande, theils im Wasser leben; Paks eine Art von Kaninchen. Unter den Raubthieren sind die dunkelrothen Tyger die gefährlichsten, und sie schwimmen oft vom festen Lande nach der Insel Cayenne hinüber. Die Affen sind auch in großer Anzahl vor- Zahmes Vieh. Wilde Thiere.

vorhanden und verderben oft die mit Maiz besäeten Felder. Um sie zu fangen, setzt man töpferne, mit Maiz gefüllte Flaschen mit einem engen Halse auf die Felder. Die Affen stecken die Pfoten hinein, um den Maiz herauszunehmen, können sie aber nicht zurückziehen, und werden von den Indianern, welche sie durch ihr Geschrey herbeyziehen, todt geschlagen. Eine Art von kleinem Hunde ist wegen seiner besondern Gegenwehr merkwürdig. Wenn er einen Menschen, Tyger oder Löwen auf sich zukommen siehet, so erwartet er ihn unerschrocken, und sobald sein Feind in der erforderlichen Nähe ist, wendet er sich um und läßt einen so vergifteten Wind fahren, daß man die Flucht nehmen muß. Der Ante, ein Thier von der Größe eines Mauleſels, hat zwischen beyden Augen ein Bein stehen, womit er alles, was er in den Wäldern antrifft, zerstößt. Eine Art von Katze, Cusicusi genannt, schläft den ganzen Tag, und die Nacht geht sie aus Vögel und Schlangen zu fangen. Außer den Gänsen und Hühnern, welche die Europäer hieher gebracht haben, findet man einen Ueber-
Vögel. fluß von Vögeln, besonders Phasanen, Rebhühner, wilde Enten, Holz- und Turteltauben und den Narrenvogel, dessen Schmalz ein sicheres Mittel für den Schlag und die aus Verkältung entstehende Lähmung ist. Auf Cayenne werden viel Papagoyen gefangen, die stark gegessen werden und wohlschmeckend sind, zumal wenn sie in einer Suppe aufgetragen werden. Das Land ist

on einer unzählichen Menge von Flüssen durch- Flüsse.
chnitten, unter denen der Orinoko, Uyapok,
Essequebe, Maroni, Cayenne und Cachi-
ur die vornehmsten sind. Außer den Fischen,
ie diese Flüsse liefern, findet man an der Küste
iele Schwertfische und eine unzählige Menge
Schildkröten von verschiedener Art und Größe, Schild-
eren Fleisch und Eyer eine sehr wohlschmeckende kröten.
Speise sind. Man fängt hier auch die schöne
rt Schildkröten, welche man Caret nennet und
eren Schale stets ein Grund zu einer reichen
andlung gewesen ist. Die Schildkröten legen
re Eyer am Ufer und auf den Sandbänken, die
us dem Wasser hervorragen. Die Zahl ist ver-
hieden nach der Größe, indem einige nur 24,
ndere aber bis 64 Eyer legen. Sie machen das
och, wohin sie sie legen wollen, mit vieler Mühe,
nd bedecken es hernach sorgfältig, daß man es
cht erkennen kann. Wenn die jungen Schild-
öten aus den Eyern gekrochen sind, so warten
bis zur Nachtzeit, um ihre Löcher zu verlassen
nd ins Wasser zu gehen, in welchem Element
leben sollen, und da bemerkt man mit Verwun-
rung, daß sie durch einen Naturtrieb allezeit
n kürzesten Weg erwählen und ihn niemals ver-
hlen. Schlangen und allerley kriechende und Schlangen.
egende Ungeziefer sind hier, wie fast in ganz
merika, sehr gemein. Unter den Schlangen
vornehmlich der Bujo, ein ungeheures Thier,
merken. Sie ist bis 16 Ellen lang und siehet
m Stamme eines alten Baumes gleich, indem

sie

sie eine Art von Moos um sich herum hat. Wenn sie ein Geräusch höret, hebt sie den Kopf in die Höhe, macht ihn 3 bis 4 Fuß lang, kehrt sich wider den Löwen, Tyger oder Menschen, den sie anpacken will, und indem sie ihren Rachen aufsperret, giebt sie einen so vergifteten Hauch von sich, daß die Person oder das Thier taumelnd wird und selbst ihr in den Rachen läuft. Eine andere kleinere Schlange bekommt im Alter auf dem Kopfe Haare, die ein so grausames Gift sind, das kein Mittel in seiner Wirksamkeit aufzuhalten vermögend ist. Die Menge des Ungeziefers, womit dieses Land geplagt wird, ist unbeschreiblich groß. Die Muskiten, Marangoinen und Maks, welches Arten von großen Mücken sind, füllen die Luft dergestalt an, daß sie rechte Wolken machen. Die Chiken kommen mit den bey Terra Firma beschriebenen Niguen überein. Die Holzläuse, deren Kopf mit einer schwarzen harten Spitze, wie mit einem Pfriem versehen ist, verderben damit alles, was ihnen vorkömmt, und in Zeit von 24 Stunden können sie einen Kleiderschrank, so voll er auch ist, in kleine Zäserchen verwandeln. Eine gewisse Gattung Ameisen tödten alles Ungeziefer, als Fliegen, Wespen, Käfer, Spinnen und sogar Ratten, aus denen sie ein völliges Gerippe machen. Die Kröten sind hier unter die Wohlthaten zu rechnen, weil sie die Ameisen fressen, die in den Häusern so viele Beschwerlichkeit verursachen. Gewisse Ameisen lassen sich auf ihrem Wege selbst durch einen Fluß

Ungeziefer.

nicht

nicht aufhalten. Die erste setzt sich an den Rand des Wassers auf ein klein Stückchen Holz, das sie mit ihren Zähnen fest hält: die zweyte hält sich an die erste, und die dritte an die zweyte und so ferner, bis die letzte an den Rand des andern Ufers kommt, wo sie sich auch fest hält. Diese Kette dienet den übrigen allen zu einer Brücke. Endlich giebt es auch eine große Menge mannigfaltiger Raupen, Schmetterlinge und Insekten, unter welchen viele von ungemeiner Schönheit sind. Die berühmte Meriania, welche deswegen im Jahre 1699 eine ausdrückliche Reise nach Surinam anstellete, hat eine Sammlung von den dort befindlichen Insekten mit ungemeiner Zierlichkeit gezeichnet, welche auf 72 Kupfertafeln ans Licht gestellet wurde, wovon die Abdrücke noch in den Kabinettern der Naturforscher angetroffen werden.

§. 33.

Einwohner im innern Lande.

Die Anzahl und Mannigfaltigkeit der Völker in Guiana ist groß. Diejenigen, welche in den innern Gegenden des Landes wohnen, sind uns noch nicht hinlänglich bekannt. Die Schwierigkeiten in einem so großen Lande voller Wüsteyen und Wälder und über unschiffbare Flüsse herzukommen, verstatten nicht, die gewünschten Nachrichten von ihnen einzuziehen. Hiezu kommt die Unwissenheit der Sprachen und die Wildheit der Einwohner, welche alle Menschenfresser seyn sollen. Es soll unter ihnen eine Nation geben, welche man Ohnköpfe nennet, und man giebt

Ohnköpfe.

vor, sie hätten die Augen auf den Schultern, den Mund auf der Brust und die Haare auf dem Rücken. Eine andre Nation hat die Kunst gefunden, den Kopf ihrer Kinder durch Drücken sehr lang und fast einem Hundskopfe gleich zu machen. Noch mehrere von diesen Völkerschaften befleißigen sich, den Kopf zu verunstalten, um sich entweder von andern zu unterscheiden, oder sich bey ihren Nachbarn furchtbar zu machen.

Hundsköpfe.

Einwohner an der Küste.

Die Indianer an der Küste bestehen aus 12 bis 15 Völkerschaften, welche aber nicht zahlreich sind und sich nicht über 15000 Mann belaufen, weil sie durch Kriege aufgerieben worden sind. Die vornehmsten sind die Galibier, welcher Land sich von Cayenne bis nach den Orinoko erstrecket. Alle Indianer in Guiana unterscheiden sich durch ihre natürliche Neigungen und Gewohnheiten von den Einwohnern ihrer Nachbarschaft sowohl, als von den nordlichen Völkern.

Ihre Gestalt.

Sie sind größtentheils klein von Statur, haben eine röthliche Farbe, schwarze gerade Haare und einen dicken Bauch. Die Karaiben haben wegen ihrer Gestalt den Vorzug vor den andern, indem sie alle groß und wohl gewachsen sind und

Charakter.

sehr gut aussehen. Es fehlt ihnen nicht an Witz und Geschicklichkeit, sie sind lebhaft, ob sie gleich kaltsinnig zu seyn scheinen, und in allen Leidenschaften bis zur Ausschweifung heftig, ob sie gleich dem Ansehen nach in allen Sachen unempfindlich scheinen. Sie sind sehr abergläubisch, verzagt und faul, dem Trunke und der Unkeuschheit

äußerst

äußerst ergeben, und wenn sie einen Haß auf jemanden werfen, ist er unauslöschlich. Sie haben insgesammt eine Neigung zur Satyre, und über die geringsten Vorfälle machen sie scherzhafte, auch wohl beißende Lieder. Bey dem geringsten Vorwurfe sind sie ungemein empfindlich, und gerathen wohl gar in Verzweiflung, daß sie sich das Leben nehmen. Die Galibier sind noch die besten; sie besitzen eine gewisse Billigkeit, eine Art von Höflichkeit, sind in der Unterredung bescheiden und vorsichtig, und wenn sie nüchtern sind, gerathen sie niemals an einander, schimpfen und schelten sich auch nicht, wenn sie gleich einander gehässig sind. Die Indianerinnen sind klein und zärtlich, haben auch eine röthliche Gesichtsfarbe, kleine Augen und schwarze Haare. Ihre Gesichtszüge haben eine gewisse Freundlichkeit, und sie sind zu Liebeshändeln sehr geneigt. Weil sie aber Sklavinnen der Männer sind, müssen sie darinn sehr behutsam verfahren, weil sie sonst ohne Barmherzigkeit umgebracht werden würden. Sie haben sehr dicke Waden, weil man den Mädchen gleich nach der Geburt unter die Knie und ein wenig über den Knöcheln breite und dicke Bänder bindet, wodurch die Waden stark werden, welches in ihren Augen eine unmeine Schönheit ist. Sie gehen größtentheils nackend, doch bedecken die meisten Männer ihre Blöße mit einer Camiza oder Binde, die sie zwischen den Beinen durchziehen und vermittelst eines Stricks um den Leib binden. Ehe die

Weiber.

Kleidung und Putz.

Knaben diese Camiza bekommen, müssen sie harte Proben ausstehen. Sie müssen viele Tage fasten und in ihren Hängebetten bleiben, als ob sie krank wären; man peitscht sie auch öfters, in der Einbildung, sie durch diese kleine Ceremonien tapfer zu machen, und wenn solche vorüber sind, werden sie als Männer angesehen. Die Mädchen tragen, so lange sie ledig sind, eine Art Schürze, ohngefähr eines Fußes breit ins Gevierte, sobald sie aber verheirathet sind, gehen sie völlig nackend. Bey Festen und Tänzen binden sie einen Cuyu, eine Art von Schürze, um, die bis auf die Knie reicht und über und über mit Glaskorallen besetzt ist. Ueber die Schürzen binden sie Gürtel aus kleinen Muscheln und Perlenmutterschnecken, und die Arme schmücken sie mit Armbändern von blauen und weißen Glaskorallen. Die Männer tragen Hauptbinden von mannigfarbigen Federn, die an einander gebunden oder in gewisser Ordnung über einander befestiget sind. Sie tragen auch Halsbänder von Zähnen, welche man hier als ein Zeichen einer großen Tapferkeit ansieht. An Festtagen bekleben sie den Leib, vermittelst eines Harzes, mit kleinen Stücken dünner Strohmatten von verschiedener Farbe, nach ordentlich gewählten Mustern, so daß es von ferne scheinet, als wenn sie mit den schönsten Stoffen bekleidet wären. Der kostbarste Zierrath sind gewiß grüne Steine, die sie um den Hals hängen und auf die Brust herunterfallen lassen, auch an der Naseknorpeln tragen, die in ihrer Kindheit durch

bohre

bohret werden. Um ihren Aufputz vollkommen zu machen, bemalen sie den ganzen Leib oder manche Orte desselben mit Rucu oder mit dem Harze aus einem Baume Sipo, worunter sie verbrannte Baumblätter mischen, um ihm eine schwarze Farbe zu geben.

§. 34.

Häuser.

Ihre Karbets oder Wohnungen sind elende länglich-viereckige Hütten. Die eine Art heißt Kubuya, das niedrige Haus, und ist mit der Erde gleich. Dieses besteht aus zween dicken Pfosten, worauf eine große Stange liegt, an welche zu beyden Seiten Baumzweige schräg angelegt werden, welche man mit Baumblättern bedeckt. Die andere Art ist Sura, das hohe Haus, besteht aus verschiedenen 8 bis 10 Fuß hohen eingerammten Pfählen. Auf diese werden Queerbalken gelegt, auf welchen man einen Fußboden von Latten legt. Denn wird ein Dach darauf gesetzt, welches mit Palmblättern bedeckt wird. In diese Häuser steigt man auf zween Balken, worinn einige Tritte befestigt sind, hinauf. In manchem dieser Häuser wohnen oft 20 bis 30 Familien beysammen. Sie sind insgemein auf einer Höhe, oder am Ufer eines Flusses, ohne die geringste Ordnung gebauet. Jede Nation hat ein Tabui oder großes Karbet, worinn sie ihre Zusammenkünfte halten, die Fremden empfangen, ihre Feste feyern und ihren Verstorbenen das Leichengepränge halten. Das vornehmste Nahrungsmittel der Wilden ist Mancok, wor-

Speisen und Getränke.

aus sie entweder ein Mehl oder Kassave, eine Art Teig, bereiten. Sie essen aber auch Pataten und andere Wurzeln, nebst dem Fleische der Vögel und wilden Thiere, auch wohl der Schlangen, und Fische und Schildkröten. Ihr Getränke Ouycou bereiten sie aus Kassaven, Pataten, Bananen und Syrop vom Zuckerrohr, worauf sie Wasser gießen und alles mit einander gähren lassen. Es gleicht einem starken Biere, ist kühlend und berauscht leicht. Ein anderes Getränke, Maby, verfertigen sie aus Wasser, Pataten, Syrop und sauern Orangen, welches, nachdem es gegohren hat, einen röthlichen Wein giebt, welcher so gut ist, als der beste Cyder. Die Männer bringen ihre meiste Zeit in Müßiggang zu, und nur allein der Hunger kann sie von ihrem Lager auf die Jagd und den Fischfang treiben. Diejenigen, die an der Musik ein Vergnügen finden, blasen auf großen Flöten, und machen damit ein solch Getöne, daß dem Brüllen eines Ochsen nicht ungleich ist. Die fleißigsten bauen Pyroguen oder Fahrzeuge und machen Körbe, Bogen und Pfeile und Hamaks oder Hangebetten von Baumwolle. Sie verfertigen auch Ballone und Ringe aus dem milchartigen Safte einer Liane, den sie kochen, wodurch er ein dichtes Wesen bekommt, worauf er in allerley Formen gethan und am Feuer getrocknet wird. Man kann diese Ringe dergestalt ausdehnen, daß sie Armbänder, ja gar Leibgürtel werden, und sich doch, wenn man sie wieder an den Finger steckt,

Beschäftigung der Männer,

über

über denselben als ein Ring zusammenschließen. Die Weiber sind wahre Sklavinnen, indem die ganze Haushaltung auf ihnen beruhet und sie die beschwerlichsten Arbeiten verrichten. Sie bestellen das Feld, tragen Holz und Wasser ein, und holen Wurzeln und Maiz, um das Essen zu bereiten. Wenn sich die Männer satt gegessen und schlafen gelegt haben, so bringen sie fast die ganze Nacht zu, ihnen Getränke zu bereiten, wovon sie sich voll saufen, da sie denn die Weiber schlagen, bey den Haaren herumschleppen und mit Füßen treten. Manche Weiber halten es daher für die größte Wohlthat, welche eine Mutter ihrer Tochter erweisen kann, daß sie sie bald nach der Geburt tödte. Ihre Ergötzung ist das Ballspielen. Sie machen Parthien gegen einander und schlagen den Ball mit dem Racket mit solcher Gewalt und Stärke, daß kein Indianer sich getrauet ihn aufzuhalten, ohne Gefahr zu laufen, daß er sich die Achsel verrenke. Wenn die Männer spielen, nehmen sie kein Racket, sondern schicken den Ball bloß mit der rechten Achsel zurück, wobey sie eine bewundernswürdige Geschicklichkeit beweisen. Haben sie sich durch diese Uebung erhitzt, so machen sie sich Schnitte in die Schenkel, Beine und Arme, und gehen, nach genug vergossenem Blute, in den Fluß, wo sich sich in den Sand wälzen. Dabey nehmen sie Hände voll Erde, die sie mit ungemeinem Vergnügen aussaugen, weil diese Erde das Fett der Schildkröten an sich ziehet, wornach sie sehr begierig sind. Den

der Weiber.

Ergötzlichkeiten.

Abend bringen sie gemeiniglich mit Tanzen bis zum Schlafengehen zu. Die Mannspersonen fassen einander bey den Händen an und machen einen Kreis, die Weiber machen einen zweeten, und die Kinder schließen beyde erstere in einen dritten ein.

§. 35.

Heirathen. Die Vielweiberey ist bey diesen Völkern eingeführet, und wenn der Mann seiner ersten Frau satt ist, so steht es ihm frey eine andere zu nehmen. Wenn sie ihre Töchter verheirathen, so legen sie ihnen vorher ein 6wöchentliches strenges Fasten auf, da sie täglich nicht mehr als 3 Datteln, 3 Unzen Kassave und Wasser bekommen. Die Nacht vor der Hochzeit bemalt man ihre Leiber und bestreuet sie mit Federn. Bey Sonnenaufgang kommen Musikanten und Tänzer, welche spielen und um das Haus herumtanzen. Man giebt ihnen hernach eine Schüssel mit Fleisch, mit der sie ins Holz laufen, sie auf die Erde schmeißen und dabey schreyen: da Teufel, nimm dies und laß uns heute zufrieden. Denn erscheinet die Braut in erbarmenswürdiger Gestalt wegen des 40tägigen Fastens, und neben ihr gehn zwo alte Weiber, von denen die eine ihr mit Weinen die Leiden, und die andere mit Lachen die Freuden des Ehestandes erzählt. Hiebey machen die Musikanten ein abscheuliches Getöse und die Kinder schreyen aus Leibeskräften. Denn setzt man sich zu Tische, isset und betrinkt sich, singt, tanzet, wütet und tobet bis an den andern Morgen.

Eine

Einer der wunderlichsten Gebräuche bey einigen Völkerschaften ist der, welcher die jungen Mannspersonen verbindet die ältesten Wittwen, und die jungen Mädgen die abgelebtesten Greise zu heirathen. Viele dieser Indianer sehen es für eine Unehre an, wenn ihre Weiber zwey Kinder auf einmal auf die Welt bringen, indem sie das eine für das ihrige, das andere aber für die Frucht der Untreue ihrer Weiber ansehen. Daher schaffen die Mütter, welche, wenn sie ein Kind geboh-
en haben, noch eins erwarten, das erste sobald
ls möglich auf die Seite, um nicht dem Spotte
hrer Nachbarinnen ausgesetzt zu seyn und von
en Männern öffentlich ausgescholten und mit
Ruthen gestäupt zu werden. Die Väter geben Kinder-
hren Kindern keine Unterweisung, und diese leisten zucht.
hnen keinen Gehorsam. So lange sie klein sind,
erden sie außerordentlich geliebt; sobald sie aber
eranwachsen, scheinen beyderseits einander nichts
nzugehen, und es ist nichts seltenes, daß die
Söhne sich an den Vätern vergreifen. Wenn
ie Kinder krank werden, so stechen sich die Müt-
er mit einer Fischgräte in die Zunge und benetzen
it dem aus der Wunde laufenden Blute alle
Morgen den Leib ihrer Kinder, so lange bis sie
esund werden, oder sterben. Entstehet eine an-
eckende Krankheit unter einer Völkerschaft, so
uß das Oberhaupt jedem Einwohner eben die
inderung verschaffen. Er muß sich die Haut
it Lanzetten aufritzen und ihnen den Magen mit
inem Blute streichen. Diese Pflicht, die öfters

den Tod verursacht, verhindert nicht, daß mat sich um die traurige Ehre bemühet, das Oberhaup einer Nation zu werden. Die Leichenbegängniss sind nicht bey allen Völkern in Guiana einerley Sobald ein Oberhaupt gestorben ist, legt mat den Leichnam in ein Hängebette, um welches sich die Weiber des Verstorbenen herumsetzen uni einander ablösen. Die Hitze macht, daß di Körper bald riechend werden und eine Meng Fliegen herbeyziehen. Die unglückseligen Wei ber sind verbunden 40 Tage lang die Flieger wegzujagen und nicht zu verstatten, daß eine ein zige sich auf den Körper setzt. Denn wird er be graben und der älteste Sohn setzt sich in Besitz de väterlichen Erbschaft und heirathet alle desser Weiber, seine eigne Mutter ausgenommen, di aus besonderm Vorrechte mit ihrem Manne be graben wird. Man pflegt hier Kranke, zu deren Genesung man keine Hoffnung hat, lebendig z begraben, und alte abgelebte Leute lassen sich, un nicht sich selbst und andern zur Last zu seyn, dies Wohlthat von ihren Kindern erzeigen.

Begräbnisse.

§. 36.

Von der Religion dieser Völker weis mat nichts, als daß sie Heyden sind und Sonne un Mond als Gottheiten anbeten sollen. Die Mond finsternissen sehen sie als ein groß Unglück an weil sie sich einbilden, daß der Mond sterbe wolle, oder auf sie erzürnt sey, und sich wegbegeb um sie nicht mehr zu erleuchten. Sie mache ein erbärmliches Geschrey und Getöse mit ihre

Religion.

Kriegs

Kriegsinstrumenten, stellen sich ins Gewehr und
rbieten sich, ihn wider seine Feinde zu schützen,
flügen ein Stück Landes um und säen Maiz für
en Mond, damit er sie nicht verlassen möge,
eitschen ihre Kinder mit Riemen und nehmen
usend andere Thorheiten vor. Wenn nun der
Mond seinen Schein verlieret, gehen sie in die
ütten, und schelten ihre Weiber aus, die über
ie Krankheit des Mondes wenig gerührt zu seyn
heinen. Diese stellen sich, als wenn sie es nicht
erstünden, und die Männer fangen an zu bitten,
aß sie den Mond ersuchen sollen, sich wieder zu
holen und nicht zu sterben. Die Weiber er-
essen allerley Geschenke von ihnen und gehen
ndlich hinaus, begrüßen den Mond und sagen
m eine Menge Gebeter mit kläglicher Stimme
or. Bekommt er endlich sein Licht wieder; so
achen die Männer ihren Weibern deswegen
usend Danksagungen. Die katholischen Missio-
narien, welche unter diese Völker gegangen sind,
ben viele Indianer zum Christenthum bekehret.
ie größte Schwierigkeit dabey ist, ihre Sprache
lernen, die sehr verschieden ist, indem einige
Völker aus dem Halse, andere durch die Nase,
ieder andere bloß mit den Lippen, und noch an-
re ganz außerordentlich geschwinde reden. Es
kein Ameisenhaufen, der sich nicht mit meh- Gesetze.
rer Ordnung erhält, als diese Völker; indessen
obachten sie doch gewisse Gesetze, besonders in
sehung des Ehebruchs. Einige lassen die Ver-
echer mitten auf einem öffentlichen Platze hin-
richten;

richten; bey andern begnügt sich der beleidigte Mann, so ofte bey der Frau des Ehebrechers zu schlafen, als dieser bey der seinigen gewesen ist.

Regierung. Eine jede von den verschiedenen Völkerschaften in Guiana hat ihr besonderes Oberhaupt oder Cazi ken, der die Regierung führet und im Kriege ihr Anführer ist. Dieser muß viele strenge Proben aushalten, ehe er zu seiner Würde gelanget. Er muß erstlich 40 Tage ein strenges Fasten beob achten, während welcher Zeit er alle Tage viel Peitschenhiebe auf die Brust, den Leib und die Schenkel bekommt, und sich nicht im geringsten darf merken lassen, daß es ihm wehe thut. Nach dieser ersten Probe häufet man um ihn eine Men ge übelriechender Kräuter, die angezündet wer den, und deren Geruch ihn halb rasend mach und zu starken Ohnmachten bringt, welches öfter wiederholt wird. Endlich macht man ihm einen Halsband und einen Gürtel von Blättern, die voller Ameisen sind, um, und sucht ihn durch die heftigen Stiche dieser Thiere wieder lebendig zu machen. Hierauf muß er wieder, doch nicht mit so großer Strenge, fasten, worauf man ihn als Hauptmann ausruft und ihm die zu seiner Würde erforderlichen Waffen giebt. Diejenigen, die als

Prüfung der Aerzte. Aerzte aufgenommen seyn wollen, müssen eben so harte Prüfungen aushalten. Man läßt sie strenge fasten und unaufhörlich tanzen, bis sie in Ohnmacht fallen. Man bringt sie durch Ameisenhalsbänder und Gürtel wieder zu sich und steckt ihnen zuletzt einen Trichter ins Maul

w

vodurch man ihnen ein ganz Gefäß voll Tabacks-
rühe in den Leib gießet, welches ihnen eine ge-
valtige Ausleerung verursacht. Hierauf werden
ie zu Aerzten erklärt, müssen aber, um ihre
Würde zu behalten, das Fasten noch 3 Jahre
ng fortsetzen. Diese Völker führen viele Kriege Kriege und Waffen.
it einander, die gemeiniglich so lange mit großer
Wuth fortgesetzt werden, bis eine von beyden
Partheyen gänzlich vertilget ist. Ihre Waffen
nd Bogen und Pfeile, und der Butu, eine Keule
us hartem Holze, die in der Mitte etwa einen
oll dick, an beyden sehr eckigen Enden aber 3
is 4 Zoll breit ist. Ihre Pfeile versehen sie
it Spitzen von Holz oder Fischgräten, welche
e vergiften. Ihr stärkster Gift Cururu wird
us einer Wurzel gekocht, weil aber diese Arbeit
efährlich ist, so werden die alten Weiber dazu
ebraucht, von denen gemeiniglich drey oder vier
r Leben dabey verlieren. Wird ein Mensch mit
nem Pfeil, der mit Cururu bestrichen ist, auch
ur im geringsten verletzet, so gerinnet sein ganzes
Blut und er stirbt in wenig Augenblicken.

§. 37.

Die ersten holländischen Einrichtungen in Besitzungen der Holländer.
Guiana wurden von einigen Einwohnern aus
Seeland übernommen, welche sich am Flusse
Surinam niederließen, von da sie ihre Pflan-
ungen am Berbice- und Essequebefluß ausge-
eitet haben. Die Staaten überließen sie der
estindischen Compagnie, welche aber ein Drittel
von an den Rath zu Amsterdam, und ein ande-

res an eine Privatperson überließ. Durch dieß Theilung hat die Kolonie den Namen der Gesellschaft von Surinam bekommen und sie ist seitdem beständig unter der Aufsicht dieser drey Eigenthümer geblieben. Am Flusse Surinam haben sie den ganz ansehnlichen Ort Parancaribo und das Fort Neuamsterdam, und am Berbicefluß das Fort Nassau. Die meisten Einwohner in Surinam sind Negern, welche als Sklaven aus Afrika hieher gebracht und zu den beschwerlichsten Arbeiten in den Pflanzungen gebraucht werden. Von diesen haben sich viele in die Gebirge geflüchtet, wo sie allmählig zu einem fürchterlichen Volke angewachsen sind. Man nennet sie Maronen, und ohngeachtet man sie oft bekriegt, auch einen Preis auf ihre Köpfe gesetzt hat; so hat man sie doch nicht überwältigen können. Sie verwüsten bey Nachtzeit die Pflanzungen, ermorden alle Weißen, die ihnen in die Hände fallen, und verleiten andere schwarze Sklaven, ihre Herren umzubringen und sich zu ihnen zu schlagen. Die hier befindlichen Holländer leben in größter Freyheit und führen ein sehr bequemes Leben. Sie dürfen nur allein mit den von der Gesellschaft abhängenden Kaufleuten handeln, die ihnen Wein, Bier, Butter, Käse, Gewürze, Manufakturen, Strümpfe, Hüte und andere Kleidungsstücke bringen, wofür sie ihnen Kaffee, Zucker und Indigo liefern. Die Gesellschaft unterhält hier 1200 Mann regulirter Soldaten unter Commando eines Obristen, der zugleich Statthalte

alter ist. Es sind aber auch alle Einwohner der Kolonien in Compagnien vertheilt, die sich bey em ersten Lärmschusse auf ihren angewiesenen Plätzen einfinden müssen. Der Statthalter ist Präsident aller Rechtstribunale, worunter das Polizey- und peinliche Gericht und die bürgerliche Justiz die vornehmsten sind, von deren Entscheidung man an die Versammlung der Generalstaaten in Europa appelliren kann. Außer diesen giebt es noch eine kleine Gerichtsbank, welche die Sachen in der ersten Instanz und von geringer Erheblichkeit entscheidet. Die herrschende Religion ist die reformirte, und der Gottesdienst wird in holländischer und französischer Sprache gehalten, weil hier viele französische Flüchtlinge aufgenommen worden sind. Die Lutheraner haben auch eine Kirche, und die portugiesischen und deutschen Juden haben zwo Synagogen. Die Einkünfte der Gesellschaft bestehen aus den Abgaben, welche auf gewisse Theile der Handlung gelegt sind; aus der Kopfsteuer, welche jedermann, Weiße und Schwarze, vom 12ten bis zum 60sten Jahre erlegen muß, und aus Abgaben vom Kauf und Verkauf, vom Gewerbe und jährlichen Gewinnst, von Häusern, von Vieh u. dergl. Hiezu werden die zur Bezahlung der Besatzung, der Geistlichen und anderer Bedienten benöthigte Gelder zuerst hinweggenommen und das übrige bekommt die Gesellschaft.

§. 38.

Die Besitzungen der Franzosen in Guiana bestehen aus der Stadt und Insel Cayenne und Besitzungen der Franzosen.

der davon benannten Statthalterschaft, welch sich außer der Insel auf mehr als 100 Meile an der Küste des festen Landes erstrecket. Gege Abend wird sie durch den Fluß Maroni ein geschränkt, der sie von den Holländern scheidet und gegen Mittag macht der Amazonenfluß di Grenze zwischen ihr und den Portugiesen. De Haupthandel der Kolonie besteht in Zucker un Rucu; doch aber legt sie sich seit einiger Zeit a den Anbau des Kaffee. Für diese Waaren e hält sie aus Frankreich Wein, Branntewein Mehl, allerley Manufakturen und Eisenwaaren welche bey den Indianern abgesetzt werden. De Statthalter von Cayenne hat eine Besatzung vo ohngefähr 200 Mann unter sich, und er ist Pr sident in dem höchsten Justizgerichte. Die Kol nie hat mancherley Veränderungen erfahren, w durch sie wechselsweise ab- und zugenommen ha Sie bedarf noch neuen Zuwachs aus Frankreic und ist großer Verbesserungen und Erweiterung fähig. Die Franzosen besitzen noch den Post von Courou, 14 Stunden von Cayenne, u noch weiter hin den von Sinamari. Bey sind durch die Missionarien errichtet worde welche nach vieler angewandten Bemühung, d Sprache der verschiedenen wilden Nationen diesen Gegenden zu erlernen, ihrer eine ziemlic Menge zum Christenthum bekehret und sie au dahin gebracht haben, daß sie, nach Erbaun eines Dorfs und einer Kirche, sich bey ihnen a halten. Sie lassen die Neubekehrten eine gro

Men

Menge geistlicher Uebungen beobachten, stiften Einigkeit und Frieden unter den Wilden, verschaffen ihnen viele Bequemlichkeiten, sichern sie vor Mangel und Krankheiten und befördern überhaupt ihre Glückseligkeit.

Das IIII. Hauptstück.

Von Peru.

§. 39.

Geschichte.

Peru, das reichste Land in der Welt, wurde ehemals von mächtigen Königen beherrscht, welche den Titel der Yncas führten. Dieses Wort bedeutet eigentlich einen Herrn oder König, und dieser Titel ward allen Nachkommen vom königlichen Geblüte beygelegt. Sie stammten nach der Meynung der Peruaner von der Sonne her, welche zwey ihrer Kinder, einen Sohn und eine Tochter, vom Himmel sandte, die Menschen dieser Gegenden, die wie das Vieh lebten, in der Erkenntniß der Sonne zu unterrichten und sie vernünftig und gesittet zu machen. Dieser erste Ynca hieß Manco Capac und seine Gemahlinn Coya Mama Oello Huaco. Sie versammelten die Menschen aus den Einöden, welche Gebüsche und Felsen fürchterlich machten, und lehrten sie den Feldbau und alles, was dem menschlichen Leben nützlich und bequem seyn konnte. Manco Capac erbauete die

Stadt Cuzco und andere Städte und Flecken, und breitete seine Herrschaft weit aus. Er machte seine Unterthanen gesittet, führte gute Ordnungen und Gesetze ein, und lehrte sie, nach Abschaffung ihres Götzendienstes, die Sonne, der er prächtige Tempel erbauete, als ihre Gottheit verehren. Sein Sohn und Nachfolger Sinchi Roca erweiterte die Grenzen seines Reiches ansehnlich, brachte die benachbarten wilden Völker durch bloße Ueberredung, ohne Waffen, zur Unterwerfung und zu einer gesitteten Lebensart. Die folgenden Yncas beobachteten eben diese Staatsmaxime, ihre Erweiterungen nur allmählich mit möglichster Gelindigkeit vorzunehmen, und erhielten ihre Unterthanen in der Meynung, daß sie von der Sonne auf die Erde gesendet wären, die Menschen aus ihrem barbarischen Aberglauben zu reißen und sie in einer anständigern Lebensart zu unterrichten. Die Waffen nur wurden gebraucht diejenigen mit Gewalt unter den Gehorsam zu bringen, die mit Gelindigkeit nicht zu gewinnen waren. So oft sie neue Erweiterungen ihres Reichs vornehmen wollten, so beschönigten sie ihre ehrgeizigen Absichten mit dem Vorwande daß es die Sonne verlange. Besonders macht sich der achte Ynca, Viracocha, durch seine Eroberungen berühmt, welcher auch, nach den peruanischen Nachrichten, die Ankunft der Spanier und den Untergang der Yncas vorher verkündigt haben soll. Der neunte Ynca, Pachacutec, dehnte sein Reich auf mehr denn 130 Meile

Meilen in die Länge von Norden gegen Süden, und auf 60 Meilen in die Breite von Osten gegen Westen aus, und erneuerte es in Absicht auf die Religion, die Gesetze, die Gewohnheiten und Gebräuche gänzlich. Der zehnte Ynca Yupanki breitete seine Herrschaft bis nach Chili aus, und der eilfte, Tupak Yupanki, eroberte durch seinen Sohn das Reich Quito, welches seinen eigenen König hatte. Der zwölfte Ynca, Huayna Capac, veranlaßte große Unruhen und den Untergang des Reichs dadurch, daß er seinem ältesten Sohn Huascar das Reich Peru, und einem andern mit einer Beyschläferinn erzeugten Prinzen Athahuallpa das Reich Quito hinterließ. Der letztere, ein unruhiger und grausamer Prinz, faßte bald den Entschluß, den Huascar der Krone zu berauben, und hatte auch das Glück ihn in einer Schlacht zu schlagen und gefangen zu nehmen. Da er nach den Gesetzen die Krone nicht tragen konnte, weil er nicht der Sohn einer rechtmäßigen Gemahlinn seines Vaters war, so ließ er alle Personen vom königlichen Geblüte, die er in seine Gewalt bekommen konnte, aufs grausamste hinrichten und nur einige wenige entkamen seiner Wuth. Dieser bürgerliche Krieg erleichterte den Spaniern die Eroberung des Landes nicht wenig.

§. 40.

Eroberung des Landes durch die Spanier.

Nugnez von Balboa hatte im Jahre 1513 zuerst das Südmeer entdeckt, und Pascal von Andagoya hatte diese Entdeckung 1522

weiter getrieben und den Fluß Biru gefunden, nach welchem die Spanier das Land Biru nannten, woraus hernach der Name Peru entstanden. Dieses Land weiter zu entdecken und zu erobern verbanden sich Franz Pizarro, Diego von Almagro und Ferdinand von Lucca, ein reicher Priester. Pizarro segelte im Jahre 1524 nur mit einem Schiffe von Panama ab, gieng an der Küste hin, machte neue Entdeckungen und fand ungemeine Beschwerden und Hindernisse, die er nur durch den größten Muth und Standhaftigkeit besiegte. Er wurde dabey von allen seinen Leuten verlassen, bis auf 14, die sich anheischig machten, ihm allenthalben zu folgen. Sie schifften längst der Küste viele Meilen hin und stiegen in einem kleinen Meerbusen ans Land, wo Pizarro von einer indianischen Dame Namens Capillana, liebreich aufgenommen wurde, welche die heftigste Liebe zu ihm faßte und in der Folge ihm viele Dienste leistete. Weil er zuschwach war, das entdeckte Land zu erobern, so kehrte er nach Panama zurück und gieng von da nach Spanien, wo ihm die Statthalterschaft über Peru, aber ohne einigen Beystand zu dessen Eroberung, gegeben wurde. Er kam wieder nach Panama und gieng im Jahre 1531 von da mit einer geringen Macht, die höchstens aus 200 Mann zu Fuß und 60 Reitern bestand, nach Peru ab. Als er in dem Hafen Payta kam, erhielt er Abgeordnete von dem Prinzen Huascar, der ihn wider seinen Bruder Athahuallpa un-

im Beystand ersuchte. Pizarro, der sogleich erkannte, wie wichtig dieses zu seiner Absicht seyn könnte, legte am Ufer des Flusses Payta die Stadt S. Michael an und begab sich darauf auf den Marsch, den Athahuallpa aufzusuchen. Dieser gieng ihm bis Caxamalca entgegen, sich mit ihm zu unterreden; es kam aber dabey zu Händeln zwischen den Spaniern und Peruanern, von welchen letztern eine große Menge niedergemetzelt und Athahuallpa selbst gefangen genommen wurde. Er erbot sich zu seinem Lösegelde einen Saal, so hoch als er mit seinem Arm reichen könnte, mit Golde anzufüllen und so viel Silber hinzuzuthun, daß die Spanier nicht alles sollten fortbringen können. Es wurde auch von den Indianern unglaublich viel Gold und Silber hergebracht, welches Pizarro unter die Spanier vertheilte, die so reich wurden, daß man gemeine Soldaten nach Spanien zurückkommen sah, die 20000 Dukaten reich waren. Sein Bruder Huascar, der dieses erfuhr, erbot sich den ganzen Saal bis ans Gewölbe, welches noch dreymal so hoch war, mit Golde anzufüllen. Als Athahuallpa davon Nachricht bekam, gab er seinen Leuten Befehl, den gefangenen Huascar ums Leben zu bringen, welcher Befehl auch sogleich vollzogen wurde. Er hatte aber keinen Vortheil davon, indem er bald nachher auf Befehl des Pizarro, der ihm einen ordentlichen Proceß machen ließ, erdrosselt wurde. Die Generale dieses unglücklichen Fürsten wollten sich dem fremden Joche entziehen,

ziehen, und dies gab Gelegenheit zu einer Menge kleiner Kriege, die sich allezeit zum Vortheile der Spanier endigten. Diese vollendeten nun die Eroberung von Peru, wobey einige Millionen Peruaner aufgeopfert wurden. Sie geriethen aber hierauf selbst an einander, da Pizarro erst den Almagro hinrichten ließ und hernach von dessen Sohn wieder erstochen wurde. So rieben sich die spanischen Familien einander mit große Wuth auf, daß zuletzt fast niemand mehr übrig blieb, der sich hätte rühmen können, daß er Peru hätte erobern helfen. Solchergestalt ereignete sich die Entdeckung von Peru, wodurch Spanien ungemein bereichert und das Gold und Silber in Europa gemeiner worden, als es vorher jemals gewesen.

§. 41.

Grenzen. Peru begreift den westlichen Theil von Südamerika und grenzt gegen Mitternacht an Terra Firma und Guiana; gegen Morgen an das Land der Amazonen und Paraguay; gegen Mittag an Chile, und gegen Abend an das stille Meer, welches hier das peruvianische Meer genannt wird.

Größe. Es erstreckt sich in der Länge von Norden gegen Süden auf 500 Meilen, in der Breite aber macht es nicht mehr als 120 Meilen aus, und in seinem völligen Umkreise beträgt es auf 1000

Klima. Meilen. Das Klima ist nach dem Unterschied der Gegend auch verschieden, und es hat dieses Land eine besondre Eigenschaft, die sonst in Amerika nicht angetroffen wird. Denn es wehet hier

all

aller Orten nur ein Wind, doch nicht der, den man sonst in dem heißen Erdstriche gemeiniglich empfindet, sondern dessen Gegenwind, der aus Süden und Südwest kommt. Durch diesen Wind wird die Hitze, die sonst unerträglich seyn würde, dergestalt gemäßigt, daß die Luft längst der Küste kühl, rein und gesund ist. In dem ganzen Landstriche an der Südsee, der 10 bis 12 Meilen breit ist, bemerket man das ganze Jahr hindurch weder Donner noch Blitz, weder Schnee, Hagel noch Regen, sondern das Land wird nur durch den Nebel und Thau angefeuchtet und bisweilen fällt eine Feuchtigkeit, die wie Schloßen zusammenläuft und von den Peruanern Garua genannt wird. Dieses ist um desto bewundernswürdiger, weil es nicht weit davon stark regnet, schneyet, donnert und blitzt. Ob schon das Gebirge in zwo Reihen vertheilt unter einer Himmelshöhe liegt; so ist dennoch die eine Reihe sehr kalt und kahl und hat das ganze Jahr hindurch wechselsweise Sommer und Winter, trocken und naß Wetter; da im Gegentheil die andere Reihe beständig beregnet und durch eine große Hitze wieder ausgetrocknet wird. Diese Hitze ist besonders in den Thälern zwischen den Gebirgen, welche die Spanier Sierras nennen, übermäßig und unerträglich groß, und wenn man auf den Gebirgen in Gefahr ist zu erfrieren, so weis man wo Meilen davon in der Ebene sich vor Hitze nicht zu lassen. Anfänglich als die Spanier zuerst über die Gebirge reiseten, büßeten viele dar-

über ihr Leben ein, indem sie von dem penetran
ten Winde, der hier wehet, im Augenblick er
starreten und gleichsam zu Bildsäulen wurden
Man fand einmal einen ganzen Trupp Reiter
welche dieser Wind mit den Pferden in Bildsäu
len verwandelt hatte. Itzt sind sie der Luft besse
gewohnt, und wenn sie merken, daß ein heftige
Wind auf den Gebirgen gehet, so warten sie, bi
sich die Wuth des Windes gelegt hat und di
Witterung leidlicher wird.

§. 42.

Beschaf-
fenheit.

Das hohe Gebirge Andes, welches sich i
Neuspanien nach Mitternacht zu anhebet, un
durch ganz Südamerika bis an die magellanisch
Meerenge gehet, machet den östlichen Theil vo
Peru aus, ist fast beständig mit Schnee bedeck
und wird daher von den Peruanern Schneegürt
genannt. Es zertheilet sich in verschiedene Aes
oder Cordilleras und ist das höchste Gebirge
besonders wird der Chimborazo in der Audie
cia Quito für den höchsten Berg in der ganze
Welt gehalten. Diese Berge sind größtentheil
rauh, dürre und unfruchtbar, und manche sin
wegen des beständigen Schnees und Eises so kal
daß man weder Pflanzen noch Thiere darauf a
trifft. Zwischen den Bergen giebt es fruch
bare Thäler und besonders ist das Thalland
der Seeküste so angenehm, lieblich und fruchtba
daß es ein irdisches Paradies seyn würde, wer
es nicht so viel von den Erdbeben auszustehe

Produkte.

hätte. Die Felder bringen Getreyde, vornehr
li

ch Maiz oder türkischen Weizen und eine Frucht Quinua, welches eine Art von kleinem Reis ist, nancherley Hülsenfrüchte, Pataten, Melonen, Kürbisse, Taback, Kakao, woraus die Chokolade erfertigt wird, Orangen, Zuckerrohr und Baumolle. Man findet auch viele Weinstöcke und Oelbäume, und die spanischen Obstfrüchte sind hier sehr gut fortgekommen. Dem Lande eigene Früchte sind: Cachan eine sehr gute Frucht, die einer Gurke ähnlich siehet; Savintu eine runde Frucht von der Größe eines mittelmäßigen Apfels, auswendig gelb und inwendig roth, oder auch auswendig grün und inwendig roth, von lieblichem Geschmack; Pacay, eine liebliche Frucht, wächset in grünen und einer Viertelelle langen Röhren; Ussun eine Art Pflaumen, die roth und sehr schmackhaft sind. Ein dem Palmbaum gleichender Ahornbaum trägt eine Art von Trauben, welche in einer Haut oft bis 300 Früchte enthält, die sehr zart und lieblich sind. Noch eine andere Frucht, die die Spanier Fichtenäpfel nennen, hat einen angenehmen Geschmack und eine den Appetit erweckende Kraft. Der Baum Mulli trägt eine Art Trauben, die äußerlich sehr süße, inwendig aber ungemein bitter schmecken. Die Peruaner ziehen die Süßigkeit heraus und machen einen sehr angenehmen Trank daraus. Luca eine Staude von der Dicke eines Weinstocks ist ihrer Blätter wegen merkwürdig, welche die Peruaner dem Golde und allen Edelsteinen vorziehen. Man kauet diese Blätter, ohne

sie hinunterzuschlucken, und sie stärken den Lei
dergestalt, daß die Arbeitsleute, die dergleiche
im Munde haben, einen ganzen Tag, ohne da
geringste zu essen, arbeiten können. Die ge
wöhnlichste Frucht bey allen schmackhaften Ge
richten ist die Huchu oder Axi, welche die Spa
nier indianischen Pfeffer nennen. Sie ist lang
Fingers dicke und hat eine rothe Farbe, wenn si
reif ist. Von heilsamen Kräutern findet man i
Peru mancherley Arten, von denen den Europä
ern vornehmlich die Sassaparille und Chin
China oder peruvianische Rinde bekannt sind.
Der Baum, von welchem die letztere kommt, i
von verschiedener Art und man trifft große un
dichte Wälder davon an. Man hauet den Baun
um, schneidet die Rinde auf, schälet sie von
Stamme ab und läßt sie trocken werden. Di
Scharlachbeere oder Cochenille wird auch häu
fig angetroffen; itzt weis man, daß es kein
Frucht, sondern ein Wurm ist, der auf den Blät
tern einer Pflanze, die Nopal genannt wird
wächset. Man legt den von diesen Thierchen ge
sammelten Saamen im May oder Junius mi
vieler Sorgfalt auf die Blätter der Nopalen
Hier zieht er den Saft an sich und verwandelt ih
unvermerkt in sein eignes Wesen, so daß er ein
schöne carmoisinrothe Farbe bekömmt. In zwee
Monaten wächst er in Gestalt eines runden Ki
gelchens zu der Größe einer Kichererbse, da ma
sie sammelt und sie mit warmen Wasser, oder ar
Feuer, oder an der Sonne mit gehöriger Behu
samke

mkeit tödtet, daß man sie nicht zusehr ausdor-
en lasse. Der Baum Maguey oder Chuchàu
at sehr dicke, einer halben Elle lange Blätter,
us denen eine Art sehr starken Hanfs verfertigt
ird. Die Vijahuablätter sind so groß, daß
e statt der Bettücher dienen könnten. Sie sind
inf Fuß lang, zwey und einen halben breit, und
ußer dem Stengel, der in der Mitte durch gehet,
latt und gerade. Man braucht sie, Häuser da-
it zu decken und Waaren, die man wegschickt,
ineinzupacken. Der Leibo, ein hoher buschi-
er Baum, trägt eine Art Wolle, die weicher
nd feiner ist, als Baumwolle, und zu Ausstop-
ung der Matratzen gebraucht wird.

§. 43.

Ehe die Spanier nach Peru kamen, gab es hier nur zwo Arten zahmer Thiere. Die eine heißt Huanacullama, hat viel Gleichheit mit den Kameelen, nur daß sie keinen Höcker hat und ein Drittheil kleiner ist. Es wird zum Lasttragen gebraucht und kann bis 200 Pfund tragen; wird aber auch gegessen und hat ein schmackhaftes gesundes Fleisch. Die Spanier nennen sie peruanische Schafe, obgleich ein großer Unterschied dazwischen befindlich ist. Die andere Art der zahmen Thiere heißen Pacollama, sind kleiner, werden nicht groß geachtet, und sind bloß ihrer feinen Wolle wegen brauchbar. Die Spanier haben Pferde und Rindvieh nach Peru gebracht, welche sich sehr vermehret haben; die Pferde aber, die hier gezogen werden, sind nicht dauerhaft.

Zahme Thiere.

Von

Wilde Thiere.

Von wilden Thieren findet man in den Gebirge Löwen, die aber nicht so groß und grausam al die afrikanischen sind, Bären, Tyger, Affen un Meerkatzen, Huanacu, die den zahmen Huc nacullama an Gestalt und Größe gleichen, Vi cunna, eine Art Schafe, die wenig Fleisch, abe viele und feine Wolle haben, eine Art kleine Hirsche, Gemsen, Wölfe, Füchse, wilde Katzen welche Muskus haben, und Kaninchen. Unte den Affen ist besonders eine Art merkwürdig, di man Cerignons nennt, welche am Bauch ein wie ein Sack gestaltete Haut haben, worein sie ihre Jungen stecken und forttragen. Hier finde man auch die große Schlange Aruma, die 2 bis 30 Fuß lang und dicker als eines Manne Hüfte ist, auch noch andere kleinere Schlangen

Vögel.

Von Federvieh haben die Peruaner nichts in ih ren Häusern, als eine gewisse Art kleiner Gänse Nunnuma, welche den europäischen ziemlich gleichen. Man findet aber Rebhühner, Tau ben, verschiedene Arten Papagoyen, Adler, Fal ken und mancherley Erd- und Wasservögel in gro ßer Menge. Unter diesen sind vornehmlich zwee merkwürdig, nämlich: der Cuntur oder Con tor, der von einem ausgespannten Flügel bi zum andern 16 Fuß, keine Klauen, aber einen starken und harten Schnabel hat, womit er ein Ochsenhaut durchhacken kann, so daß, wenn zwe auf einen Ochsen fallen, sie im Stande sind, ih niederzureißen und zu verzehren; und der Quenti welcher von einer glänzenden Lasurfarbe und nich größe

rößer als eine Biene ist, sich auch wie Bienen ähret, indem er den Honig aus den Blumen it seinem ziemlich langen Schnabel sauget. Un: r den Flüssen in Peru sind der Maragnon der Amazonenfluß, welcher ohnweit Cuzco ent: pringt und auf 800 Meilen weit läuft, und der o de la Plata die ansehnlichsten. Man trifft ber in diesen sowohl als in den andern kleinen lüssen wenig Fische an, wovon man ihrem allzu: nnellen Strome die Schuld giebt. Der Fisch, Fische. darinn gefangen wird, ist wohlschmeckend und heinet von einerley Art zu seyn; denn fast alle ben breite und platte Köpfe und keine Schup: n. Perlenmuscheln giebt es an der Küste, die eruaner aber bedienten sich der Perlen nicht, ob ihnen gleich bekannt waren; es hatten auch e Yncas wegen der vielen Mühe und Gefahr, mit sie aus dem Meere herausgebracht werden üssen, ihren Gebrauch verboten. Nachher aber d sie in solchem Ueberflusse gefischt worden, daß ganz gemein worden.

§. 44.

An edlen Metallen ist Peru das reichste Land Metalle. der Welt. Das Gold wird mit leichter Mühe alten, indem man es auf der Erde in Flüssen d Bächen antrifft; wohin es von dem Regen pület wird. Dieses nennen die Europäer Gold: ub, weil es wie Feilspäne aussiehet; man fin: aber auch ziemliche Körner darunter, die den elonen: oder Kürbiskernen gleichen. In den schiedenen Landschaften von Peru giebt es

Silber:

Silberbergwerke in Ueberfluß, dergleichen ab
hat man nirgends angetroffen, als zu Potosi i
Jahre 1545 entdeckt worden. Die Witterun
auf dem Berge Potosi ist sehr kalt und trocke
daher auch die Gegend um die Stadt ganz u
fruchtbar ist und weder Getreyde, Früchte, no
Gras hervorbringt. Man hat, außer verschied
nen kleinern, vier Hauptsilberadern gefunden,
denen das Silber im größten Ueberflusse, u
öfters in großen Klumpen gediegen, angetroff
wird. Von der ersten Entdeckung bis zum Jah
1638, also in 93 Jahren hat man beynahe 39
Millionen Pesos Ausbeute bekommen, und ob
geachtet sie itzt so reich nicht mehr ist, so ist
doch noch immer sehr ansehnlich. Man find
auch Kupfer, Eisen, Zinn, Bley, Zinnober u
Queckſilber, wovon aber nur die Gruben bey G
anca Belica bearbeitet werden dürfen, welc
auch so reich sind, daß sie alles dasjenige Que
silber liefern, was man in ganz Peru zu Schm
zung des Silbers braucht. Von Schwefel, S
peter, Vitriol und Salz sind eine große Men
Gruben und Adern vorhanden. Von Edelgest
Edelsteine. nen trifft man hin und wieder sehr schöne Sm
ragden, Türkisse und eine Menge von fein
Kristall an, auch Lapis Lazuli, woraus die schö
himmelblaue Farbe Ultramarin bereitet wird.

§. 45.

Plagen in Peru. Unter die Plagen, welche die Einwohner
Peru auszustehen haben, gehören sonderlich
Flöhen und Wanzen, von denen die Häuser
m

als befreyet werden, wozu noch die Mücken kommen, welche aber bey weitem nicht so beschwerlich sind. Die größte und gefährlichste Plage aber sind die Erdbeben, wozu das Land so geneigt ist, daß die Einwohner wegen der Wuth derselben beständig in Furcht und Sorgen seyn müssen. Diese geschehen so plötzlich und so ofte hinter einander, daß die Erschütterung, mit welcher sich die Erde bewegt, die Einwohner überrumpelt, und sie mit Schrecken und der Furcht, unter dem Schutt ihrer Wohnungen begraben zu werden, erfüllet. Das Erdbeben hört niemals so lange auf, daß das Gemüth Zeit hätte, sich zu beruhigen: die Sorge wird vielmehr noch größer, wenn die Erschütterung einige Zeit lang aufgehört gehabt hat; denn man befürchtet alsdenn, daß das nächste Erdbeben viel stärker seyn und länger dauern werde, als das vorhergehende. Verschiedene Vorbothen verkündigen die nahe bevorstehende Erschütterung. Man vernimmt ein anhaltendes starkes Geräusch, welches immer unter der Erde fortläuft: die Hunde, die es zuerst spüren, fangen ein abscheuliches Gebelle und Geheul an, und die Lastthiere auf den Gassen bleiben stehen und sperren aus einem natürlichen Triebe die Beine aus einander, damit sie bey der folgenden Erschütterung nicht fallen mögen. So bald die Einwohner von diesen Vorbothen gewarnt werden, verlassen sie alle voller Schrecken ihre Häuser und suchen auf der Gasse Sicherheit. Des Nachts springen sie ordentlich nackend aus

Erdbeben.

den

den Betten auf die Gasse, und die Furcht und Eilfertigkeit gestatten ihnen nicht, ein Kleid anzulegen. Die Stadt Lima vornehmlich hat von den Erdbeben öftern Schaden erlitten, besonders im Jahre 1687, da sie größtentheils verwüstet wurde, und noch neulich im Jahre 1746, wo fast alle Gebäude in nicht viel mehr als 3 Minuten über den Haufen geworfen wurden. Man verspürte damals in den ersten 24 Stunden 20 Stöße, und vom 28sten Oktober 1746 bis den 24sten Februar 1747 wurden 451 solcher Erschütterungen gezählet. Die Stadt Callao wurde damals gänzlich zernichtet, indem das Meer, welches, wie sonst beym Erdbeben geschehen war, ziemlich weit zurücktrat, mit seinen wüthenden Wellen, welche schäumende Berge vorstellten, auf die Stadt zurückstürzte und dasjenige in ein Meer verwandelte, was zuvor Callao und festes Land gewesen war. Die vielen feuerspeyenden Berge, die sich auf den Cordilleras befinden, tragen viel zu den öftern Erdbeben bey; denn wenn einer davon das erstemal berstet und tobet, so verursacht solches eine gewaltige Erschütterung der Erde, daß zuweilen ganze Flecken, die davon getroffen werden, zu Grunde gehen.

Vulkane.

§. 46.

Anzahl der Einwohner.

Vor Ankunft der Spanier war Peru eines der volkreichsten Länder in Amerika, und die Anzahl seiner Einwohner belief sich auf viele Millionen, welche aber durch die Tyranney der Spanier ungemein verringert worden, so daß das Land viel

ielen Gegenden von Einwohnern sehr entblößt
i. Denn der Millionen, welche bey Eroberung
es Landes ausgerottet wurden, zu geschweigen,
reibet die harte Arbeit in den Erzgruben noch
eständig eine große Menge Menschen auf. Be-
nders versichert man, daß wenn sie nur eine
urze Zeit in den Queckſilbergruben gewesen, daß
ueckſilber sie dermaßen durchdringe, daß die
eisten ganz zitternd werden und an der Läh-
ung gar sterben. Da die Negern in den Berg-
erken nicht ausdauern, sondern bald umkom-
en, so zwinget man die Landeseingebohrnen,
e stärker von Leibe und abgehärteter sind, zu
ieser Arbeit. Durch diese Tyranney und durch
e Härte der Geistlichen werden viele bewogen,
ch zu den benachbarten indianischen Völkerschaf-
n zu begeben, die den Spaniern nicht unter-
orfen sind, und andere flüchten sich in die Ge-
irge, um daselbst unter den Thieren ruhiger und
ngeplagter zu leben. Die Peruaner sind nicht
oß von Statur, aber ziemlich wohl gestaltet, Leibes-gestalt.
n sie gleich starke Glieder haben. Sie haben
ne Habichtsnase, eine schmale Stirn, eine oli-
nrothe Gesichtsfarbe, schwarzes Haar und
hwarze Augenbraunen. Es wächset ihnen nie
n Bart, denn man kann einigen kurzen dünnen
ärchen, die ihnen im Alter hin und wieder
achsen, diesen Namen nicht geben. Beyde Ge-
lechter bekommen nicht das Milchhaar, wel-
es sie nach Erreichung ihres reifen Alters haben
lten. Sie geriethen daher bey den ersten An-

blick der Europäer in große Verwunderung; denn die langen Bärte, woraus diese damals eine Zierde machten, kamen ihnen ungemein häßlich vor. Man findet unter ihnen viele ungestaltete und gebrechliche Menschen, woran wahrscheinlich die übermäßigen Arbeiten Schuld sind, womit die Spanier sie überlästigen.

§. 47.

Wildheit der alten Peruaner.

Die alten Einwohner vor den Zeiten der Yncas waren in ihrer Lebensart wilde und viehische Leute. Sie wohnten in Höhlen, tiefen Graben und hehlen Bäumen, hatten wenige Gemeinschaft mit einander, nährten sich von Kräutern, Wurzeln und wilden Früchten, waren begierig nach Menschenfleisch und brachten ihre Lebenszeit mit unaufhörlichem Rauben, Morden und unmenschlichen Kriegen zu. Jede Nation, jede Landschaft, ja fast jeder Flecken hatte seine besondere Sprache; diejenigen aber, die eine andere Mundart redeten, wurden als Feinde angesehen.

Ihre Besserung.

Nachdem die Yncas allmählig die Oberherrschaft über diese Landschaften bekommen; so bewogen sie ihre Unterthanen zu einer andern Lebensart, lehrten sie mit einander umgehen, das Erdreich bauen, sich kleiden, öffentliche und Privathäuser erbauen, höflich und gesittet werden, ihre Kinder gut erziehen und sich auf die Wissenschaften und andere lobenswürdige Dinge legen, und sie brachten es endlich so weit, daß sie den Gesetzen, die ihnen nach dem bloßen Licht der Vernunft gegeben wurden, freywillig gehorchten. Sie be-

wiesen

viesen dagegen den Yncas alle Kennzeichen eines
vahrhaften Gehorsams und einer aufrichtigen
iebe, und bemüheten sich um die Wette, sie mit
obsprüchen und Ehrentiteln zu belegen. Die
Spanier fanden daher die Peruaner viel gesitteter Charakter.
ls andere amerikanische Völker. Sie trafen
ey ihnen einen guten natürlichen Verstand, viel
Witz und Klugheit und eine große natürliche
Güte an. Sie waren tapfer, höflich, dienstfer-
g und in Künsten und Wissenschaften nach ihrer
rt geschickt. Die Gestalt ihrer Kleidung war Kleidung.
on der heutigen Tracht der Peruaner nicht sehr
nterschieden. Sie hatten ihre besondere Kleider-
rdnung und niemand als die Prinzen durfte
Gold, Silber, Edelgesteine und Federn von ver-
hiedener Farbe und Kleider von wilder Ziegen-
olle tragen. Alle 2 Jahre wurde an alle Unter-
anen von den unendlichen Heerden, die dem
Yncа eigenthümlich gehörten, Wolle ausgetheilt,
ch und ihre Kinder zu kleiden. Sie machten
eyerley Arten Kleidung von Wolle, davon die
ste Avasca hieß und bloß für gemeine Leute
ar: die andere Art ward Cacupi genannt, be-
nd aus feiner verschiedentlich gefärbter Wolle,
d war für die Edelleute, des Yncа Bedienten.
n den warmen Ländern wurde den Einwohnern
aumwolle zur Kleidung gereicht. Die Schuhe
d Stiefeln wurden mehrentheils in den Land-
aften verfertiget, wo der Hanf, der aus den
weigen und Wurzeln der Magueybäume verfer-
t wurde, im Ueberfluß angetroffen ward. Die

Ohren durchbohrten sie mit großen Löchern und trugen nach Verschiedenheit der Völker und Landschaften verschiedene Ohrgehenke von Holz, von weißer Wolle, von Schilfrohr, von Baumrinden, welches ihnen als eine Gnade und Ehrenzeichen von Ynca gestattet wurde. Ein Zeichen der Gnade war es auch, daß sie die Haare stuffenweise verschneiden durften, doch mit einigem Unterschiede nachdem sie vornehm oder geringe waren. So war auch der Kopfputz bey ihnen verschieden; doch durften sie insgesammt eine Hauptbinde eines Fingers dicke von schwarzer Farbe um den Kopf tragen.

§. 48.

Häuser. Sie hatten bessere Wohnungen als andere Völker in Amerika, indem sie von Steinen aufgebauet waren, und man auch bey ihnen ordentliche Städte antraf: ihre Häuser waren aber doch klein und es war weder Pracht, noch Kunst, noch sonderliche Bequemlichkeit darinn anzutreffen. In jedem Hause war statt des Heerdes ein Ofen der oben einige Löcher hatte, worein sie, zu Ersparung des Holzes, ihre irdene Töpfe setzten worinn sie ihre Speisen kocheten. Jede Gemeine war gehalten, das Haus neuverehlichter Personen einzurichten; und die nächsten Verwandten mußten das Hausgeräthe und alles, was zur Hauswirthschaft nöthig war, herbeybringen.

Speisen und Getränke. Im Essen und Trinken waren sie sehr mäßig. Bey ihren ordentlichen Mahlzeiten genossen sie nichts als allerley Feldkräuter, welche sie in Wasser kochten, auch wohl manchmal roh aßen.

hiez

iezu aßen sie Maiz geröstet oder im Wasser ge-
ocht. Sie zermalmeten ihn auch mit Steinen
u Mehl, wovon sie Brot buken. Wollten sie
ch etwas zu gute thun, so kochten sie ein Stück
on dem Fleische, so ihnen nach gehaltener allge-
einen Jagd des Ynca ausgetheilt wurde; denn
leisch von zahmen Thieren bekamen sie sehr sel-
n zu essen, weil alle Heerden den Yncas eigen-
ümlich gehörten. Zum Getränke gebrauchten
e mehrentheils einen gewissen Trank, den sie
ca nannten, wozu sie trübes Wasser nahmen,
welchem sie einige Kräuter kochen ließen. Sie
ermischten auch Wasser mit bloßem Maizmehle
nd kochten aus Maiz ein starkes Getränk Vin-
apu genannt, welches aber die Yncas verboten
atten, weil es sehr berauschte. So mäßig ihre
ewöhnliche Lebensart war, so liebten sie dennoch Gaste-
gewissen Zeiten die öffentlichen Zusammen- reyen.
ünfte und sogenannten Trinkfeste, welche sonder-
ch unter den Vornehmen sehr gebräuchlich waren.
in jeder hatte zu dem Ende zwey Gefäße von
leicher Gestalt und Größe von Gold oder Silber,
ey gemeinen Leuten auch von Holz. Derjenige,
er einen andern zum Trinken aufforderte, hielt
jeder Hand ein solches Geschirr: war nun der-
nige, den er aufforderte, geringer als er, so
eichte er ihm dasjenige, so er in der linken Hand
elt; war er aber vornehmer oder seines gleichen,
reichte er ihm das in der rechten Hand, mit
enig oder viel Komplimenten, und nun wurde es
sgetrunken. Der Ynca selbst stellete bisweilen

Trinkfest. dergleichen Fest an, so sie Raymi nannten. Er ließ durch die andern Yncas seine Verwandten, die Feldobersten, die sich im Kriege wohl gehalten hatten, und die Curacas der Nachbarschaft von Cuzco zum Trinkfest einladen. Er setzte sich an einem solchen Tage auf seinen goldenen Stuhl und ließ durch die andern Yncas die Gäste zum Trinken auffordern. Wenn herumgetrunken war, so wurde er selbst von einigen Curacas aufgefordert. Dabey erschien ein Haufe Gaukler, welche nach dem Gesange einen Tanz anstelleten, und eine Menge verlarvter Personen, die nach ihrer Landesart verschiedene Wahlsprüche und Wappen führten. Unterdessen daß diese tanzten und sungen, hörten die Zuschauer nicht auf zu trinken, sondern brachten sich einander allerley Privatgesundheiten zu. Ein solches Fest dauerte 9 Tage, welche in Wohlleben und Ergötzlichkeit zugebracht wurden. Zwey oder dreymal des Monats versammelten sich die Einwohner jeder Stadt, um in Gesellschaft mit einander zu essen, worauf sie sich in Kriegsspielen und andern anständigen Zeitvertreiben übten. Sonst war ihre Lebensart sehr ordentlich, und Männer und Weiber waren gleich arbeitsam. Da es weder Schneider noch Schuster unter ihnen gab, so machte man alles selbst. Die Männer machten die Schuhe und die Waffen, und die Weiber, welche nach ihrer Verheirathung fast nicht mehr aus dem Hause kamen, spannen Wolle und Baumwolle und verfertigten die Kleider für sich und die ganze

Arbeitsamkeit.

Familie

Familie. Sie spannen überall, wo sie hingien-
gen, und selbst Frauenzimmer vom königlichen Ge-
blüte ließen sich die Spindel nachtragen, wenn
sie Besuche gaben. Bey der Bestellung des Fel-
des arbeiteten Männer und Weiber gemeinschaft-
lich. Das sogenannte Brudergesetz legte allen
Einwohnern der Städte auf, einander gegenseitig
zu helfen, wenn etwas zu machen und zu arbei-
ten war, und ein anderes Gesetz verordnete, daß
bey öffentlichen Arbeiten die Landschaften, Städte,
Familien und Personen sich einander ablösen muß-
ten, damit ein jeder Zeit hätte sich zu erholen.
Noch ein ander Gesetz verordnete, daß niemand
müßig seyn sollte, daher auch schon die Kinder
von 5 Jahren zur Arbeit angehalten wurden, und
selbst die Lahmen, Blinden und andere Gebrech-
lichen mußten nach Vermögen noch etwas arbei-
ten, ob sie gleich aus den öffentlichen Vorraths-
häusern unterhalten wurden. Es waren auch ge-
wisse Richter bestellet, welche die Privathäuser
oft besuchten und untersuchen mußten, ob Mann
und Frau die nöthige Sorgfalt auf ihre Haus-
haltung und die Kinderzucht wendeten und alles
sauber und ordentlich gehalten würde. Diese
Richter lobten diejenigen öffentlich, welche sie als
die fleißigsten und besten Haushälter fanden: die
nachläßigen aber wurden nach den Gesetzen be-
straft, welches einen solchen Wetteifer hervor-
brachte, daß alles, was nur konnte, nach Ver-
mögen arbeitete, um nicht die Schande zu haben,
ein Müßiggänger zu heißen.

§. 49.

Heirathen. Damit ein jeder seine Haushaltung desto be
ser führen könnte, so mußten die Mädchen wenig
stens 18 bis 20, und die Mannspersonen 2
Jahr alt seyn, wenn sie heirathen wollten. Mi
der Verheirathung selbst gieng es so zu. De
Ynca ließ alle Jahr oder alle 2 Jahr zu einer ge
wissen Zeit alle diejenigen von seinem Geblüte
männlichen und weiblicher Geschlechts, die sich
verheirathen wollten, in der Stadt Cuzco zusam
men kommen. Er stellte sich mitten unter sie
da jedes Paar neben einander stund, und rief si
bey ihren Namen. Sie traten vor ihn, er nahm
sie bey der Hand und ließ sie einander gegensei
tige Liebe und Treue versprechen, worauf di
Neuvermählten in das Haus des Bräutigam
Vaters giengen, wo die Hochzeit einige Tag
unter ihren nächsten Verwandten gefeyert wurd
Nachdem der Ynca die Personen von seine
Stamme also vermählt hatte; so verheirathete
den andern Morgen die dazu verordneten Staat
bedienten die Kinder der andern Einwohner i
Cuzco auf eben die Art. Die Statthalter un
Curacas waren verbunden, auf eben die Art d
Jünglinge und Jungfrauen in ihrer Provinz z
verheirathen. Andere Ceremonien und Opf
giengen bey den Heirathen in Peru nicht vo
Die aus einer Landschaft oder Stadt konnten si
nicht in einer andern verheirathen, sondern
mußten sich alle in ihren Städten und unter ihre
Verwandten, wie bey den Stämmen Israel, ve

heirathe

eirathen. Dies geschah ausdrücklich deswegen, mit die Völkerschaften und Familien nicht durch e Vermischung unter einander vermenget wür- en. Die Curacas, Hauptleute und andere hohe Bediente, welche der Ynca ihrer Verdienste wegen lohnen wollte, erhielten ihre Gemahlinnen von inen Händen. Er suchte dazu Töchter anderer roßen Herren aus, und der Vater, den er so m seine Tochter ansprach, hielt sich dadurch eben geehrt, als derjenige, dem er sie zur Gemah- in gab. Wenn eine Frau niederkam, so wusch sich selbst und ihr Kind mit kaltem Wasser und durfte keiner weitern Wartung, sondern gieng ald wieder an ihre Arbeit. Niemand stund ihr y dieser Gelegenheit bey, und hätte ihr eine an- re Frau bey ihrer Geburt hülfliche Hand leisten ollen, so würde man sie für eine Hexe gehalten aben. Kam eine Frau mit Zwillingen nieder, hielten sie solches für ein Wunder und nannten Mutter und Kinder Huaca, kröneten sie mit Blumen, trugen sie öffentlich durch die Straßen, anzten um sie her und stimmten zum Lobe der Mutter und ihrer Fruchtbarkeit Lieder an. Die Kinder der Armen und Reichen, Vornehmen und Geringen wurden gleich hart erzogen. Man wusch sie täglich mit kaltem Wasser, ihre Glieder zu stärken und sie zur Kälte und zur Beschwer- lichkeit zu gewöhnen. Man hielt sie fast beständ- ig in der Wiege, welches eine Art von Bank war, auf welchem statt des Bettes ein ziemlich grobes Netz lag. Die Mütter nahmen das Kind

Leichte Niederkunft der Weiber.

Kinderzucht.

niemals auf die Arme, auch nicht, wenn sie
säugen wollten, und wenn sie es aus der Wiege
herausnahmen, so setzten sie es in ein Loch in d
Erde und stopften Lumpen herum. Sie säuget
es des Tages nur dreymal, nämlich des M
gens, Mittags und Abends, und ließen es lie
schreyen, als daß sie es gewöhnen wollten, d
ganzen Tag zu saugen. Hatte die Mutter Mil
genug, das Kind zu ernähren, so gab sie ih
nie eher etwas zu essen, als bis es entwöhnt w
Dies geschah gemeiniglich, nachdem das Ki
2 Jahre alt war, und wenn es der erstgebohr
Sohn war, so wurde dabey ein Fest und Lu
barkeiten angestellet, weil das Recht der Erst
burt bey ihnen in großer Achtung stand. An d
sem Tage schnitt man auch den Kindern
Haare ab und gab ihnen den Namen, den
führen sollten, wobey die Verwandten zusamm
kamen und ihnen Geschenke machten. De
wurde übermäßig getrunken und bis in die Na
getanzt und gesungen, und dieses Fest dauerte
bis 4 Tage. Wuchsen die Kinder heran,
unterrichteten die Mütter ihre Töchter in den hä
lichen Geschäfften, und der Vater erzog die Söh
zu dem, was er selbst trieb. Weil die Rottmeis
und Hauptleute ein wachsames Auge auf die E
ziehung hatten, und die Knaben sowohl als
Väter bey begangenen Fehlern bestraften, so
zogen die Väter ihre Kinder mit vieler Sorg
und hielten sie ab, etwas unanständiges in
Stadt und auf dem Felde zu begehen.

Lebe

bensart der Wittwen war sehr eingezogen. Im sten Jahre der Wittwenschaft kamen sie nicht us dem Hause, und wenn sie Kinder hatten, hei- theten sie nie wieder, so jung sie auch waren; tten sie aber keine Kinder, so geschah es, je- ch sehr selten, daß sie sich wieder und zwar ge- einiglich an Wittwer verheiratheten. Sie hat- n große Vorrechte und die Gesetze verordneten, ß ihre Felder eher bestellt werden sollten, als der Caracas und selbst der Yncas ihre. Ohngeach- der guten Zucht, duldeten die Yncas, zur Ver- idung größerer Uebel, öffentliche Huren; sie rften aber nicht in die Städte kommen, son- en wohnten auf dem Felde, jede besonders, in nden Hütten. Jedermann begegnete ihnen ver- ytlich und man nannte sie Pampauruna, lches so viel als eine allgemeine Landhure hieß. ie Peruaner begruben ihre Todten, und das Lei- nbegängniß der Yncas und anderer großen rren wurde mit vieler Pracht begangen. Man mirte ihre Körper auf eine so künstliche Art, ß sie von aller Verwesung frey blieben, setzte auf prächtige Stühle und brachte sie unter em großen Gefolge von Leidtragenden zu Grabe. e Bedienten trugen Speise und Getränke terher und einer von den Anverwandten gab n Verstorbenen von Zeit zu Zeit etwas davon den Mund. Man verscharrete mit ihnen ihre dene und silberne Gefäße, ihre Kleider und barsten Kleinodien und alles Geräthe aus n Häusern, damit sie sich derselben in der an-

Lebensart der Wittwen.

Oeffentliche Huren.

Leichenbegängnisse.

dern

dern Welt bedienen könnten. Ihre Hausgen
sen und liebsten Weiber ließen sich lebendig
ihnen begraben und zwar freywillig, ohne d
verpflichtet zu seyn, um ihren lieben Herren a
in der andern Welt zu dienen. Denn sie gla
ten eine Unsterblichkeit der Seele und etwas v
der Auferstehung der Todten und einem and
Leben, wiewohl sie solches für sehr körperlich h
ten. Ihre Amautas oder Weltweisen theil
das Weltgebäude in 3 Welten, wovon sie
erste Hanan Pacha oder die Oberwelt nennet
wo die Tugendhaften den Lohn für ihre Tuge
erhielten. Die zwote hieß Hurin Pacha o
die Niederwelt, worinn Menschen und Thi
gebohren würden und stürben und alles der V
gänglichkeit unterworfen wäre. Die dritte na
ten sie Ucu Pacha oder die Unterwelt, wodu
sie das Innere der Erde verstanden, welches
den Gottlosen zur Wohnung bestimmten. A
die Peruaner glaubten, daß sie bey der Aufer
hung mit allem, was zum Leibe gehörte, wie
sollten auferwecket werden; so trugen sie eine auß
ordentliche Sorgfalt, ihre Nägel und Haare,
sie sich abschnitten oder auskämmeten, an ei
sichern Ort zu legen und sie in die Ritzen
Löcher der Mauern zu stecken, damit sie sol
bey der Auferstehung desto leichter wieder fin
könnten.

§. 50.

Gelehr- Es fehlte den alten Peruanern nicht an
samkeit. higkeit, Künste und Wissenschaften zu lern

d

ch durften nur eigentlich die Kinder der Vor-
hmen dazu angeführt werden. Es waren
chulen zu Cuzco, wo die königlichen Prinzen Schulen.
d Söhne der andern Yncas und Großen von
n Amautas unterrichtet wurden. Diese wa-
r selbst alte und erfahrne Yncas, welche ihrer
nsicht und Klugheit wegen in größter Hochach-
ng standen. Sie lehrten ihre Schüler die Cere-
nien und Grundsätze der Religion, erklärten
en den Grund und den wahren Sinn ihrer
setze, unterrichteten sie in der Staatskunst und
iegswesen, besserten ihre Sitten und machten
artig, lehrten sie ordentlich und zierlich reden,
chten ihnen die Geschichte und Zeitrechnung
mittelst der Quipue bey, und zeigten ihnen
s wenige, was sie von der Dichtkunst, Musik,
eltweisheit, Sternseherkunst und Mathematik
ßten. Die Könige hörten selbst bisweilen ihre
rlesungen an, und schämten sich nicht, Lehrer-
le zu vertreten. Der Ynca Pachacutec ver- Sprache.
nete, daß alle seine Unterthanen ohne Unter-
ed die cuzcoische oder Hofsprache lernen sollten.
se war nicht reich an Worten, man half aber
er Armuth durch eine vielfältig veränderte
zsprache der Wörter ab, mit der sie auch die
deutung änderten. Sonst war sie nachdruck-
und der Zierlichkeit fähig. Die Yncas hatten
eine besondre Sprache, die sie unter sich rede-
, und welche niemand verstand, weil sie ihre
ne Wörter und Redensarten hatte. Ihre
hter, welche den Namen Hararec oder Er- Dichtkunst.
finder

finder führten, waren in Verfertigung der Lu
und Trauerspiele geübt, die vor den Königen u
Großen von ihren Hofbedienten aufgeführt wu
den. Sie verfertigten auch Liebesliederchen
worinn sie das Sylbenmaaß beobachteten, u
verfaßten die merkwürdigen Thaten ihrer K
nige und andrer berühmten Personen in Verse

Sitten-lehre. Unter allen Wissenschaften beschäfftigten sich d
Amautas hauptsächlich mit der Sittenlehre, der
Sätze sie nicht nur vortrugen, sondern deren Le
ren sie auch in Ausübung brachten. Die a
strakten Speculationen waren ihr Werk nich
und sie waren mehr beflissen, nichts böses
thun, als etwas gutes auszudenken. Von d

Natur-lehre und Arzney-kunst. Naturlehre wußten sie sehr wenig, indem sie si
allein begnügten mit dem, was das Leben betre
ohne sich die Mühe zu geben, die Geheimni
der Natur aufzusuchen. Sie hatten einige Kenn
niß von den Eigenschaften und Tugenden gewiss
Pflanzen, deren sie sich zu Heilung verschieden
Krankheiten bedienten. Die gemeinen Leute he
ten sich unter einander selbst, durch den Gebrau
solcher Hausmittel, die sie von ihren Aeltern
lernt hatten. Bey Erwachsenen kam die gan
Kur auf Purgiren und Aderlassen an, welch
mit einem spitzigen Kieselstein geschah, auf Ve
ordnung gewisser alter Weiber, und zwar allez
vorher, ehe sie krank wurden. Denn wenn
schon wirklich krank waren, beobachteten sie n
eine gute Diät im Essen und Trinken, und üb
ließen das andere der Natur, ohne viel Arzeney

gebrauchen. Die eigentlichen Aerzte, die eine nntniß der Arzeneykräuter und Wurzeln hat: , gaben sich nur mit der Kur der Könige und ncas und andrer Großen ab. In die Stern: erkunst besaßen die Amautas mehr Einsicht als die Naturlehre; ihre Wahrnehmungen aber ngen nicht weiter, als auf das, was sie sahen. onnen: und Mondfinsternisse waren für die ruaner schreckhafte und fürchterliche Begeben: en. Verfinsterte sich die Sonne, so glaubten daß sie zornig auf sie wäre, und sie weissagten en Volk ein großes Unglück daraus. Wurde Mond verfinstert, so hielten sie ihn für krank, besorgten, er werde sterben und vom Himmel en und sie alle erschlagen. Sie machten da: ein erschreckliches Getöse mit musikalischen strumenten, und banden ihre Hunde an und rgelten sie weidlich, damit sie brav bellen und len mußten, in Hoffnung, der Mond würde Mitleiden mit diesen Thieren sich wieder er: n. Sie ließen auch die jungen Kinder brav eyen, wobey Männer und Weiber mit ein: mten, und den Mond mit Seufzen bathen, er doch nicht sterben möchte. Bekam nun Mond sein Licht wieder, so freuete sich alles seine Genesung und dankte ihm, daß er nicht ntergefallen wäre. Von der Feldmeßkunst kunden sie nicht mehr, als sie brauchten, ihre er auszumessen und zu vertheilen, welches sie Aufnehmung derselben durch gewisse Maaß: verrichteten. Ihre geographische Kenntniß

Stern: seherkunst.

Feldmeß: kunst und Geogra: phie.

er:

erstreckte sich nicht über die Grenzen ihres Lande
jedoch wußten sie bewundernswürdige Grundri
von ihren Städten und Provinzen von Erd
Kieselsteinen und kleinen Stäben zu mache

Rechnung durch Knoten.

Ihre Rechnungen verrichteten sie durch die Qu
pu oder Knoten, welche sie in Fäden von v
schiedenen Farben knüpften, und damit rechnet
sie zusammen, zogen ab, vermehrten und theilt
ihre Summen mit bewundernswürdiger Ferti
keit. Vermittelst dieser Knoten hielten sie Re
nung von allen Steuern und Abgaben im ganz
Königreiche; durch sie erhielten sie ihre Geschic
te, die Verordnungen der Yncas, ihre Gebräuc
und Ceremonien. Sie hatten eigene Leute, w
che die Quipu oder Knotenschnüre verwahrte
und diese hießen Quipucamayu, welche den w
sentlichen Inhalt derselben auswendig lernten u
ihn einander durch die mündliche Sage lehrt
welche vom Vater auf den Sohn kam. S
mußten diese Knoten unaufhörlich studiren u
waren daher von der Schatzung und allen ande

Musik.

Diensten befreyet. Sie waren in der Tonku
wenig geübt, wovon sie nur einige Accorde wi
ten. Ihre musikalischen Instrumente waren P
fen, worauf sie ihre Liebesliederchen bliesen, Tro
peten, Hörner, Cimbeln, Pauken und Tro
meln, womit sie ein rauhes Getöse macht
Man lehrte große Herren auf Instrumenten sp
len, um bey dem Könige Musik zu machen; u
so grob auch ihr Gesang war, so war er d
unter ihnen nicht gemein, und sie hatten M
genug ihn zu lernen.

§. 5

§. 51.

In den meisten gemeinen Künsten und Handarbeiten war die Geschicklichkeit der Peruaner sehr geringe, ob man gleich einige ihrer Werke sehr bewundern muß. Sie verstunden sich nur schlecht darauf, wie sie das Eisen und die andern Metalle recht bearbeiten und brauchbar machen sollten. Wollten sie einiges Metall schmelzen, so mußten ihrer viele lange Zeit das Feuer mit dem Munde durch kupferne Röhren anblasen. Sie hatten weder Zangen, noch Feilen, noch Grabstichel, noch ordentliche Hammer, und dennoch machten sie wundersame Arbeiten, vornehmlich in Gold, wovon einige Stücke so fein und andere so künstlich zusammengelötet waren, daß auch europäische Künstler das Geheimniß, wie solche hätten können verfertigt werden, nicht anzeigen vermochten. Ihre Zimmerleute hatten bloß eine Art und Hobel von Anta oder Kupfer, woraus auch Hacken, Messer und Schlägel verfertigt wurden. Hatten sie das Holz gefället und zugehauen, so machten sie es durch Schaben glatt und eben, damit sie es zu den Gebäuden oder andern Sachen brauchen konnten. Sie wußten nichts von Nägeln oder Klammern, sondern banden das Holz mit gewissen Seilen aus Binsen zusammen. Die Mäurer hatten zu Behauung der Steine nur gewisse schwarze Kiesel, Hiuhana genannt, womit sie solche mehr zerschlugen, als haueten. Wenn sie Steine in die Höhe bringen wollten, so hatten sie weder Krahne noch Gerüste,

Handwerker.

Schmiede.

Zimmerleute.

Mäurer.

rüste, noch andere Werkzeuge, sondern mußte alles mit den Armen thun. Ohngeachtet diese Beschwerlichkeiten führten sie doch so schöne Gebäude auf, daß es unmöglich seyn würde, soches zu glauben, wenn nicht die ersten Berichter der Spanier hierinn einstimmig wären, und die Ueberbleibsel noch davon zeugeten. Außer diesen hatten sie noch andere Handwerker, als Schuster Schneider, Weber, obwohl ein jeder Kriegsmann, ja gar der Ynca, seine Schuhe selbst mußte verfertigen können, und jede Frau für ihr Haus schneiderte und webete. Alle Handwerksleute hatten ihren Obermeister und stunden immer einer unter dem andern, mußten auch ihre Kinder eben das Handwerk lehren, das sie trieben. Statt der Pfriemen und Nadeln bedienten sie sich gewisser langer Dornstacheln, welche ihnen auch dienten, Kämme daraus zu machen. Das Frauenzimmer hatte auch Spiegel, und zwar die vom königlichen Geblüte welche von geschliffenem Silber, die andern aber nur von Kupfer und Messing. Das vornehmste Geschäffte der Peruaner war der Feldbau. Weil es im ganzen Lande wenig Ackerfelder, das ist, solche, die Maiz tragen konnten, gab, so vervielfältigte man sie mit unglaublicher Arbeit, indem man Grabens zog, sie zu wässern, und die Erdhügel ebnete. Alle Felder in jeder Provinz wurden ausgemessen und in 3 Theile abgetheilt, davon der erste für die Sonne, der zweyte für den König, und der dritte für die Einwohner war. So wurden auch die ander

Feldbau.

Abtheilung der Felder.

ndern Felder, die keiner Wässerung bedurften
nd worauf sie andern Saamen und Früchte säe-
n, ausgetheilt. Zuerst wurden die Felder der
Sonne, der Wittwen und Waisen und der un-
ermögenden Personen bestellet, und wann diese
einen Saamen hatten, so wurde er aus den
ffentlichen Vorrathshäusern gegeben. Darauf
rbeiteten sie an ihren eigenen Feldern nach der
Reihe, und hernach an den Feldern der Curacas
nd des Ynca. Die Arbeit auf den Feldern des
nca und der Sonne verrichteten sie mit großen
reuden. Sie zogen ihre besten Kleider an,
utzten den Kopf mit schönen bunten Federn und
ngen dabey Lieder zum Lobe ihrer Yncas und
r Sonne. Jeder Peruaner bekam sein Tupu
er abgemessenes Stück Land, seinen Maiz dar-
uf zu säen, und sobald er Kinder bekam, gab
an ihm für jeden Knaben auch ein Tupu und
r ein Mädchen ein halbes. Die Curacas und
roßen bekamen nach der Zahl der Weiber, Kin-
r, Knechte und Mägde, die sie hatten, mehr
er weniger, und eben dieses Verhältniß wurde
ch in Ansehung der Yncas vom königlichen Ge-
ite beobachtet, nur daß ihr Antheil beträcht-
her war. Sie düngeten die Felder mit Men-
enmist, den sie mit unglaublichem Fleiße sam-
elten, trockneten und zu Staube machten.
n der Seeküste düngeten sie mit dem Miste ge-
isser Vögel, die sie Seesperlinge nannten, der
enfalls ausgetheilt wurde. So wurde auch das
asser zur Befeuchtung der Felder ausgetheilt,

und jeder Einwohner hatte gewisse Stunden sei Feld zu begießen, welches nach der Reihe herum gieng. Wenn die Aerntezeit kam, so ärntete sie zuerst für sich, für die Wittwen, Waise und Armen, und hernach für den Ynca und di Sonne, deren Früchte in große Vorrathshäuse

Viehzucht. gebracht wurden. Vieh hielten die alten Peru ner eigentlich für sich nicht, und selbst die Cur cas hatten sehr wenig, weil die Viehweiden nich häufig waren. Der Ynca hingegen und di Sonne hatten dessen eine ungeheure Menge, we ches überhaupt Llama genannt und in das groß und kleine getheilt wurde, wovon jenes zum Las tragen gebraucht wurde, dieses aber mit sein Wolle diente. Die Milch von beyden wußte sie auf keinerley Art zu nutzen, das Fleisch ab wurde bisweilen ausgetheilt. Die Einwohn

Fischfang. an der Seeküste giengen zuweilen auf den Fisch fang, wozu sie sich kleiner Netze und Angeln b dienten. Sie schossen die Fische auch mit Pfe len, woran sie eine Schnur gebunden hatten mit der sie sie nach sich zogen. Niemand durf

Allgemei- für sich einiges Wild fällen oder Flügelwerk schi

ne Jagd. ßen. Damit aber das Wild sich nicht zusel mehrete, so wurde jährlich in jeder Provinz e Chacu oder allgemeine Jagd angestellet. Hi zu wurden 20 bis 30000 Mann aufgeboten, d einen großen Bezirk umstelleten und die Thie zusammentrieben. Auf die Art wurden 40000 Stück Wildprett an Rehen, Damh schen, Gemsen und wilden Ziegen oder Vicu

n

as gefangen. Von diesen letztern tödtete man enige, sondern man schnitt ihnen nur die Haare b und ließ sie wieder laufen. Die besten Böcke nd alle Weibchen ließ man laufen, die andern le aber tödteten sie und theilten das Fleisch unter ch. Damit das Wild Zeit hatte sich zu vermeh- n, so waren alle Provinzen in vier Gehege abge- eilt, in welchen man nach der Reihe herum gete, so daß ein jedes nur alle 4 Jahre einmal ran kam.

§. 52.

Denkmaale der Baukunst.

Man trifft noch hin und wieder in Peru berbleibsel von Gebäuden, woraus man auf e Baukunst der alten Peruaner einen Schluß achen kann. Dergleichen bewundernswürdiges enkmaal ist am See Chucuytu, wo man ein oßes Gebäude in einem großen Felsen gehauen trifft, dessen Mauern, Fußboden, Dach und üren alle aus einem einzigen Stück gemacht d. Die Schlösser der Yncakönige, wovon nn noch hin und wieder einiges Mauerwerk an- fft, waren wegen ihrer Größe und innerlichen acht ansehnlich. Es waren Säle darinn von 00 Schritten lang und 50 bis 60 breit, so daß 3000 Menschen bequem fassen konnten. Die ände waren mit Gold- und Silberblechen über- zen und mit Bildern von Menschen, Vögeln d Thieren geschmückt, die nach dem Leben von old und Silber gemacht und in Bilderblenden gesetzt waren. In den Gärten der Yncas fand n nicht nur die schönsten Bäume und wohlrie-

Palläste der Yncas.

chendsten Kräuter und Blumen, sondern auch Bäume und Pflanzen und allerley Vögel und Thiere von Gold und Silber, die mit großer Kunst und sehr natürlich gemacht waren. Das anseh[n]lichste und prächtigste Gebäude in ganz Peru war der Sonnentempel zu Kuzco, dessen Wände ganz mit Golde überzogen waren und wo man das Bild der Sonne von Gold auf die Art sah, wie es die Maler vorstellen, in solcher Größe, daß es fast die ganze Seite der Wand einnahm. Um den Tempel standen in einem viereckigen Verschlusse fünf große viereckige Nebengebäude. Das erste war dem Monde gewidmet, mit Silberplatten inwendig überzogen und mit einem großen silbernen Bilde des Mondes geschmückt. Das andere war auch mit Silberplatten bedeckt und der Venus und den übrigen Gestirnen gewidmet. Das dritte war dem Yllapa, das ist, dem Blitze, Donner und Wetterstrale geweihet. Das vierte Gebäude war dem Regenbogen gewidmet, ganz mit Golde bedeckt und an der einen Seite mit einem sehr großen Regenbogen mit seinen natürlichen Farben geschmückt. Das letzte Gebäude war auch mit Golde ganz überzogen und diente den Priestern zum Versammlungsort, sich über die Opfer und andere den Gottesdienst betreffende Sachen zu berathschlagen. In dem Hause der Sonne waren noch viele andere Gemächer für die Priester, und bey demselben war ein eben so prächtiger Garten als bey den Palläst[e]n der Könige. Alle andere

Sonnentempel.

Sonne

Sonnentempel im ganzen Reiche waren nach die-
m Muster gemacht, nur daß sie mehr oder weni-
er prächtig waren. Die großen Wege der Yn- Große
as werden von den ersten spanischen Geschicht- Wege.
hreibern den so berühmten Wegen der Römer
eit vorgezogen, und noch itzt sieht man an ver-
hiedenen Spuren davon, daß es Meisterstücke
ewesen sind. Es waren vornehmlich zween,
ovon der eine längst der Küste und der andere
ber die Gebirge tiefer ins Land hineingieng.
Beyde waren über 500 Meilen lang und der erste
o, der andere wenigstens 15 Fuß breit. Bey
m letzten hatte man oftmals Berge und Felsen
otragen, und Thäler und Abgründe ausfüllen
üssen. Bey dem Wege durchs flache Land
aren in den Thälern Dämme aufgeworfen, die
uf beyden Seiten durch eine Mauer gehalten
urden, und wo er durch sandigte Gegenden gieng,
aren zu beyden Seiten Pallisaden eingerammt,
ß man nicht befürchten durfte, sich auf der
nen oder andern Seite zu verirren. Auf diesen
eerstraßen waren von einer Tagereise zur andern
oße weitläuftige Gebäude mit vielen Zimmern,
ampu genannt, worinn der Ynca mit seiner
ofstaat und ganzem Heer herbergen konnte. Die
nachbarten Völker mußten diese Tampuen mit
bensmitteln und Vorrath an Kleidung und
affen für die Kriegsheere versehen, so daß
an im Nothfalle aus jedem Tampu 30000
ann kleiden und bewaffnen könnte. Nicht we-
ger Bewunderung verdienen die vielen Wasser- Wasser-
leitungen.

leitungen der Yncas, von denen man noch merk würdige Spuren antrifft, woraus zu ersehen ist daß sie die Kunst des Wasserwägens gut müssen verstanden haben. Sie waren durch Felsen und unter Bächen und Flüssen hingeleitet und giengen oft über 100 Meilen weit. Ihre Fahrzeuge, deren sie sich zur Schiffahrt und über die Flüsse zu kommen bedienten, sind ebenfalls nicht zu vergessen. Sie banden fünf oder sieben Bäume von einem sehr leichten Holze zusammen, so daß der längste in der Mitte war und die andern auf beyden Seiten nach und nach an Länge abnahmen. Diese bedeckten sie mit gespaltenen Röhren und trieben sie durch Ruder fort; bisweilen aber setzten sie auch eine Art von Segel drauf. Sie machten auch eine Art Flöße aus großen Kalebassen, ja gar aus Binsen. Sie binden ein Bündel Binsen, so dick wie ein Ochs, fest zusammen, so daß es von der Mitte bis ans End eine Spitze macht, als wenn es ein Schiffschnabel wäre. Denn erweitern sie es und machen es so breit, daß sie einen Menschen oder eine andere Last hineinsetzen können. Ein Indianer setzt sich vorn auf die Spitze, legt sich auf die Brust und rudert mit Händen und Füßen. Bey schnellen Flüssen haben sie ein anderes Mittel zum hinüberkommen. Sie lassen von einem Ufer zum andern ein starkes Seil ziehen, welches queer durch einen Korb von geflochtenen Weiden gehet, worinn 3 bis 4 Personen sitzen können. An jeder Seite des Korbes ist ein Strick, womit man ihn

Fahrzeuge.

n das eine oder an das andere Ufer zieht, wozu
ey jeder Ueberfahrt Leute bestellt sind. Auch
e sonderbaren Brücken in Peru gehören zu den Brücken.
ten Denkmaalen des Reichs. Man macht
lechten von Bejuquen oder Bindweiden, so
ng als die Brücke seyn soll, und befestiget so
ele auf einander, bis sie zusammen so dick als
n Mensch im Leibe sind. Diese Flechten werden
ber den Fluß gezogen und an beyden Ufern auf
hen steinernen Pfeilern festgemacht. Die
rücke ist ohngefähr zwo Ellen breit, mit Stücken
olz und in einander geflochtenen Baumzweigen
deckt, und auf beyden Seiten mit andern Flech-
n statt der Lehnen versehen. Diese Brücken
weben gleichsam in der Luft, da hingegen eine
dere Art gleich auf dem Wasser schwimmen.
ie werden von einem, durch ganz Peru wach-
nden, biegsamen Stroh, von Binsen und Schilf
rfertiget. Man macht vier Seile von Stroh
dick als ein Schenkel. Zwey davon werden
er das Wasser von einem Ufer zum andern ge-
gen und in gehöriger Weite von einander be-
stiget. Auf diese Strohseile legt und befestigt
an dicke Bündel Schilf und Binsen, über wel-
e die beyden andern Strohseile gezogen und be-
stigt werden. Um sie zu verstärken wirft man
ch andere Binsen- und Strohbunde drüber, die
einander gebunden und an den Seilen befestigt
rden. Man hat über dem Desaguadero oder
m Kanal, der aus dem See Titicaca kömmt,
ie solche Brücke, die 14 Fuß breit und 150

Schritte lang ist; sie muß aber alle halbe Jah
ausgebessert oder vielmehr ganz neu gemacht w
den.

§. 53.

Religion. Vor der Regierung der Yncas beteten
Peruaner eine unbeschreibliche Menge Gött
oder Geister an, die sie sich bey allen, auch d
geringsten Dingen zu seyn einbildeten. Je
Provinz, jede Nation, jede Familie und jed
Haus hatte seinen besondern Gott; daher wurd
alle Arten von Pflanzen, Blumen, Bäume
Thieren, hohe Gebirge, Steine, Höhlen ꝛc. a
gebetet. Diejenigen, die an der Küste wohnte
beteten das Meer an und nannten es Mam
cocha, ihre Mutter, welchen Namen diejenige
die tiefer im Lande wohnten, der Erde beylegte
beyde aus der Ursach, weil ihnen das Meer u
die Erde Nahrung verschaffte. Sie opfert
diesen selbsterwählten Göttern Thiere, Kor
Früchte, aber auch Menschen, wozu sie die G
fangenen und im Nothfall ihre eigene Kind
Verehrung der Sonne. nahmen. Manco Capac, der erste Ynca,
redete seine Unterthanen, die Sonne anzubete
der man hernach prächtige Tempel bauete. D
Mond beteten sie zwar nicht an, verehrten i
aber doch als die Schwester und Frau der Son
sehr, und nannten ihn die allgemeine Mutter al
Dinge. Blitz und Donner nannten sie die Ve
strecker der Gerechtigkeit der Sonne und hatt
deswegen Furcht und Abscheu vor ihnen. D
Sterne hielten sie für die Hoffräulein der Son

D

ie Klügern verehrten noch einen unsichtbaren Höchstes Wesen Pachacamac.
ott, den Schöpfer und Erhalter aller Dinge,
n sie Pachacamac, Weltbeseelender, nannten,
nd dessen Namen sie nicht ohne Noth und mit
n Merkmaalen der größten Ehrerbietung und
nterthänigkeit aussprachen. Den Teufel nann-
n sie Cupay, und wenn sie diesen Namen aus-
achen, spuckten sie zum Zeichen der Verfluchung
d Verabscheuung dabey auf die Erde. Sie
rehrten die Berge nicht als Götzen, wie die
panier sie beschuldigten, sahen sie aber mit
ochachtung und Ehrerbietung an, und nannten
Huaca, d. i. vortrefflich, wundersam, wel-
en Namen sie auch der Stadt Cuzco beylegten,
r die sie auch große Ehrerbietung hatten, weil
von ihrem ersten Ynca erbauet war. Ihren Ehrfurcht gegen die Yncas.
önigen, als den vorgegebnen Söhnen der
onne, bewiesen sie beynahe eben so große Ver-
rung als der Sonne selbst, aus Erkenntlichkeit
r das viele Gute, was sie von ihnen erhalten
tten. Sie hielten sie fast für unfehlbar und
enschlicher Vergehungen und Laster unfähig;
sahen sie für ganz andere Menschen als sich
st an, die wegen ihrer Abstammung vom
mmel für sich selbst schon weise und tugendhaft
n mußten. Die Opfer, welche sie der Sonne Opfer.
achten, waren große und kleine Hausthiere,
ch zahme Kaninchen, eßbares Geflügel, Korn-
ren, etwas vom Kraute Cuca, auch die fein-
n Kleider, welches sie zur Ehre der Sonne
rbrannten und ihr dankten, daß sie es zum Ge-

brauch

brauch der Menschen erschaffen hätte. D
Hauptopfer waren Lämmer, Schafe und Ha
mel, aber niemals opferten sie Menschen. B
den größten Angelegenheiten zu Kriegs- und Fr
denszeiten opferten sie ein Lamm, welchem
lebendig Herz und Lunge aus dem Leibe risse
um daraus zu urtheilen, ob ihr Opfer der Son
angenehm seyn, ob der Krieg einen guten Au
gang haben, oder ob die Aernte gut ausfall
werde. Sie opferten auf gewissen freyen Plätze
am Vorhause der Tempel und in den Tempe
Priester. selbst. Zur Darbringung der Opfer bedient
sie sich der Priester, welche in dem Tempel d
Sonne zu Cuzco insgesammt Yncas aus köni
lichem Geblüte waren, die einen von den Br
dern oder Oheimen des Königs zum Oberpriest
hatten. In den andern Landschaften bekleidet
die Anverwandten des Herrn einer jeden Provi
das Priesterthum; ihr Hauptpriester aber muß
ein Ynca seyn. Sie hatten keine unterscheiden
Kleidung, sie dienten wochenweise im Temp
da sie ihn weder Tag noch Nacht verließe
Während ihrer Amtsverrichtung wurden sie v
den Einkünften der Sonne unterhalten, so
aber lebten sie, so wie alles Volk, von ihren a
gewiesenen Ländereyen. Zu ihrer Bedienu
hatten sie im Tempel eben dergleichen Bedient
und aus eben den Städten, als im königlich
Hause waren; nur daß keine Frauensperson
Jung- die Tempel kommen durfte. Indessen gab
frauen der doch der Sonne gewidmete Jungfrauen, welc
Sonne.

Auserwählten hießen, deren 1500 zu Cuzco wa-
n, alle aus dem Geschlecht der Yncas. Sie
ten beständig eingeschlossen in einem besondern
aus und in einer steten Jungfrauschaft, und
r die Königinn und ihre Prinzessinnen konnten
ihnen gehen. Sie hatten 500 vornehme
äulein zur Bedienung, und alle Gefäße ihres
uses, welches man das Sternenhaus hieß,
ren von Gold und Silber. Ihre Verrich-
ng war spinnen, weben und die Kleider machen,
elche der Ynca und seine rechtmäßige Gemah-
n trugen. Sie verfertigten auch kleine Ver-
mungen, Paycha genannt, die an einer ellen-
gen Schnur von den nächsten Anverwandten
Königs getragen wurden. Sie bereiteten
h das Brot zu den Opfern, die man der Sonne
ihren größten Festen brachte. In den vor-
mstен Provinzen des Königreichs waren nach
em Muster mehrere Häuser, in welchen schöne
ngfrauen waren, die aber nicht als Frauen
Sonne angesehen wurden, sondern dem re-
enden Ynca gewidmet waren, der sie zu Bey-
äferinnen nahm. Das Hauptfest der Sonne Fest Raymi
3 Raymi, welchem der Ynca, alle Haupt-
e und Curacas beywohnten. Sie bereiteten
insgesammt durch ein strenges dreytägiges
ten dazu. Am Festtage selbst gieng der Ynca
allen seinen Verwandten auf den großen
rktplatz und wandten ihr Gesicht gegen Mor-
. Sobald sie die Sonne erblickten, fielen sie
die Kniee und warfen Küsse in die Luft. Der

König

König nahm zwey goldene Gefäße in die Ha
und lud die Sonne zum Trinken ein; denn gie
man nach dem Hause der Sonne, wohinein i
Ynca und alle Prinzen vom Geblüte mit bloß
Füßen giengen und das Bild der Sonne
beteten. Sie opferten die Trinkgeschirre und all
ley aus Gold nach der Natur verfertigte Din
Denn opferte man zuerst ein schwarzes Lam
gute oder böse Anzeigen daraus zu erkennen, u
hernach eine Menge Schöpse und Schafe, v
denen man das Herz und das Blut der Son
darbrachte und zu Asche verbrannte, und zw
mit dem Feuer, das man vermittelst einer
von Brennspiegel bey der Sonne selbst anzünde
Das Fleisch wurde gebraten und unter diejenig
vertheilt, die bey der Feyerlichkeit zugegen war
Man gab ihnen auch Brot und viele andere
richte. Hernach fieng man an, einander zu
trinken, und so gieng es an ein unmäßiges Sc
fen. Zugleich erschienen Banden von Gaukle
und vermummten Leuten, die nach Liedern ta
ten. Dies Fest Raymi dauerte neun Tage.
andres Fest hieß Huaraca, an welchem die ju
gen Yncas wehrhaft gemacht und zu Rittern
schlagen wurden. Das dritte Fest Cuscu
raymi wurde nach der Saatzeit gefeyert, we
der Maiz anfieng hervorzukeimen. Das vie
Fest hieß Citu, welches mit vielen seltsamen
remonien begangen wurde, wenn sie alle Kra
heiten, Schwachheiten und Beschwerden, wel
die Menschen martern, aus der Stadt und u
lieg

genden Gegend verbannen wollten. Außer sen Festen wurden noch andere begangen, be- ders das Aerntefest, welches jeder Peruaner sich in seinem Hause begieng, wenn er seine üchte in die Scheuren gebracht hatte, und da erten sie der Sonne ein wenig Talg, welches ihr zu Ehren verbrannten. Da die Peruaner s der Vernunft erkannten, daß die Sünden Menschen die Uebel und göttliche Rache nach zögen; so glaubten sie, sie müßten ihre Misse- t durch Buße aussöhnen. Es waren daher ganzen Reiche Beichtiger bestellet, denen n seine Sünden beichtete, und welche den nden gemäße Züchtigungen auflegten, die in ten, Opfern, Geißelungen, im eingezogenen en in den Wüsten der Gebirge bestanden. Beichte.

§. 54.

Die Regierungsform in Peru war monar- ch und vollkommen souverain, obgleich die as sich ihrer unumschränkten Gewalt mit er Mäßigung bedienten und sie nur zur Be- erung der Glückseligkeit ihrer Unterthanen an- dten. Sie hatten ihr großes Reich in vier ile nach den Weltgegenden getheilt, und die dt Cuzco, wo sie ihren Sitz hatten, lag fast Mittel desselben. Alle Einwohner des Reichs en in Decurien von 10 Mann getheilt, von n einer das Haupt oder Decurio war. Fünf urien hatten wieder ein Oberhaupt, der also ptmann über 50 war. Ein anderer Haupt- n hatte zwo Abtheilungen von funfzigen und also Regie- rungsform. Abtheilung des Volks in Decurien.

also hundert Mann unter sich. Fünf Abtheil
gen von hundert Mann waren unter Auff
eines andern Hauptmanns, der also 500 B
ger unter sich hatte, und zwo solche Abtheilun
hatten einen General, der folglich über 10
Mann zu befehlen hatte. Diese Hauptleute h
gen vom untern bis zum obern einer von d
andern ab. Ihre Pflicht war, daß sie ihre Un
gebene vertreten und für ihr Bestes sorgen, a
zugleich auch sich zum Ankläger machen mußt
wenn einer von ihrer Rotte den geringsten Fe
begangen hatte. Verabsäumten sie eine von
sen Pflichten, so wurden sie dafür gestraft;
weil jeder Hauptmann unter einem andern st
der auf ihn Acht hatte, so verband ihn dies,
Amt so gut als möglich zu verrichten.
mußten auch alle Monate ihren Obern die
zahl der Gebohrnen und Verstorbenen beyde
Geschlechts unter ihren Leuten melden; da
konnte der König die Anzahl seiner Unterth
allemal genau wissen. Eben diese Ordn
wurde auch beym Kriegsheere unter den Bef
habern der Soldaten beobachtet, da immer e
unter dem andern stand, bis zu dem ober
Feldhauptmann, der allezeit ein Ynca vom kö
lichen Geblüt war und Ynca Apa hieß.
gen dieser Ordnung und der natürlichen Güte
Einwohner gab es sehr wenig Streithändel u
Richter. ihnen. Erhuben sich ja einige, so wurden
ohne Verzug von dem Richter abgethan, de
jeder Stadt bestellt war; und fiel ein sehr gro

ilund abscheuliches Verbrechen vor, so wurde es
ſſen den Oberaufseher der Gerechtigkeit gebracht,
Ver in der Hauptſtadt jeder Provinz beſtellt war,
und sogleich das Endurtheil ſprach. Die Rich-
ter durften die in den Geſetzen enthaltene Strafe
nicht übergehen, ſondern mußten bey Lebensſtrafe
die Geſetze pünktlich vollſtrecken. Dieſe waren
überhaupt dem Eingeben der Natur gemäß. Das
vornehmſte enthielt, daß die Menſchen einander
lieben ſollen, und beſtrafte nach Verhältniß diejeni-
gen, die dawider handelten. Mord, Diebſtahl
und Ehebruch wurden ohne Gnade mit dem Tode
beſtraft, und eben dieſe Strafe war auch auf an-
dere geringere Verbrechen geſetzt. Die Furcht
vor einer ſo harten Strafe machte alſo einen gro-
ßen Abſcheu vor dem Laſter, und ofte fand man
in dem großen Reiche kaum im ganzen Jahre
einen, der einen ſtrafbaren Fehler begangen hatte.
Die Richter mußten alle Monate von allen ge-
fällten Urtheilen ihren Obern Rechenſchaft geben,
und dieſe ſtatteten wieder andern, unter denen ſie
ſtanden, Bericht ab. In allen Staatshand- Unter-
lungen gieng alles ſtuffenweiſe von den gerin- könige.
gern zu den höhern bis auf die Unterkönige in den
vier Haupttheilen des Reichs. Dieſe mußten
allemal Yncas ſeyn, waren die Oberherren in
allen Provinzen und erſtatteten dem Könige Be-
richt, unter welchem ſie unmittelbar ſtunden und
in dem Staatsrath ſie allein ausmachten. Damit
auch die Statthalter, die Richter und die Bedien-
ten, welche die Güter der Sonne und der Yncas

verwalteten, ihre Aemter nicht misbrauchten so wurden insgeheim Commissarien in die Provinzen gesandt, sich nach dem Verhalten und den Mishandlungen der Bedienten zu erkundigen. Auf die Art fand sich im ganzen Staate kein Beamter, der nicht von einem andern abhieng und also nicht genöthigt war, die Pflicht seines Amtes wohl zu vollbringen, zumal da sie im Vergehungsfall weit schärfer bestraft wurden, als der gemeine Mann. In den vielen Landschaften, welche die Yncas ihrer Herrschaft unterwarfen, setzten sie gemeiniglich die alten Curacas oder Oberhäupter, nachdem sie sie zu Cuzco in den Gesetzen, Sitten, Sprachen und Gottesdienst hatten unterrichten lassen, wieder ein, und ließen ihnen ihre erste Würde und Regierung, doch unter ihrer Oberherrschaft. Damit die Befehle des Ynca so hurtig als möglich überbracht würden, und er von allem geschwinde Nachricht bekäme; so waren an den Heerstraßen jeder Viertelmeile Chasqui oder Bothen bestellet, die sich einander die in wenig Worten abgefaßten Bothschaften überlieferten und sie in vollem Laufe weiter brachten.

Bothenläufer.

Die Yncas hatten eben die Bedienten, wie an andern königlichen Höfen, bis auf die geringsten Aemter, nur mit dem Unterschiede, daß drey von den nächsten Städten bey Cuzco geschickte und treue Leute zu solchen Bedienungen stellen mußten, deren einige alle Tage, andere alle Wochen und noch andere alle Monate abgelöset wurden. Wenn der König sich niemals anders, als in seinem gol-

Hofbedienten.

den

enen Lehnstuhle öffentlich sehen ließ, da er von
5 Mann getragen wurde; so mußten zwo be-
achbarte Provinzen die Leute dazu stellen, die
uch abgewechselt wurden und es für eine große
Gnade hielten, den Ynca zu tragen. Der Auf-
tand zur Speisung war im Hause des Königs Tafel.
hr groß, weil allen Prinzen vom Geblüte, die
n Hofe lebten, die Lebensmittel ausgetheilt und
les Hofgesinde gespeiset wurde. Man mußte
ich allezeit überflüssig Speisen haben, für die
Incas, welche mit zur königlichen Tafel gehen
ollten. Die Hauptmahlzeit wurde des Morgens
n 8 bis 10 Uhr gehalten, und ehe es Nacht
urde, speisete man noch ein wenig. An Ge-
inke gieng ungemein viel drauf, weil allen, die
n Ynca besuchten, ein Ehrentrunk gereicht
urde. Die Kleidung des Königs war gemeinig- Kleidung.
schwarz, und in der Trauer mäusegrau. Ob
gleich kein Kleid mehr als zweymal anzogen,
kostete doch ihre Kleidung nicht viel, weil die
auen der Sonne sie, bis auf die Schuhe, ver-
rigten. Sie bestand aus einem Uncu oder
amse, das bis an die Knie gieng, und aus
er Yacolla oder Art von Casaque, unter wel-
r er eine Chuspa oder viereckige Tasche trug,
an einem über der Schulter gehenden schönen
Bande hing und welche dazu diente, das Kraut
ca hineinzustecken. Um den Knöchel der lin-
Hand trug er eine starke goldene Kette und
dem Kopfe eine vielfärbige Schnur, die vier
fünfmal herumgewunden und das eigentliche

Kennzeichen seiner königlichen Würde war. A
dieser Binde trug er noch die zwo Eckfedern a
den Flügeln des Vogels Coraquenque, dess
Federn weiß und schwarz gefleckt sind.

§. 55.

Gemahlinnen des Ynca.

Es war von dem ersten Ynca her ein unv
brüchliches Gesetz, daß sich der König mit sein
ältesten, in rechtmäßiger Ehe erzeugten Schwest
vermählte. Bekam er mit der ältesten Schwest
keine Kinder, so nahm er die zwote, od
auch wohl die dritte, und wenn er keine Schwest
hatte, seine nächste Verwandtinn aus königliche
Stamme. Diese war seine rechtmäßige Gema
Coyá. linn und wurde Coya d. i. Kaiserinn oder Kö
ginn genannt. Außer derselben hatte er no
viele Kebsweiber, theils von seinen Anverwar
tinnen, theils von den Jungfrauen, die in all
Provinzen für ihn ausgesucht und unterhalt
Thronfolge. wurden. Die Kinder, welche er mit Verwar
tinnen zeugete, wurden für rechtmäßig gehalte
die mit Fremden erzeugte aber nur für natürlich
Der älteste Sohn von der rechtmäßigen Gem
linn war allezeit Erbe des Reichs, und in Erm
gelung desselben gelangten die andern Söhne d
selben nach einander dazu. In dem Falle, we
kein rechtmäßiger Erbe vorhanden war, gebüh
die Thronfolge dem nächsten rechtmäßig erzeug
Prüfung und Ritterschlag der jungen Yncas. Anverwandten. Die Kinder des Königs sow
als der andern Yncas wurden hart erzogen, u
sie konnten ehe nicht zu wichtigen Angelegenhei
gebraucht werden, als bis sie zu Rittern gesch

en worden. Vor dieser Ceremonie giengen renge Prüfungen vorher. Man ließ sie mit roßer Strenge fasten; sie mußten einen Weg von derthalb Meilen hin und her laufen, ohne sich szuruhen; sie wurden im Ringen, Springen, steinwerfen, Bogen schießen und allen Kriegs- pungen geübt, zum Wachen und andern Be- werlichkeiten abgehärtet, und ihre Herzhaftig- t und Standhaftigkeit wurde auf mancherley rt geprüft. Sie mußten auch ihre Schuhe und re Waffen, welche in Bogen und Pfeilen, einer ule, einem Wurfspieß, einer Lanze, einer chleuder und einem Schilde bestunden, selbst rfertigen. Man lehrte sie dabey alle Grund- ie ihrer Sittenlehre und alles, was sie thun ßten, da sie sich einer himmlischen Abkunft zu reuen hätten. Diejenigen nun, welche bey n den Prüfungen sich wohl hielten, wurden folgende Art gleichsam zu Rittern geschlagen. r Yncakönig durchbohrte ihnen die Ohren einer goldenen Nadel, welches ihr vornehm- Ehrenzeichen war; der Bruder oder Oheim Königs legte ihnen schöne saubere Schuhe an; andern ältesten Yncas gaben ihnen die Binde, Art von baumwollenen Tuche, das sie um Leib wunden und wodurch sie zu allen Wür- und Bedienungen tüchtig erklärt wurden. dlich steckte man ihnen Blumen auf den Kopf gab ihnen einen Wurfspieß und eine Streit-

Zu so kriegerischen Uebungen aber auch die Kriege und Kriegsheere.
zen Yncas angewöhnt wurden, so war doch

die peruanische Regierung am wenigsten krieg
risch und blutvergießend. Die Könige macht
zwar große Eroberungen und unternahmen hä
fige Kriege, entweder um die Barbarn in d
angrenzenden Ländern gesittet zu machen, od
der Verheerung zuvorzukommen, womit di
ihren Grenzen droheten. Sie wußten aber di
Völker mehrentheils durch Liebkosungen, G
schenke und Wohlthaten zu gewinnen, daß
sich freywillig unterwarfen, und es wurde wen
Blut dabey vergossen. Sie hielten keine beständ
dige Kriegsheere auf den Beinen, sondern wen
die Errichtung eines Heeres nöthig war, so wu
den von der jungen Mannschaft im Reiche
viele aufgeboten, als zur Vollzähligmachung d
verlangten Heeres erforderlich waren. Die vo
Einkünfte des Königs. nehmsten Einkünfte der Yncakönige bestanden
den Einkünften von ihrem Drittel der Ländereye
wovon das königliche Haus und alle ihre Vern
ser und Beamten unterhalten wurden, das übri
aber in die öffentlichen Vorrathshäuser einer
den Stadt kam. Was von dem der Son
gehörigen Drittel der Ländereyen einkam, d
wurde zum Unterhalt der Priester und Bedie
ten der Sonnentempel angewendet, und von de
Uebrigen bekamen die Armen und Unvermögend
Frohndien- ihren Unterhalt. Sie forderten einen sehr geri
ste der Un- gen Tribut von ihren Unterthanen und der bestan
terthanen. eigentlich in Frohndiensten, welche aber de
Ynca viel kosteten, weil er den Fröhnern Unt
halt, Kleidung und Werkzeuge gab. Die V
stellu

stellung der Felder der Sonne und des Ynca, und die Einärntung der Früchte von denselben war der hauptsächlichste und allgemeinste Dienst. Andere Frohndienste waren die Darstellung der jungen Mannschaft zum Kriege, die Ausbesserung der Wege, die Erbauung der Tempel und Palläste, die Anlegung der Wasserleitungen und Gräben und die Räumung derselben. Dieser Dienste wegen waren weise Gesetze gegeben, welche alle Unterthanen darinn gleich machten und nur die Yncas, Curacas, Feldherren und andere königliche Bediente und die Priester davon ausnahmen. Das Land war damals auch so bevölkert, daß man diese Arbeiten kaum merkte, indem jeder ordentlich die Reihe herum dienete. Außer diesen Diensten mußte jede Provinz und Völkerschaft von demjenigen etwas liefern, was in ihrem Lande erzeuget wurde, welche Lieferungen in Kleidern, Schuhen und Waffen bestanden. Ein sonderbarer Tribut der Armen war, daß sie dem Statthalter ihres Orts von Zeit zu Zeit gewisse Becher voller Läuse liefern mußten, wodurch man sie zur Reinlichkeit anhalten wollte. Ungeachtet der ungeheuren Menge des Goldes und Silbers im Lande, forderten die Könige doch dergleichen nicht von ihren Unterthanen, und diese gaben sich auch wenig Mühe, es aufzusuchen, weil sie es weder essen, noch dafür etwas einkaufen konnten. Da sie aber sahen, daß man sich desselben bediente, die Pallästе und Sonnentempel zu schmücken, so wandten sie ihre müßigen

Stunden zu dessen Aufsuchung an. So ofte nu
Geschenke für den Ynca. die Curacas und Statthalter zum Könige kamen brachten sie ihm alles, was ihre Unterthanen vo Gold, Silber und Edelgesteinen gesammelt ha ten, zum Geschenke mit. Sie beschenkten ih auch mit vielerley Arten von hochgeschätztem Holz auch mit mancherley wilden Thieren und m allem, was nur seltsames, wunderbares un schönes in ihrem Lande war, damit anzuzeigen daß der Ynca unumschränkter Herr über alles sey

§. 56.

Sitten der heutigen Peruaner. Die Tyranney der Spanier, die harte Skl verey, in welcher sie das Land seit der Eroberun gehalten haben, besonders die Bedrückungen un Plackereyen der Geistlichen, haben eine solche Ve änderung in der Gemüthsart und den Sitten d Peruaner hervorgebracht, daß die Abschilderu gen der neuen Schriftsteller den Beschreibunge welche die alten von ihnen machen, gänzlich wide sprechen. Sie arten von Tage zu Tage imm mehr aus, sind völlig unwissend, ganz ungesitt und von einer rohen Barbarey wenig entfern so daß man sie für Thiere in Menschengestalt ha
Ihr Charakter. ten sollte. Sie sind höchst gleichgültig, werd durch kein Glück gerührt, verachten den Reic thum und die Ehre, und man spüret an ihnen wenig Begierden, daß das schlechteste und arm seligste für sie das beste ist. Sie haben eine sel boßhafte und unbiegsame Gemüthsart, die si durch nichts bewegen läßt. Der Eigennutz h über sie keine Gewalt; die Ehrerbietung reizt nich

icht; Strafen und Züchtigungen zwingen sie
icht. Sie sind ungemein langsam und können
ußerordentlich lange über einer Arbeit zubrin-
en. Mit dieser Langsamkeit ist eine große Träg-
eit und Faulheit unzertrennlich verbunden. Ist
was für sie selbst zu arbeiten, so überlassen sie
ihren Weibern, da sie indessen zusehen und
inken; arbeiten sie für ihre Herren oder für Be-
hlung, so muß man beständig ein wachsames
uge auf sie haben, indem sie sonst gleich die
rbeit liegen lassen. Das einzige, wozu man
hurtig findet, sind Lustbarkeiten, dabey man
hmauset, singet und tanzt. Sie sind der Trun-
nheit ungemein ergeben, und hören nicht eher
f zu trinken, als bis sie den Verstand verloh-
n haben. Weil sie im Steinwerfen mit der
and und der Schleuder sehr geschickt sind, so
derjenige übel dran, der ihnen, wenn sie be-
ffen sind, in den Wurf kommt, und alsdenn
d auch die sonst von ihnen so sehr gefürchteten
panier nicht sicher. Sie sind ungemein aber-
ubisch, wollen alle Wahrsager seyn, und ha-
n tausend abergläubische Künste, dasjenige zu
angen, was sie sich wünschen und einbilden.
on der natürlichen Furcht vor dem Tode ist bey
nen wenig zu spüren; sie stellen sich mit kühner
rzhaftigkeit dem wildesten Stier entgegen, und
einziger Indianer besieget einen Bären, ohne
itere Waffen als eine Schlinge und ein Pferd.
reitet auf den Bären los, wirft ihm die
chlinge, die er am Sattel befestiget hat, um

den Hals, giebt dem Pferde die Sporen und e

Haß gegen die Spanier und Negern.

würget den Bären. Sie haben einen unversöhn
lichen Haß gegen die Spanier, weil diese unbarm
herzig mit ihnen verfahren; daher sie viele Schät
und reiche Erzadern, die sie sich nur unter ei
ander vertrauen, sorgfältig vor ihnen verberge
ob sie sie gleich selbst nicht nützen, sondern si
mit ihrer Arbeit und zwar recht kümmerlich b
helfen. Die Negern, deren die Spanier ei
große Menge halten, sind den Peruanern eben
sehr verhaßt, weil die Spanier ihnen noch ve
ächtlicher als den Negern begegnen, daher die
der Aufführung ihrer Herren gegen die Peruan
nachahmen und sich auch eine Gewalt über
anmaßen, welches einen unversöhnlichen He
unter diesen beyden Völkerschaften erhält. Ih

Kleidung.

Kleidung ist schlecht und armselig. Sie beste
in einem Paar Beinkleidern von weißem Katt
oder Leinwand, die bis auf die halben Wad
gehen. Die meisten tragen keine Hemden, so
dern ein Kamisol von schwarzem Kattun, welch
die Gestalt eines Sackes und oben drey Löch
hat, eins in der Mitte, wodurch sie den Ko
stecken, und die beyden übrigen an den Seit
für die Arme, welche bloß bleiben. Denn ne
men sie einen Mantel von grobem Tuche um, d
in der Mitte auch ein Loch hat, wodurch der Ko
gesteckt wird, den sie mit einem Hut bedecke
Ihre dunkelschwarzen Haare, die fast so dick a
Pferdehaare sind, schneiden sie niemals ab u
lassen sie allezeit fliegen, ohne sie zu binden. T

Fü

ße bleiben beständig bloß; doch tragen die Be-
ittelten und Vornehmen Schuhe, auch wohl
trümpfe. Die gemeinen Weiber tragen einen
ack, der den Kamisölern der Männer gleich ist,
r daß er bis auf die Waden heruntergeht. Auf
n Schultern heften sie ihn mit Nadeln zusam-
n; denn gürten sie sich um den Leib und bin-
n ein schwarzes Tuch um den Hals. Die
aare fassen sie in ein Band und werfen sie von
Mitte des Kopfs gegen die Stirne hervor,
d beschneiden sie von einem Ohr zum andern
s an die Augenbraunen. Die Vornehmen tra-
n ein Colla oder weißes Tuch auf dem Kopf,
s in Falten gelegt ist, und wovon das eine
de hinten herunterhängt. Sie wohnen in sehr
inen armseligen Hütten, in welche bloß durch
Loch in der Thüre etwas Licht hineinfällt, und
deren Mitte der Feuerheerd ist. Hier wohnen
ht nur die Menschen, sondern auch die Thiere,
lche in einigen Hunden, die sie sehr lieben,
a einem Schwein und einigen Hühnern be-
hen. Außerdem findet man nichts darinn, als
ige irdene Gefäße und die Baumwolle, welche
Weiber spinnen. Die Betten bestehen aus
em oder zwey Schaffellen, auf welchen sie in
en Kleidern schlafen, die sie niemals ausziehen.
re Speise ist schlecht und besteht in geröstetem
aiz und Gerste, welche sie zu Mehl stoßen.
von essen sie ohne weitere Zubereitung zwey
r drey Löffel und wälgern es eine Zeitlang im
unde herum, bis sie es hinunterschlingen kön-
nen.

Wohnungen.

Speisen und Getränke.

nen. Sie kochen auch den Maiz in Wasser, b
die Körner aufspringen, und denn heißt es Mo
und dienet ihnen auch zur Nahrung. Ihr G
tränke ist Wasser, oder wenn sie es haben könne
Chicha, das aus Maiz gebrauet wird, ein
guten Geschmack hat und sehr stark ist. D
jenigen Peruaner, die in den Städten wohne
treiben Handwerker; die auf dem Lande, bau
kleine Ländereyen, wo sie Maiz, Kräuter u
Gartenfrüchte säen, welche sie zum Verkauf
Religion. die Städte bringen. Sie haben, ohngeachtet
zum Christenthum gebracht sind, noch immer ei
starke Neigung zu ihrer alten Abgötterey, u
man erfährt öfters, daß hier und da einer ist, d
die Sonne, als die Gottheit seiner Voraltern, a
betet. Selbst in den großen Städten, wo m
vermuthen sollte, sie hätten noch mehr Ergebenh
für das Christenthum, haben sie gewisse Tage,
welchen ihre Verehrung der Sonne, nebst ih
Liebe gegen ihre alten Yncakönige wieder a
wacht. So begehen sie am Fest der Gebu
Mariä die Erinnerung des am Athualipa ve
streckten Todesurtheils, durch eine Art von Trau
spiele, die sie auf den Gassen aufführen. S
kleiden sich alsdenn nach der alten Weise und t
gen die Bildnisse der Sonne und des Mond
auch Mützen wie Adlers- und Condorsköpf
Kleider von Federn und mit Flügeln, die so kün
lich gemacht sind, daß sie von fern diesen Vög
ganz ähnlich sehen. Man darf ihnen aus Fur
der Empörung diese Freyheit nicht untersagen,

gleich viele Ausschweifungen dabey begehen. Die vornehmste Hinderniß ihrer vollkommenen Bekehrung ist der schlechte Unterricht in der christlichen Religion, und das böse Beyspiel, was ihnen die Geistlichen geben, die ohne Scheu die Gebote übertreten, welche sie den Indianern geben. Auch dabey beweiset sich der Pfarrer nicht als ein geistlicher Hirte, sondern er ist ein Tyrann, der ihnen alles, was er nur kann, abnimmt, sie ohne Lohn für sich arbeiten läßt und bey dem geringsten Verbrechen halb zu Tode prügelt. Die Bettelmönche nehmen, wenn sie auf dem Lande Allmosen für ihre Klöster sammeln, auch alles, was ihnen anständig ist, mit Gewalt. Die Corregidoren oder Amtleute gehen, ohngeachtet des königlichen Verbots, auch aufs unbarmherzigste mit ihnen um. Denn sie lassen sie für sich arbeiten, ohne ihnen das geringste dafür zu geben, und da sie das Recht haben, die europäischen Waaren in ihrem Gebiete allein zu verkaufen; so setzen sie den Indianern unmäßige Preise, und zwingen sie, Waaren anzunehmen, sie mögen sie brauchen oder nicht. Auch die gemeinen Spanier und reisenden Kaufleute bezwacken sie, und nehmen aus ihren Hütten weg alles, was ihnen anständig ist; daher diese Leute allen Seiten geplagte und geplünderte Leute nichts im Hause behalten, und ihren Maiz und andere Sachen in unterirdischen Höhlen verbergen müssen. Diese Bedrückungen bringen die armen Leute oftmals in Verzweiflung und reizen sie, den Versuche zu machen, das harte Joch abzuschütteln.

Plackereyen der Geistlichen und Statthalter.

schütteln. Weil ihnen aber verboten ist, ohn
besondre Erlaubniß Gewehr zu tragen und
auch über dies wenig Herz haben; so wissen
Spanier sie bald wieder mit Drohworten zu st
len oder ihnen mit schönen Verheißungen e
Blendwerk zu machen. Zu diesen Blendwerk
gehört eine Ceremonie, die zu Lima beobach
wird. Ohngeachtet der Ausrottung der Ynca
ist dennoch eine Linie derselben annoch übrig
blieben, welche eines besondern Vorzugs zu Lim
genießet. Das Haupt derselben, das den Nam
Ampuero führet, wird nicht nur für einen A
kömmling der peruanischen Kaiser erkannt, so
dern es huldiget ihm auch ein jeder neuer Unt
könig bey seinem Einzuge in Lima gleichsa
öffentlich. Der Ampuero setzt sich mit seiner G
mahlinn auf einem Erker unter einem Thronhi
mel, und der Unterkönig läßt sein Pferd, welch
zu dieser Ceremonie abgerichtet ist, drey Kn
beugungen vor ihm machen, und ehrt, obgle
nur durch Geberden, das Andenken der Ob
herrschaft dieses Kaisers, den man so unrec
mäßig seiner Länder beraubet hat.

§. 57.

Kreolen in Peru.

Die hiesigen spanischen Kreolen sind von st
kerer Leibesbeschaffenheit und befinden sich
gesünder als die Spanier, die aus Europa ko
men und sich erst nach und nach an die Luft
Peru gewöhnen. Sie haben einen guten V
stand und sind zu allerhand Wissenschaften m
ter und aufgeweckt genug. Sie halten sich
n

eit klüger als die europäischen Spanier, die sie
nter sich nur Cavallos oder dumme Ochsen nen-
n. Sie sehen sich alle als Edelleute an, sind
r ruhmräthig und aus Ruhmbegierde oft groß-
thig, dienstfertig und gastfrey. Sie lieben
Gemächlichkeit und den Müßiggang, und da-
bereichern sich die europäischen Spanier durch
Handlung weit eher als die Kreolen, obgleich
se dabey sehr schlau sind. Sie sind von gesetz-
n Wesen und allezeit ernsthaft, machen aus dem
inken nicht viel, essen aber sehr begierig und
gemein unreinlich. Des Krauts Paraguay
ienen sie sich sehr häufig, statt des Thees. Sie
der Wollust und Unzucht äußerst ergeben,
er auch die venerischen Krankheiten hier sehr
nein sind. Das gewöhnlichste Mittel, wel-
s man dawider braucht, sind die Fontenellen,
dieser schämt man sich so wenig als der Krank-
selbst, so daß die Frauenzimmer bey Besuchen
gleich um den Zustand ihrer Fuentes befra-
, auch dieselben einander verbinden. Sie
eirathen sich selten förmlich, sondern verehe-
en sich insgemein, nach ihrer Art zu reden,
er der Kirche, und dieses giebt bey ihnen nicht
kein Aergerniß, sondern es ist vielmehr eine
ande, kein Amancebada zu seyn, d. i. keine
ste zu unterhalten. Das kreolische Frauen- Kreolin-
ner ist fast durchgängig hübsch, verdirbt aber nen.
schöne Gesichtsfarbe bald durch den garzu-
en Gebrauch der Schminke. Es ist witzig
aufgeweckt, liebkosend und schmeichelhaft,

aber

aber von einer unbändigen Frechheit. Sie hör
nichts lieber als unverschämte Zoten, und ein ju
ger Mensch, der dergleichen nicht vorzubring
weis, gilt nichts. Unzucht und Eigennutz si
die Gottheiten, die sie verehren; sie haben d
auf ausgelernt, die Mannspersonen zu albern
Geldverschwendungen zu verleiten, und sie mach
sich eine Ehre daraus, sie zu Grunde zu richt
Sie sind nicht so gebunden als die Spanierinn
in Europa. Den ganzen Tag sitzen sie auf i
Estrada, welches eine mit türkischen Teppich
und Küssen bedeckte Erhöhung ist, die 5 bis
Zoll hoch und 5 bis 6 Fuß breit ist und an i
einen ganzen Seite des Putzzimmers herunter
het. Hier vertreiben sie die lange Weile
Spielen auf der Harfe und der Guitarre, wori
sie zugleich singen. Bey einbrechender Na
verhüllen sie das Gesicht mit dem Rebos o
Mantel, laufen ganz frey herum und suchen i
Buhlschaften im Dunkeln auf, denen sie oft
ihrem Antrage zuvorkommen. Die Mannsp
Ihre Kleidung. sonen kleiden sich gemeiniglich in Seide auf fr
zösische Art, und führen sich sowohl als
Frauenzimmer in der Kleidung sehr prächtig
Das Frauenzimmer ist fast allezeit in den Rel
oder Mantel eingehüllet, welches ein Stück Z
ist, ohne den geringsten Schnitt, ein Dri
länger als breit, davon die Zipfel bis auf die F
sen herabhängen. Ihr Ceremonienkleid ist
schwarzes taffendes Regentuch, welches von
Fußsohlen an bis über den Kopf gehet. Ut
d

mselben haben sie einen Saya oder engen Rock
n Muskusfarbe mit kleinen Blümchen, unter
elchem sie noch eine Pollera oder andern engen
ntfarbigen Rock tragen. Außer Lima, wo es Häuser.
r schöne Häuser giebt, kommen die Wohnun-
n der Kreolen mit ihrer Kleiderpracht nicht
erein. Es sind armselige, dunkele und melan-
olische Hütten, die von großen Backsteinen oder
ch nur von leimigter Erde aufgeführt sind.
ie sind inwendig mit einem Haufen elender Ge-
älde, welche die Indianer von Cuzco verferti-
n, gezieret, übrigens aber mit schlechtem Haus-
thе versehen.

§. 58.

Die Negern machen itzt einen großen Theil Negern.
r Einwohner von Peru aus. Die Spanier,
nen es ausdrücklich untersagt ist, die Peruaner
Leibeigenen zu machen, lassen ihrer jährlich eine
oße Menge aus Afrika über Portobello und
anama kommen, um sie in den Bergwerken
d zu andern Verrichtungen und Diensten in den
äusern zu gebrauchen. Viele von ihnen sind
y; die meisten aber Sklaven. Weil sie den
paniern sehr hoch zu stehen kommen und den
ößten Theil ihres Reichthums ausmachen, so
gegnen sie ihnen mit mehr Achtung als den In-
nern, und gestatten ihnen sich über diese eine
ewalt anzumaßen. Daraus ist zwischen beyden
ationen ein tödtlicher Haß entstanden, welchen
Spanier geflissentlich unterhalten, weil er zu
er Sicherheit dienet. Es sind also die schwar-

zen Sklaven, welche in andern Pflanzstädte Feinde der Weißen sind, hier die eifrigsten Anhänger und Freunde ihrer Herren. Hierzu trägt das besondere Vorrecht auch wohl etwas bey, welches man ihnen in Lima zugesteht. Denn da ihrer eine große Menge ist, so hat man sie in Zünfte vertheilet, deren jede ihren eignen König hat, welchen die Stadt unterhält. Dieser König hält Gericht über die von seiner Zunft und beleget sie nach Beschaffenheit der Verbrechen mit Strafen; doch kann er keinen Missethäter zum Tode verdammen. Stirbt einer von diesen Königen, so hält ihm die Stadt ein prächtiges Leichenbegängniß. Die Sklaven von seiner Zunft versammeln sich, tanzen und saufen, da indessen ihre Weiber den Verstorbenen beweinen und Trauertänze halten. Dies dauert die ganze Nacht hindurch und endet sich mit der Wahl eines neuen Königs, der die Stadt die Freyheit erkauft und das Bürgerrecht ertheilet. Diese Sklaven sind zwar Christen; sie behalten aber dennoch stets einigen Aberglauben aus ihrem Lande bey, und man darf ihnen gewisse Gebräuche nicht untersagen, aus Furcht sie zu erzürnen.

Sklavenkönige.

§. 59.

Künste und Wissenschaften.

Die Künste und Wissenschaften sind itzt in Peru in nicht viel besserm Zustande als ehemals. Die Spanier haben zwar in ihren Pflanzstädten viele Schulen, auch zwo Universitäten in Lima und Quito. Die Vornehmen lassen auch ihre Kinder studiren, und es fehlt ihnen nicht an Gelehrsch

hicklichkeit, sie besitzen vielmehr eine leichte Fas-
ungskraft. Indessen haben sie doch keinen gro-
en Fortgang in den Wissenschaften, weil es an
aten Lehrern häufig mangelt. Die Wissenschaf-
n, auf welche sie sich hauptsächlich legen, sind
e Weltweisheit und Gottesgelahrtheit, wozu
nige noch die Rechte fügen. Wenn sie die
chulen verlassen und nicht den geistlichen Stand
wählen, ist ihre einzige Verrichtung, daß sie
re Landhäuser besuchen und den in ganz Indien
ngeführten Fandangen oder Tänzen beywoh-
n, bey welchen Ungezogenheit und Frechheit
ufs äußerste getrieben, und wobey so viel Zucker-
launtwein und Chicha gesoffen wird, daß daraus
ne völlige Verrückung des Verstandes entsteht.

Von Fabrikwaaren und Manufakturen wird im Manufak-
Lande wenig oder gar nichts verfertigt, sondern turen.
muß fast alles aus Europa zugeführt werden.
Nur in der Provinz Quito wird grobes Tuch,
ies, Sarsche, Kattun, Hüte, Strümpfe und
dere Wollenwaaren verfertigt, und zwar alle
n Indianern. Nur sehr wenige Kreolen legen Handlung.
h auf die Handlung. Ordentlicher Weise thun
ses die Chapetonen oder europäischen Spanier,
lche im Lande herumreisen und Handlung trei-
n, daher sie auch gemeiniglich bald ein gutes
ermögen erwerben. Die größte Handlung wird
der Hauptstadt Lima oder Los Reyes getrie-
n. Alle Güter und Schätze aus den südlichen
rovinzen werden hieher geführt und hernach auf
Flotte gebracht, welche um die Zeit, wenn

die Gallionen aus Spanien nach Portobello ko
men, aus dem Hafen Kallao nach Panama
segelt. Nach ihrer Zurückkunft langet die Flo
in dem Hafen Payta an, wo die europäisch
Waaren ausgeschifft und auf Mauleseln zu Lan
nach Lima fortgeschafft werden. Von hiera
gehen die Waaren in alle innere Provinzen,
man sie gegen Silberklumpen oder Kuchen u
setzt, welche hernach in dieser Stadt gemü
werden. Die Kaufleute ziehen dabey doppel
Vortheil, aus dem Verkauf ihrer Waare u
auch vom Silber, weil sie die Mark davon
einen geringern Preis annehmen. Mit der P
vinz Quito wird auch ein starker Handel get
ben, woher man inländische Zeuge kommen lä
deren sich Personen von geringerm Stande u
Vermögen bedienen. Außerdem treibt Lima a
einen starken Handel mit Neuspanien, woher
Schnupftaback, Theer, Pech, Eisen und Ind
zieht, und mit Terra Firma, woher es Rau
taback und Perlen in großer Menge, auch Neg
sklaven bekommt. Ohngeachtet dieser gro
Handlung und des ansehnlichen Gewinnstes
bey, sind die Einwohner von Lima doch so re
nicht, als man vermuthen sollte, welches
dem unmäßigen Aufwande herrührt, den sie
ihren Häusern machen. Die Stadt Guayaq
treibt auch einen ansehnlichen Handel und fü
Kakao, Holz, Salz, Reiß und Fische aus.
dienet auch den Provinzen Peru, Terra Fir
und Guatimala zum Handlungsplatze und Haf

wo alle Güter ausgeschifft werden, die über das Meer kommen und nach dem Gebirge sollen; dagegen diejenigen, welche von den gebirgigten Landschaften herunterkommen, hier eingeschifft werden. Die Stadt Quito treibt mit den Fabrikwaaren ihrer Provinz einen ansehnlichen Handel nach Lima, und wenn die spanischen Galleonen vor Karthagena liegen, so gehen die Kaufleute mit ihren Gütern nach Popayan oder Santa Fe, wo sie europäische Waaren dafür eintauschen.

§. 60.

Religion. Die hiesigen Spanier sind in ihrer katholischen Religion ungemein eifrig, und halten sich für die besten Christen in der ganzen Welt. Sie nehmen äußerlich ein ungemein andächtiges Wesen an, und die Bemittelten haben alle eigene Kapellen in ihren Häusern, wo sie Messe lesen lassen. Ihre Unempfindlichkeit und Sinnlichkeit giebt den Geistlichen und Mönchen Anlaß, sich unzählicher lächerlicher und kindischer Spielwerke zu bedienen, ihnen die Andacht beliebt zu machen. Daher wird ein übermäßiger Aufwand auf lächerliche Schauspiele und Mummereyen, auf Feuerwerke und auf Umgänge gemacht, wobey die Heiligen von Gold, Silber und Edelsteinen blitzen, worinn es denn der eine Orden immer dem andern zuvorzuthun sucht. Man läßt mit großen Feyerlichkeiten die Bilder der Heiligen einander besuchen, wobey von den Mönchen die abgeschmacktesten Spaße und ärgerlichsten Narrenpossen getrieben werden, und dennoch glaubt nicht

nur der gemeine Mann, sondern auch wohl
angesehensten Leute, sehr fromm gewesen zu sei
wenn sie solchen Umgängen mit beygewohnt
ben. Hauptsächlich läuft ihre Andacht auf ih
Rosenkranz hinaus, worauf sie nicht nur i
Seligkeit gründen, sondern dessen Herbetung
auch zum guten Erfolg ihrer Geschäffte, ja
zu ihren verliebten Gängen, beförderlich acht
Sie setzen überdies ein großes Vertrauen auf
Bullen des Pabstes, welche Befreyungen u
Ablasse enthalten, und womit die Geistlichen ei
großen und sehr einträglichen Handel treib
Die Verehrung der Bilder treiben sie bis zur A
götterey; die Bettelmönche tragen sie häufig
den Gassen herum, und geben sie den Vorb
gehenden gegen eine Erkenntlichkeit zu küss
Die Geistlichkeit ist ungemein zahlreich, und
Kirchen und Klöster besitzen große Reichthüm
die Geistlichen aber und Mönche sind größt
theils höchst unwissend und führen ein unorde
liches Leben. Sie treiben Gewerbe und Ka
manschaft und üben allerhand Ränke aus, da
sie so viel erübrigen, daß ein jeder eine Lieb
unterhalten kann, und dieses schämen sie sich ni
in öffentlichen Gesellschaften zu gestehen. D
Kirchenregiment wird von den Erzbischöfen v
Lima und La Plata und von vielen Bischöfen v
waltet. Die Justiz wird von den Corregidor
in den Provinzen und von Alkaden und Regi
ren in den Städten verwaltet. Von diesen ko
men die Apellationen an die Audiencias zu Lin

Justizwesen.

a Plata oder Charcas und Quito, von denen
an sich auf den höchsten Rath von Indien zu
Madrid berufen kann, aber nur bey offenbaren
ngerechtigkeiten. Peinliche Sachen werden von
en Alkalden des Hofes oder Hofrichtern und
on einem Fiskal abgethan. Hiezu kommen
och Handelsgerichte oder Consultados, wo
lle Handlungsstreitigkeiten geschlichtet werden,
nd Kassen der Güter der Verstorbenen, wohin
in das Vermögen derjenigen in Verwahrung
ommt, die ohne Testament sterben, oder keinen
echtmäßigen Erben in Indien hinterlassen, und
o auch die Streitigkeiten über Testamente ab
ethan werden.

§. 61.

Regierung.

Der höchste Regent in Peru ist der Unter-
König, der zu Lima seinen beständigen Sitz hat
nd dessen Regierung eigentlich 3 Jahre dauert,
elche Zeit nach Gutbefinden des Königs von
Spanien verlängert wird. Er hat die höchste
Gewalt im ganzen Königreiche und man erzeiget
hm eben so viel Ehrerbietung als dem eigentlichen
andesherrn. In allen Sachen, welche den
Staat, das Kriegswesen, die bürgerlichen und
einlichen Sachen betreffen, ist seine Macht un
ingeschränkt. Er hat den Vorsitz bey den Acu
rdos oder geheimen Berathschlagungen und ist
as Oberhaupt der verschiedenen Gerichte. Er
uß täglich allen Gattungen von Leuten öffent
ch Gehör ertheilen. Sein Gebiete erstreckt sich
ber die weiten Landschaften, die zu den Audien

chen, Lima, Charcas und Chile gehören. Hie
unter sind die Statthalterschaften Santa Cruz i
la Sierra, Paraguay, Tucuman und Buen
Ayres mit begriffen. Die drey letzten Provinz
haben sowohl als das Königreich Chile eige
Statthalter, die in demjenigen, was das Po
zeywesen, die bürgerliche Regierung und d
Kriegssachen betrifft, uneingeschränkt sind, ab
doch in einigen Dingen den Unterkönig für ihr
Obern erkennen. Er kann auch nach dem To
eines dieser Statthalter eine Person ernennen, d
indessen die Stelle bekleidet, bis sie völlig bes
ist. Sein Gebiete erstreckt sich also in der Län
fast auf tausend Meilen. Bey seiner Ankur
wird er von allen geistlichen und weltlichen Coll
gien empfangen und gehuldiget, und er hält unt
einem prächtigen Thronhimmel mit großem Pom
seinen öffentlichen Einzug in Lima, wobey ma
cherley Feyerlichkeiten viele Tage lang angestell
werden. Er wohnet in einem prächtigen Palle
und hat zur Bewachung seiner Person und z
Erhaltung des Ansehens seiner Würde eine Wac
von zwo Compagnien Soldaten, die eine von 16
Reitern und die andere von 50 Hellebardierer
welche letztere ihn, so oft er ausgehet, begleite
Ehemals stand auch der Statthalter und die A
diencia Quito unter ihm; diese aber ist seit einig
Zeit davon getrennet und dem Unterkönige v
Neugranada unterworfen worden. Sein order
licher Gehalt ist 40000 Piasters, welches ab
das wenigste ist von dem, was ihm dieser ei
träglich

ägliche Posten einbringt. Die Einkünfte, wel-
e der König von Spanien aus Peru ziehet,
nd ungemein wichtig, ohngeachtet des großen
nterschleifs, der dabey gemacht wird. Sie flie-
n aus dem Tribut, den alle Indianer erlegen
üssen, aus den Alcavalen oder Zöllen, aus
m fünften Theile aller Bergwerke, aus dem
erkaufe des Queckſilbers und andern Quellen.
ie stehen unter der Aufſicht des Gerichts der
niglichen Kaſſen zu Lima, wohin alle Gelder
s dem ganzen Königreiche, nach Abzug der
esoldungen, geſchickt werden. Hier iſt auch eine
echnungskammer, in welcher die Rechnungen
er Corregidoren, welche die Einnahme der
teuern und Abgaben zu beſorgen haben, durch-
ſehen und geſchloſſen werden, und wo ihre Ein-
eilungen und ihre ganze Einrichtung angeord-
rt wird.

Das V. Hauptſtück.

Vom Amazonenlande.

§. 62.

Das Amazonenland begreift die innern Gegenden von Südamerika, iſt uns aber größtentheils noch unbekannt. Die Mündung des großen Amazonenfluſſes wurde zuerſt Jahre 1500 entdeckt, und erhielt damals den amen Maragnon. Franz Orellana, der zu- Entdekkung.

erst diesen Fluß von Peru aus bis zu seiner Mü
dung im Jahre 1538 hinunter fuhr, daher d
Fluß auch nach seinem Namen Orellana genan
wurde, gab ihm den Namen des Amazone
flusses, von einer Nation kriegerischer Weibe
von denen er aus der Erzählung der Indiar
gehört, die er aber nicht selbst gesehen hatte, u
aus eben der Ursache gab man dem Lande, w
ches er durchstrichen hatte, den Namen des Am
zonenlandes. Einige Jahre nachher erhielt er
Statthalterschaft darüber, nebst der Vollmac
es zu erobern, hatte aber eine unglückliche Sch
fahrt und starb unterwegens durch Krankheit o
vor Verdruß. Andere Versuche, welche an
stellt wurden, die Entdeckung dieses Flusses u
Landes zu vollführen, waren ebenfalls fruchtl
bis es im Jahre 1635 dem Dominikus Bri
und Andreas von Toledo, zween Franc
kanern aus Quito gelung, den Fluß wieder h
unterzukommen bis an seine Mündung. D
gab Anlaß, daß Pedro Texeira 1637 v
Para aus mit einer Flotte von Kanoten den Fl
hinauf geschickt wurde, der auch nach vielen S
schwerlichkeiten endlich glücklich zu Quito anka
Er wurde 1639 in Begleitung zweener Jesuit
Acunja und Artieda, wieder zurückgeschic
und kam auch 1640 in Para glücklich wieder
Die Absicht des spanischen Hofes bey diesen V
suchen war, die Schiffahrt auf dem Flusse v
der Mündung an bis zu seiner Quelle zu eröffn
um alle Reichthümer aus Peru, aus Neu
na

da, aus Terra Firma und sogar aus Chili
f demselben nach Para und von da desto siche-
nach Europa zu bringen. Diese Anschläge
er verschwanden, sobald die Portugiesen sich
r spanischen Herrschaft entzogen und 1640 den
erzog von Braganza auf dem Thron setzten, da
gleich Brasilien und Para der Krone Spanien
erissen wurden. Von der Zeit an sind die
nternehmungen der Spanier auf dem Amazo-
nflusse nur dahin gegangen, die Indianer des-
nigen großen Stücks des Flusses unters Joch
bringen, welches in der Statthalterschaft May-
s eingeschlossen ist. Die Reise, welche der
err de la Condamine, ein Mitglied der pari-
hen Akademie der Wissenschaften, welcher nebst
dern abgeschickt war, einige Grade des Mit-
gszirkels unter dem Aequator zur richtigen Be-
mmung der Erde abzumessen, im Jahre 1743
f diesem Flusse, von seiner Quelle an bis zu sei-
r Mündung vornahm, hat ein neues Licht über
n Lauf desselben und die daran liegenden Länder
rbreitet.

§. 63.

Das Amazonenland grenzet gegen Mitter- Grenzen.
cht an Terra Firma und Guiana, gegen Mor-
n an Brasilien, gegen Mittag an Peru und
araguay, und gegen Abend ebenfalls an Peru.
s ist ein ungemein großes Land, dessen Größe Größe.
cht eigentlich bestimmt werden kann. Da die
eisten Flüsse, die sich an der Nord- und Süd-
te in den Amazonenfluß ergießen, von 200
Mei-

Meilen, und viele von mehr als 400 Meilen h
kommen, ohne daß sie sich irgend einem v
Spaniern besetzten Lande nähern; so muß m
daraus schließen, daß diese Strecke Landes in s
nem schmalen Theile wenigstens 400 Mei
breit sey. Rechnet man nun die Länge des Fl
ses auf 1350, oder gar, wie andere wollen, a
1800 Seemeilen, so muß das Land wenigste
4000 Seemeilen oder 3000 deutsche Meilen i
Amazonenfluß. Umfange haben. Es ist sehr schwer, den U
sprung des Amazonenflusses eigentlich zu b
stimmen, und seine Quellen sind so zahlreich, d
man eine jede Quelle, welche von der östlich
Cordillera des Andengebirges herunterfließt, v
der Statthalterschaft Popayan an bis auf 3
Meilen von Lima, seinen Geburtsort nenn
kann. Denn alles Wasser, was von den C
birgen herunterkommt, wird, je weiter es si
von seinem Ursprunge entfernt, durch viele and
Bäche verstärkt, woraus große Flüsse entstehe
die endlich zusammenfließen und den Amazone
fluß ausmachen. Gemeiniglich setzt man d
eigentlichen Ursprung desselben am See Lau
cocha, bey der Stadt Guamuco in Peru, i
11ten Grad der südlichen Breite. Von hier ge
er gegen Süden bis zum 12ten Grad und komt
nach mancherley Wendungen und einem Lauf v
200 Meilen zur Stadt Jaen, von da er sein
Lauf gerade gegen Osten, einen Weg von 3
Graden in der Länge mit vielen Krümmunge
bis zum Nordmeer fortsetzt. Er nimmt eine u

zähli

hllige Menge von großen und kleinen Flüssen
f, und man spüret schon, in einer Entfernung
n 200 Seemeilen vom Meere, Ebbe und Fluth
demselben. Seine Tiefe ist an vielen Orten
er 100 Klafter, und seine größte Mündung,
durch er sich ins Meer ergießt, nachdem er
le Inseln gebildet hat, ist 45 Meilen breit.
seine Größe giebt ihm den Vorzug vor allen
rigen Strömen in der ganzen bekannten Welt.

§. 64.

Obgleich das Land unter der Linie und also in hitzigen Erdstriche lieget, so bezeugen doch die- jenigen, welche den Fluß beschiffet haben, daß die Hitze hier sehr gemäßigt, und die Luft rein, angenehm und gesund sey. Die Länder, wo- durch er geht, werden als ein irdisches Paradies beschrieben; und wenn ihre Einwohner der Na- tur ein wenig zu Hülfe kämen, so würden alle Ufer dieses großen Flusses weitläuftige Gärten seyn, die ohne Aufhören mit Blumen und Früch- ten angefüllet wären. Das Austreten seines Wassers macht alle Felder fruchtbar, die er be- feuchtet, und das nicht nur auf ein Jahr, son- dern auf viele Jahre, so daß sie keiner andern Düngung brauchen. Diese fruchtbaren Felder hängen eine Menge nützlicher Kräuter, Maiz und anderes Getreyde und allerley Wurzeln her- vor, woraus Brot und Getränke bereitet wird. Taback und Zuckerrohr findet man häufig, und die Bäume hängen beständig voll schöner Früchte, mit denen in den andern Ländern des südlichen

Klima. Beschaf- fenheit. Produkte.

Amerika

Amerika übereinkommen. Die Ufer des A
zonenflusses und der übrigen Flüsse, welche
denselben fallen, sind mit dichten und hohen A
dern besetzt, worinn man Holz von allerley
ben, großer Stärke und besonderer Schönheit
trifft, als Cedern- Eben- Brasilienholz, Kok
bäume und Kakao, der hier durch die bloße nat
liche Geilheit des Erdbodens wild und zwar
großer Menge und Güte wächset. Man erba
hier auch viel Sassaparille, sehr gute Van
und eine gewisse Rinde, welche man Clavo n
net, die in der Gestalt der Zimmtrinde fast glei
und deren Geschmack und Geruch wie bey i
ostindischen Gewürznelken ist. Eine Art
Bindeweiden oder Riede ist merkwürdig, n
man daraus ein sehr starkes Gift zieht, das
höchst kalter Beschaffenheit ist. Sobald
Mensch oder Thier von einem mit diesem Gift
strichenen Pfeile verwundet wird, treibt es al
Blut in dem Leibe mit Gewalt nach dem Herz
und da es in den Gefäßen des Herzens ni
Raum hat, so müssen sie zerspringen und
Blut gerinnet. Das besonderste hierbey ist,
das Fleisch eines damit getödteten Thieres,
nicht einmal das dadurch geronnene Blut, we
es genossen wird, der Gesundheit im gering
nicht schädlich ist. Die großen schönen Wie
Thiere. ernähren eine unzählige Menge von Thier
und in den Wäldern werden viele Tyger, Löw
Bären, Antas, Affen, Faulthiere, Tatu oder
madillo, Eber, Kaninchen und andre wilde Thi

funden. Hier wimmelt auch alles von man-
rley Arten der Vögel, worunter besonders die
papageyen und der Colibri, der hier Quinde
ßt, durch ihre schönen Farben sich unterschei-
; aber auch von kriechenden Thieren und
geziefer. Unter den kriechenden Thieren ist die
ße Schlange Bujo, die hier Yacu Mama
ßt, häufig, und man soll sie hier von solcher
öße finden, daß ihr Rachen und Schlund groß
ug sey, ein jegliches Thier und auch einen
enschen zu verschlingen. Eine andere Schlan-
welche die Indianer Curi Mullinvo nen-
, hat eine mit Gold gesprengte und fleckigte
ut, wie die Tyger, und einen ungeheuer gro-
Körper und Kopf, dessen Rachen mit zwo
hen scharfer und spitziger Zähne besetzt ist.
Biß verursacht den Tod, weil man sie nicht
tlich abbringen kann, wenn sie einmal an-
ssen haben. Die größte Plage am Amazonen-
e sind die Fledermäuse von der Art, welche
Blut der Menschen und Thiere aussaugen,
die an manchen Orten das Rindvieh auf-
eben haben, welches die Missionarien ein-
hrt hatten und sich schon zu vermehren an-
g. Die Flüsse haben eine große Menge von
hen, auch Caymanen und Schildkröten, deren
sch so wohlschmeckend ist, daß man es den
erschildkröten vorzieht. Unter den Fischen ist Seekuh.
nders die Seekuh, Manati, zu merken,
he die Spanier Pexe buey oder Ochsenfisch,
die Franzosen Lamentin nennen, und welche

auch

auch im Orinoko und andern Flüssen von Guic
gefunden wird. Man findet sie von 8 Fuß l
und drüber, und von verhältnißmäßiger Di
Sie frißt das Gras, welches am Ufer wäch
steigt aber nicht aus dem Wasser heraus; d
sie hat keine Füße, sondern nur zwo Floßfed
die zum Schwimmen dienen und womit sie
am Ufer anhält. Das Weibchen hat Eu
womit es seine Jungen nähret. Ihr Fleisch
Fett ist sehr schmackhaft und nicht viel vom R
fleische unterschieden, deswegen man ihr auch
Metalle. Namen beygelegt hat. Das Innere der Erd
hier ungemein reich an Gold und Silber;
Amazonenfluß und die andern Ströme füh
viel Goldsand bey sich, und indem sie ihre
von Tage zu Tage aushöhlen, entdecken sie n
und nach die Gold- und Silberadern, welche
Schooße der Erde verborgen sind. Bergw
werden hier gar nicht gebauet, sondern die
dianer lesen die Goldkörner aus dem Flußsa
wenn die Flüsse stark angelaufen gewesen s
Sie könnten deren sehr viel sammeln, wen
immerfort den Sand wüschen; allein sie ge
sich die Mühe nicht, weil sie das Gold n
achten.

§. 65.

Einwohner. Dieses große Land ist mit einer unendlic
Menge Wilden bevölkert, welche in sehr v
Völkerschaften abgetheilt sind, die zwar ähn
Gewohnheiten unter einander haben, aber d
hierinn einander nicht völlig gleich und in

Spr

prache noch mehr verschieden sind. Ueberhaupt
d sie wohl gebildete Leute, von einem geraden
d ansehnlichen Wuchs. Einige Völkerschaf-
i, besonders die Omaguas, halten es für
was prächtiges und vorzügliches die Stirne
tt zu drücken, daß sie wie Misgeburten aus-
en. Sie zwingen die Köpfe ihrer Kinder
ischen kleine Bretter und drücken die Stirne
. Diese wächst hernach in die Höhe und wird
lich länger als der Theil des Gesichtes vom
fange der Nase bis auf das Kinn. Das Hin-
heil des Kopfes hat eben die Gestalt, die Sei-
aber sind überaus schmal. Eine andere Na-
i sucht etwas besonderes darinn, daß sie die
er- und Unterlippe, die Nase, das Kinn und
Backen voller Nadeln stecken und daran
ern und dünne Pfeile hangen, die 8 bis 10
l lang sind. Dieses macht das Gesicht einem
chelschweine gleich und giebt ihnen ein fürch-
ches Ansehen. Andere thun sich durch ihre
eheure Ohren hervor, welche sie so lang her-
rzerren, daß der untere Ohrlappen fast auf
Schulter aufliegt, daher man sie auch zum
erschiede Großohren nennet. Sie stechen
ich ein kleines Loch in das Ohr, hängen nach
nach immer etwas schwereres daran und deh-
es also dergestalt aus, bis es die gemeldte
ge erreicht; und im gleichen Verhältnisse wird
der Ohrlappen um und um immer dicker.
größter Schmuck ist, daß sie das Loch mit
n Kraut- und Blumenbüschel anfüllen, der

ihnen zum Ohrringe dienet. Sie tragen alle se
langes Haar; doch die Männer raufen das Ha
Charakter. aus ihrem Wirbel aus. In ihrem Umgange u
den Kräften ihres Verstandes bemerkt man au
einen Unterschied, und daß eine Nation darinn v
der andern immer etwas voraus hat. Indes
sind sie größtentheils sehr unwissend, wild u
barbarisch, von frechen und unordentlichen S
ten, und man findet welche unter ihnen, die ei
fast völlig viehische Lebensart führen. Daß
alle Menschenfresser sind, ist eine falsche Besch
digung, welche die Portugiesen erfunden hab
ihre eigene Grausamkeiten wider diese Völker
rechtfertigen. Nach diesen Beschuldigungen
len sie die Gefangenen ordentlich mästen und
machen, sie hernach schlachten und das Flei
in den Fleischbänken verkaufen. So falsch di
Beschuldigung aber auch ist, so sollen doch ein
Wilden in den nordlichen Gegenden sich find
welche keinen Abscheu haben, das Fleisch der
fangenen zu fressen, sie sind aber nur in gerin
Anzahl. In ihren Kriegen, die sie unter einan
führen, beweisen sie viel Muth und Tapferk
wider die Europäer aber halten sie nicht Sta
wiewohl sie doch öfters die Spanier in ihren
sitzungen, und die Indianer, welche von den M
sionarien bekehrt sind, angreifen und überfall

§. 66.

Sie gehen nackend. Obgleich das Land von Natur verschied
Arten von Baumwolle hervorbringt, so bedie

e sich doch derselben sehr wenig zur Kleidung, ndern sie gehen fast alle und ohne Unterschied es Geschlechts mit eben so weniger Scham ckend, als die ersten Aeltern im Stande der Un- huld. Ihre vornehmste Speise sind Fische und s Fleisch der wilden Thiere, welches sie ohne rot und Salz essen. Sie wissen mit vieler Ge- schicklichkeit die Fische mit ihren Lanzen zu schie- n, sie sollen sie aber auch mit den Händen fan- n können, wenn sie ein gewisses Holz, Anjou nannt, in das Wasser werfen. Sie bedienen h häufig eines Krauts, welches die Spanier oripendio nennen, dessen Blume die Gestalt er umgekehrten Glocke hat, und einer andern flanze Curupa. Beyde reinigen den Leib d verschaffen ihnen eine Trunkenheit von 24 tunden, in der sie seltsame Erscheinungen haben len. Das Curupa wird gepülvert und durch e Röhre von Schilf, die die Gestalt eines Y , wovon sie jedes Ende in eins von den Nase- hern stecken, in die Nase gezogen. Viele von sen Völkern haben keine ordentliche Wohnsitze, dern ziehen im Lande herum und schlafen unter yen Himmel, da sie ihre Netze von Baum- lle, worinn sie liegen, an den Bäumen be- igen. Andere aber wohnen in Hütten und einigen findet man Stühle, Tische und Schränke, die mit bewundernswürdiger Geschick- keit gemacht werden. Ihre Werkzeuge dazu Aexte von den härtesten Schildkrötenschalen, che sie in Blätter von 4 bis 5 Fingerbreit thei-

Ihre Speisen.

Wohnungen.

Werkzeuge.

len, im Rauche trocknen und auf einem Stein wetzen. Sie stecken sie in einen hölzernen Gri um sich ihrer zu bedienen, das zarte und leich Holz zu behauen, woraus sie ihre Kanote u ihr Hausgeräthe machen. Das härtere Holz hauen, haben sie Aexte von sehr hartem Stein welche sie durch starkes an einander Reiben weße Ihre Scheeren, Hobel und Bohrer sind v Eberzähnen und Thierhörnern, welche in hi zerne Hefte eingefasset sind, und deren sie s bedienen, als ob sie vom besten Staale wäre Mit diesen Werkzeugen werden von einig Stühle in Gestalt der Thiere, Menschenbildsä len und andere Bilder so gut verfertigt, daß m

Waffen. darüber erstaunen muß. Ihre Waffen s Wurfspieße von mittelmäßiger Länge, von eine sehr harten Holze, deren Spitze sehr scharf i und die sie mit vieler Stärke und Geschicklichk werfen. Sie haben auch eine Art Lanzen, ei halbe Ruthe lang und drey Finger breit, deren Ende sich ein Knochen in Gestalt ein Zahns befindet, welcher einen Pfeil von 6 F lang hält, dessen Spitze mit einem andern Knoch oder einem spitzigen Stück Holz bewaffnet i Sie nehmen dieses Instrument in die rec Hand, richten ihren Pfeil mit der linken Ha oben in dem Knochen, und schießen ihn mit vieler Heftigkeit und Richtigkeit, daß sie ihr Z auf 50 Schritte weit nicht verfehlen. Ihre Ve theidigungswaffen sind Schilde von gespaltene Rohre und so dicht geflochten, daß sie ohn

acht

htet ihrer Leichtigkeit doch stark sind. Einige ölkerschaften bedienen sich auch der Bogen und feile, deren Spitzen sie mit so giftigen Säften rgiften, daß die Wunde davon allezeit tödtlich . Andere haben lange Blasröhre, in welche kleine Pfeile von Palmenholze stecken, die an: tt der Federn mit einem Büschel Baumwolle rsehen sind. Sie schießen solche mit ihrem ßen Athem auf 40 Schritte weit und verfehlen ten ihres Schusses. Die Spitze dieser kleinen feile ist mit einem so kräftigen Gift bestrichen, ß es das Thier, welches davon getroffen wor: n, in weniger als einer Minute tödtet; doch ne Gefahr für diejenigen, die das Fleisch essen, il es nicht wirket, wenn es nicht unmittelbar t dem Blute vermenget wird. Ihre Kanote Kanote.
r Fahrzeuge sind aus einem einigen Baum: mme gehauen, 40 Fuß und drüber lang und r 3 Fuß breit. Die Ruderer sitzen darinn n Vordertheile bis in die Mitte; das Hinter: il ist mit einem langen Dache von einem Ge: be zusammen geflochtener Palmblätter bedeckt. eses Dach ist in der Mitte unterbrochen und schnitten, damit das Licht in das Kanot falle d man hineinsteigen könne, welche Oeffnung ch ein fliegendes Dach von eben der Materie eckt ist. Man findet aber bey einigen Völkern h Kanote, wo der Stamm des Baumes nur Boden ausmacht, auf welchem Borde gesetzt , die man durch Krumhölzer verbindet. ese Fahrzeuge haben bis 60 Fuß in der Länge,

7 in der Breite und viertehalb in der Tiefe, un
man setzet auch Masten und Segel darauf.

§. 67.

Religion. Die Religion von allen diesen Völkern i
fast einerley. Sie haben Götzen, die von i
ren Händen gemacht sind, denen sie verschieden
Verrichtungen zuschreiben. Einige stehen de
Wasser, andere dem Getreyde und den Früc
ten vor. Sie rühmen sich, diese Gottheite
wären vom Himmel gekommen, um bey ihne
zu wohnen und ihnen gutes zu thun; sie erwe
sen ihnen aber nicht den geringsten Dienst. Si
werden in einem Winkel oder in einem Futtera
verwahret, bis die Gelegenheit kommt, wo me
ihren Beystand braucht. Wenn sie also in d
Krieg ziehen wollen, so setzen sie den Götzen, v
dem sie den Sieg erwarten, vorn auf ihre Kanot
oder wenn sie zum Fischen ausfahren, so stell
sie denjenigen auf, welcher den Wassern vorsteh
Indessen erkennen sie doch, daß es wohl mächt
gere Götter geben könne, als die ihrigen.
bat sich ein Indianer vom Pater Acunja z
Gefälligkeit aus, er möchte ihm doch einen v
den Göttern lassen, der ihm geholfen hätte, i
Schwierigkeiten des großen Flusses zu überst
gen, und welcher vermögend wäre, ihm mit eb
so vieler Macht und Güte in allen seinen Unt
nehmungen zu dienen. Alle diese Indianer hab
eben so viel Vertrauen, als Ehrerbietung geg
ihre Wahrsager, die ihnen zugleich auch
Aerzte und Priester dienen. Was die Tod

u

d ihre Begräbnisse anbetrifft, so sind sie nicht Begräb-
y allen Völkerschaften gleich. Einige lassen nisse.
r Körper durch ein langsames Feuer trocknen,
d verwahren sie hernach in ihren Hütten, da-
t sie stets das Andenken desjenigen, was ihnen
o gewesen ist, vor Augen hätten. Andere
chen eine große Grube und verbrennen die
chname mit allem, was die Verstorbenen im
ben besessen haben. Die Leichenbegängnisse
uern viele Tage, welche unter Saufen und
einen getheilt werden. Die Regierungsform Regie-
verschieden. Die meisten von diesen Völker- rungsform.
aften haben ihre Oberherren, Curaken oder
ciquen, denen sie große Ehrerbietung und Ge-
rsam erweisen. Die Zierrathen, die diese Für-
n von andern unterscheiden, sind eine Krone
n Papagoyenfedern und eine Kette von Löwen-
nen oder Klauen, die sie um den Hals und
n den Leib tragen. Andere Völkerschaften stel-
eine Art von einem freyen Staate vor und
rden nach einigen Gesetzen regiert, und bey
ch andern verwaltet der älteste der Familie die
gierung. Sie leben selten im Frieden mit ein- Kriege.
der, sondern führen fast beständig Krieg, tödt
sich unter einander, oder führen einander als
klaven fort. Wenn sie unter ihren Feinden
nige Gefangene machen, die einen großen Ruf
Tapferkeit haben; so tödten sie solche bey ihren
sten oder Versammlungen, um sich von einer
sach der Furcht zu befreyen, und nachdem sie
nen den Kopf abgehauen, hängen sie denselben

in ihren Hütten als ein Siegeszeichen auf; do
giebt es auch einige, die ihre Gefangene fressen.

§. 68.

Ob es Amazonen in Amerika gebe?

Das Daseyn der Amazonen in Amerika
von einigen behauptet, von andern verworf
worden. Orellana, der den Amazonenfluß z
erst befahren, gab ihm diesen Namen, weil unt
einer von den Nationen, die ihm den Weg v
wehren wollten und ihm an dem Ufer bewaffn
entgegen kamen, sich Weiber befanden, welc
mit Bogen und Pfeilen so fertig wider ihn str
ten, als die erfahrensten Indianer, und sich
der Hitze des Streits so tapfer bezeigten, daß
genöthigt wurde, sich vom Ufer hinwegzuziehe
ohne an das Land zu steigen, und mitten auf de
Flusse fortzufahren, um sich von der Bestreitu
dieser Weiber zu befreyen. Der Pater Acun
aber versichert aus dem einstimmigen Zeugniß d
Indianer in vielen Wohnplätzen am Strom
daß eine von den benachbarten Provinzen d
Flusses von kriegerischen Frauen bewohnt wä
welche allein ohne Mannspersonen lebten und s
regierten. Es wurde ihm berichtet, diese Pr
vinz läge am Flusse Cumuris, der in $2\frac{1}{2}$ Gr
südlicher Breite in den Amazonenfluß fällt. Hi
lebten die Amazonen in Flecken, wo sie das La
baueten, und durch ihrer Hände Arbeit alles v
schafften, was ihnen zur Erhaltung des Lebe
nöthig ist. Zu einer gewissen von ihnen bestim
ten Zeit würden sie von den Guacarern, ein
benachbarten Nation, besucht. Aus Furcht v

eine

nem Ueberfall empfiengen sie sie mit Bogen und
feilen in der Hand, sobald sie sie aber erkannt
tten, so begäben sie sich haufenweise in ihre Ka-
tte, wo eine jede das erste Hamak oder Hänge-
te nimmt, welches sie da findet, und es in
em Hause aufhänget, um denjenigen darinn
fzunehmen, welchem das Hamak zugehört.
ach einigen Tagen, in welchen sie mit einander
traulich lebeten, kehrten die Gäste wieder nach
use zurück und kämen im folgenden Jahre zu
n der Zeit wieder. Die Mädchen, welche
s diesem verliebten Umgange gebohren würden,
rden von ihren Müttern erzogen, zur Arbeit
zur Führung der Waffen gewöhnet. Die
aben brächten sie den Augenblick, da sie zur
elt kämen, ums Leben, oder stellten sie, nach
derer Bericht, das Jahr darauf ihren Vätern
Im Obergericht zu Quito und in dem königl-
en Sitz zu Pasto in Neugrenada hätte man
angestellten ernstlichen Untersuchungen eben
e Nachrichten bekommen. Acunja hält diese
weise für so stark, daß er sagt, man könne sie
t verwerfen, wofern man nicht allem mensch-
en Glauben entsagen will. De la Conda-
ne, der bey seiner Schiffahrt auf den Ama-
enflusse sich bey allen daran wohnenden In-
nern erkundigt, ob sie einige Kenntniß von
kriegerischen Weibern hätten, versichert, es
diese Sage durchgängig bey allen Völkerschaf-
in einer Strecke von 12 bis 1500 See-
len. Sie gäben alle einstimmig einerley Ge-

gend zum Orte des Aufenthalts der Amazon
an, welche sie in ihren verschiedenen Sprach
Weiber ohne Mann, vortreffliche Weiber u. s. r
heißen. Er ist also nicht abgeneigt zu glaube
daß es wirklich amerikanische Amazonen gegebe
es kommt ihm aber wahrscheinlich vor, daß
nicht mehr da sind.

§. 69.

Besitzungen der Europäer.

Nach der Entdeckung dieses Landes that die Spanier von Quito aus viele Versuche, si darinn festzusetzen, die aber anfänglich ein schlechten Erfolg hatten. Endlich gelung es d Diego Baca de Vega in dem Lande Ma nas, worüber er die Statthalterschaft erhie 1634 die Stadt S. Francisco de Borja zulegen. Sein reifer und fähiger Verstand g ihm zu erkennen, daß die Gemüthsart dieser V ker mehr Klugheit und Sanftmuth, welche einigem Ansehen, um sich furchtbar zu mach vergesellschaftet wäre, als Strenge erforderte. stellte dieses der Audiencia und den Jesuiten Quito vor, und bewog sie im Jahre 1637 einige Missionarien zu schicken, die auch du ihre Predigten eine so große Menge Indianer kehrten, daß man noch mehrere Gehülfen mu kommen lassen. Die wilden Nationen verlie ihr wildes Wesen und kamen mit der größten lehrigkeit herzu, das Licht des Evangelii an nehmen und sich unter den Gehorsam der Kö in Spanien zu begeben. Da man mit di Indianern gut umgieng und die Jesuiten sie un

heten, nach gerechten Gesetzen in einer ihnen her noch unbekannten Staatsverfassung zu en und ihre Sitten zu bessern; so verlangte h die Nation der Omaguas Missionarien und ehrte sich zum Christenthum, welchem Beyl andere Nationen folgten. Itzt haben die anier in der Landschaft Maynas, außer der uptstadt Borja, verschiedene Flecken und 24 ssionen am Amazonenflusse, nebst 12 Missio- am Flusse Napo, welche im Geistlichen un- dem Bischofe zu Quito stehen und itzt, nach fhebung des Jesuiterordens, von Dominikaner- nchen besorgt werden. Auch die Portugiesen en von Brasilien aus sich im Amazonenlande zusetzen gesucht, und verschiedene Pflanzstädte Missionen angelegt. Ihre erste Mission ist Paul, welche 6 bis 7 Tagereisen von der letz- spanischen Mission Pevas entfernt ist. Sie en noch 5 andere Missionen am südlichen Ufer Amazonenflusses und viele andere am Rio gro, welche von Karmelitern besorgt werden.

Das VI. Hauptstück.

Von Brasilien.

§. 70.

Brasilien wurde im Jahre 1506 vom Peter Alvarez Cabral, einem Portugiesen, unvermuthet entdeckt. Er fuhr auf der Geschichte.

der Reise nach Ostindien, um die Windstillen
der afrikanischen Küste zu vermeiden, so weit h
auf aufs Meer, daß er den 24sten April eine
bekannte Küste gegen Westen sah. Er setzte se
Schiffahrt an der Küste fort, stieg im Ha
Porto Seguro aus, nahm im Namen
Krone Portugall Besitz von dem Lande, welc
er wegen eines daselbst aufgerichteten Kreu
Terra de Santa Cruz nannte, das aber n
der Zeit den Namen Brasilien bekam, von ei
Art Holz, das man daselbst im Ueberfluß
deckte. Weil Ostindien damals alle Aufm
samkeit der Portugiesen auf sich zog, so wu
Brasilien nicht sonderlich geachtet. Man schi
anfänglich bloß einige Verbrecher und liederli
Weibspersonen, wovon man das Land reini
wollte, dahin, welche mit den Eingebohrnen
kämpfen hatten, denen die Gefahr der Kne
schaft, welche ihnen drohete, die Augen eröffn
daß sie zu den Waffen griffen. Alle Portugie
die ihnen in die Hände fielen, wurden umgebr
und aufgefressen. Der Hof, um das Land
bevölkern, gestand denenjenigen, welche sich
boten, Sitze daselbst anzulegen, weitläuftige
willigungen zu, und gab einigen Herren ga
Provinzen. Ohngeachtet der vielen Schwie
keiten wurde die Küste ziemlich mit Europä
bevölkert. Der Krieg, den sie unaufhörlich wi
die Indianer zu führen hatten, nöthigte sie,
in Hauptmannschaften zu theilen, und in
von 50 Jahren entstanden längst der Küste
schie

edene Pflanzstädte, wovon Tamakara, Fer-
mbuko, Ilheos, Porto Seguro und S.
ncent die vornehmsten waren. Die Vor-
ile, welche diese Pflanzstädte aus ihrer Lage
en, machten den Hof endlich aufmerksam.
hann III. widerrief alle Vollmachten, die er
Häuptern der Hauptmannschaften bewilliget
te, und schickte 1549 den Thomas von
ousa als Generalstatthalter nach Brasilien,
cher 6 Jesuiten als Missionarien mitbrachte
die Stadt San Salvador in der Bay aller
ligen anlegte. Ohnerachtet er viele Kriege
den Indianern zu führen hatte, so nahm doch
Zahl der Städte immer zu. Im Jahre 1556
eine Kolonie von reformirten Franzosen un-
dem Villegagnon hieher und ließ sich auf
r Insel im Rio Janeiro nieder, wo sie die
gnyschanze erbaute. Ihre Uneinigkeit aber
den Portugiesen Gelegenheit, sie bald zu ver-
en, und die Ueberbleibsel wandten sich nach
enne. Als Portugall im Jahre 1581 unter
ische Herrschaft gerieth, wurden die Portu-
n in Brasilien von der holländischen west-
chen Gesellschaft angegriffen, welche die
ptstadt S. Salvador und die größte
ptmannschaft in Brasilien in wenig Tagen
nahmen. Ob sie ihnen nun gleich bald wie-
bgenommen wurde, so nahmen sie doch 1630
Stadt Olinda de Fernambuko ein, und
chtigten sich unter dem Grafen Moritz von
sau des größten Theils von Brasilien. Als

aber

aber Portugall 1640 seinen eigenen König w
der bekam und die wichtigen Geschäffte der H
länder in Europa sie hinderten, ihre westindis
Compagnie nachdrücklich zu unterstützen, so
mächtigten sich die Portugiesen ihrer verlohrn
Länder wieder und vertrieben die Holländer
Jahre 1654 gänzlich aus Brasilien. Sie v
glichen sich bald nachher mit den Generalstaa
und zahlten ihnen eine Vergütigung von 8 M
lionen holländischer Gulden. Sobald sie v
den Holländern befreyet waren, dehneten sie i
Besitzungen gegen Norden bis an den Amazon
fluß aus und versicherten sich der Inseln in sei
Mündung; ja sie giengen 1664 über den Fl
und bemächtigten sich eines Theils des franz
schen Guiana. Gegen Mittag breiteten sie
bis an den Fluß Plata aus, welcher sie an sei
Mündung von den Spaniern absondert.
diesen haben sie wegen der Grenzscheidung gr
Streitigkeiten, indem die Portugiesen die Gre
linie durch die Mündungen des Amazonen-
La Plataflusses ziehen, welches ihnen die S
nier nicht zugestehen, woraus noch immer öf
Händel und Kriege zwischen beyden Nationen
Amerika entstehen. Man darf sich aber nicht
bilden, daß die Portugiesen Herren von d
ganzen Lande Brasilien sind, sondern ihre H
schaft erstreckt sich nur längst der Küste hin, g
aber nicht über 100 Stunden ins Land hine
Das Innere desselben wird durch noch u
kannte Völker bewohnt, die in völliger Freyh
le

en und nichts so sehr fürchten, als von den Europäern Gesetze anzunehmen.

§. 71.

Grenzen.

Brasilien grenzet gegen Mitternacht an das Nordmeer, gegen Morgen an eben dieses Meer, welches hier das brasilianische Meer genannt wird, gegen Mittag an Paraguay, und gegen Abend ebenfalls an Paraguay und das Land der Amazonen. Es ist ein Land von ungemeiner Größe, indem seine Länge über 400 Meilen betragt, seine Breite aber auf 250 Meilen geschätzt wird. Die Witterung ist zwar in diesem großen Lande nicht durchgängig gleich, indessen ist sie doch überall gesund und anmuthig. Die Seeküste wird durch die Ostwinde abgekühlet, durch welche sowohl als durch die Berge die Westwinde, die hier nicht gesund sind, von derselben abgehalten und zurückgetrieben werden. Die Jahreszeiten sind in Ansehung der Hitze und Kälte wenig unterschieden, denn man verspürt das ganze Jahr hindurch fast einerley Witterung, und Tag und Nacht sind auch fast beständig gleich. Einige Stunden vor Aufgang der Sonne fällt ein Thau, und eine ziemliche Kälte verursacht, die aber durch die Wärme des Tages bald vertrieben wird. Es ist zwar starke Gewitter, starke Regen und heftige Winde, aber niemals Schnee und Hagel, hier findet man die Bäume das ganze Jahr hindurch grün und blätterreich. Das Erdreich ist fruchtbar und ungemein fett, an vielen Orten sehr üppig, welches durch die Ueberschwemmungen

Größe.

Witterung.

der

der Flüsse, die in den Wintermonaten oftmo
austreten, verursacht wird, und an andern Ort
ist es mit großen Waldungen bedeckt. Es lief
Produkte. eine große Menge Maiz, Hirse, mancherley
Erbsen und Bohnen, Maniok und eine Men
eßbarer ungemein großer Wurzeln, mannig
tige Blumen, viele vortreffliche Arzeneykräut
viel Petun, eine Art Taback, Safran u
Zucker, auch verschiedene Arten Pfeffer. F
alle Gartengewächse und Baumfrüchte, die m
aus Europa hergebracht hat, sind hier sehr
fortgekommen. Man findet zwanzigerley Ar
von Palmen und Kokosbäume in Menge.
Ananas und andere amerikanische Früchte s
hier vorzüglich gut. Die Frucht Paco wäch
an einem 10 bis 12 Fuß langen Strauch,
einen halben Schuh lang, hat die Gestalt ei
Kürbiß und den Geschmack der Feigen.
Frucht Arcaju, von der Größe eines Hühnerey
hat einen gelben Saft und ist eine ungemeine
frischung. Der Baum Sabaucaje trägt e
Frucht, die dicker ist als zwo geballte Hände,
die Gestalt eines Kelchs und verschiedene Ker
hat, welche wie Mandeln schmecken. Aus
Schale derselben macht man allerley artige Gefä
Ein gewisser Baum von besonderer Schönheit gi
einen Rosengeruch von sich; ein anderer hingeg
Quay genannt, giebt, wenn er gehauen wi
einen solchen Gestanck von sich, daß niem
bleiben kann. Er trägt eine Frucht wie e
Kastanie, die ungemein schädlich ist. Der
p

u hat ein so schönes Holz, als unsere Nuß-
ume und ist zum verarbeiten sehr gut. Der
ühmteste Baum in Brasilien, der das Bra-
nholz giebt, führt den Namen Arabutan.
ist so hoch als unsere Eichen und oft so dicke,
3 Menschen ihn nicht umklaftern können.
ine Blätter gleichen den Buchsbaumblättern
er trägt keine Frucht. Sein Holz ist roth
von Natur so trocken, daß es fast keinen
uch macht, wenn man es verbrennet. Man
et aber auch Bäume, welche gelbes, violettes
weißes Färbeholz haben. In dem Innern
Landes der Bay aller Heiligen findet man
n sehr großen und dicken Baum, dessen
eige von Natur mit tiefen Löchern durchbohrt
, worinn sich eine wässerigte Feuchtigkeit
melt, die niemals überläuft, auch niemals
iger wird, wie viel man auch daraus nehmen
. Jeder Zweig ist also gleichsam eine uner-
pfliche Quelle, wo man allezeit Wasser zu
ken findet. Der Janipaba, ein ungemein
ner Baum, dessen Grün sich alle Monate
uert, trägt Früchte wie Orangen und von
chmack wie Quitten, deren Saft anfänglich
lich weiß ist, bald aber so schwarz wird, daß
die Wilden als Dinte brauchen, sich Figuren
die Haut damit zu malen. Einige Arten
ume geben einen Saft, der dem Balsam
cht und die Kraft hat frische Wunden sehr ge-
eind zu heilen. Baumwollenbäume finden
im ganzen Lande in großer Menge. Die

Röhre und Schilfe sind auch mancherley, der einige von der Dicke eines Schenkels sind, und aber von mittelmäßiger Dicke gerade in die Hö wachsen und sich über die größten Bäume heben.

§. 72.

Zahme und wilde Thiere.

Wie man in Brasilien keinen Baum, ke Früchte und fast keine Pflanze findet, die ni von den unsrigen unterschieden wären; so fin sich auch hier kein einziges Thier, so mit den ropäischen eine völlige Gleichheit hätte. Die E ropäer haben Pferde, Rindvieh, Schafe und Z gen hiehergeführt, welche sich ungemein verme haben und sehr gut sind. Die Brasilianer al haben sich nicht angelegen seyn lassen, sich z mes Vieh zuzulegen; daher die meisten Art aus wilden Thieren bestehen, die sie auf der Ja erlegen. Tapirussu, die gemeinste Art, hat e Aehnlichkeit mit der Kuh, röthliche Haare u fast gleiche Länge und Höhe, aber einen kürz Hals und Schwanz, keine Hörner, auch ke gespaltene Klauen. Das Fleisch schmeckt a wie Rindfleisch; die Indianer aber achten Haut sonderlich hoch und machen ihre Schi daraus. Sevassus kommen unsern Hirsch an Größe und Gestalt gleich, haben aber ein g kurzes Geweihe und Haare gleich den Ziegenh ren. Tajassu hat etwas ähnliches mit uns wilden Schweinen, und das besondere, daß auf dem Rücken ein Loch hat, wodurch es Ath holet. Aguti gleichen in einigen Stücken uns

men Schweinen, an der Schnauze und Oh-
aber einem Hasen. Tapitis kommen der
öße und dem Geschmack nach den Hasen gleich,
ßer daß sie röthere Wolle haben. Pag oder
ge, ein weis und schwarz gesprenkeltes Thier
überaus schönem Ansehen, hat einen unge-
ten Kopf, aber ein wohlschmeckendes Fleisch.
arigoy gleicht einem Iltis und stinkt abscheu-
, welches von dem Fette herkommt, das an
Nieren sitzt; denn wenn dieses abgelöset wird,
hat das Fleisch einen guten Geschmack. Das
tu gleicht einem Igel und ist mit starken und
ten Stacheln bewaffnet. Sein Fleisch ist
nackhaft und wird gegessen, so wie das Fleisch
isser Ratzen, die röthliche Haare haben und
roß als ein Hamster sind. Eine Art kleiner
el hat gelbliche und an den Spitzen schwarze
acheln, von denen man versichert, daß sie von
st, wenn sie dem Thiere abgenommen worden,
das Menschenfleisch dringen, sobald man sie es
ein wenig berühren läßt. Jauare, ein Raub-
r, ist von Höhe, Beinen und Leichtigkeit mit
m Hasen zu vergleichen, hat ein marmorirtes
l gleich einem Luchse, und besitzt eine ungemeine
ärke, so daß es im Stande ist, einen Men-
n völlig zu zerfleischen. Kleine schwarze Affen
eine Art Meerkatzen lassen sich auch häufig
n. Von zahmen Vögeln giebt es Hühner Vögel.
Enten, und eine Art Truthühner, deren
isch aber die Brasilianer nicht essen. In den
ldern fängt man dreyerley Arten Vögel, die

von der Größe der Kapaunen und auch so
sind; einen Vogel Muton, der an Größe
Federn den Pfauen gleicht; zwo Arten gro
Rebhühner von sehr schönem Geschmack. U
die nicht zum essen tauglichen, aber sehr schö
Vögel gehöret der Arat, dessen Glanz fast
Mensch ertragen kann, wenn er sich in die So
setzet; der Canide, der um den Bauch
unter dem Hals goldgelbe Federn, am Schwa
Flügel und Rücken aber hochblaue, mit gold
ben Rändern eingefaßte Federn hat; der Tuc
der so schwarz ist als eine Rabe, die Brust a
genommen, welche safrangelbe roth geränd
Federn hat; dreyerley Arten schöne Papagoy
Der Gonambuch besonders ist ein Meisterst
der Natur, hat einen weißen glänzenden Büs
auf dem Kopfe, ist nur so groß als eine Horni
hat aber einen Gesang wie die Nachtigall
übertrifft diese noch an der Stärke der Stim
Ein Vogel von der Größe einer Taube, der
Stimme wie eine Nachteule hat, stehet bey
Brasilianern in besondern Ehren, weil sie gl
ben, daß ihre verstorbene Anverwandten ih
selbigen zuschicken, um ihnen gut Glück zu
kündigen. Auf der Insel Maragnon ist der Uy
gemein. Er ist zweymal größer als ein Ad
wird durch sein schönes Gefieder vom Condor
terschieden, gleicht ihm aber an Stärke
Wildheit, indem er ein Schaf fortführet und
gar Hirsche und Menschen angreift. Von k
chenden Thieren giebt es in Brasilien Krokodi

sie Jocare nennen, die aber nicht gefährlich und gespeiset werden. Tuus, eine Art ßer Eidechsen, 4 bis 5 Fuß lang, die zwar r fürchterlichem Ansehen, aber nicht schädlich , haben ein so zartes wohlschmeckendes Fleisch ein Kapaun. Auch essen die Brasilianer eine isse Art Kröten und gewisse unschädliche hlangen. Mai. findet aber auch, besonders den Flüssen, eine sehr gefährliche Art Schlan- , und in den Gebüschen sehr große und ge- rliche Eidechsen. Die Cürüryuba ist die nste und größte unter den Wasserschlangen in asilien, 25 bis 30 Fuß lang, mit Hunds- nen bewaffnet und ungemein gefräßig und ge- lich. Von fliegendem Ungeziefer sind die blut- igen Fledermäuse sehr häufig und gefährlich. Aravers sind so groß als die Grillen, kom- des Nachts häufig zum Feuer geflogen, und agen alles, was sie finden. Auch sind die Bra- ner von den Niguen geplagt, welche sie Ton nen, wider welche sie ein gewisses röthliches brauchen, womit sie die Wunden bald heilen nen. Eine Art von schwarzen Fliegen sind ch ihr Honig und Wachs nützlich, welches sie en hohlen Bäumen machen. An der Küste t es Wallfische, Rochen, fliegende Fische, entine und andere Meerthiere, und die vielen sse des Landes, unter denen der Franciskus- ; der größte ist, haben eine erstaunende Menge chiedener Arten bey uns unbekannter Fische.

Kriechende Thiere und Ungeziefer.

Fische.

§. 73.

Gold. Von Metallen ist Brasilien vorzüglich
gutem Golde reichlich versehen. Man findet
sonders in der Hauptmannschaft S. Vince
viel Goldbergwerke, bey Mutinga und bey
Paul, wo man Körner und Staubgold fin
welches gemeiniglich 22 Karath hält. Eine M
ge von diesem Metalle wird durch das Wa
von den Bergen in die Thäler herabgeschwem
Die Portugiesen unterhalten zu der Arbeit es
zusammeln eine große Menge Negersklaven, de
jeder seinem Herrn täglich ein Quentchen G
liefern muß, und wenn er mehr einsammelt,
ist der Ueberrest seine. Dadurch wird jähr
eine sehr große Menge Gold zusammengebra
und Portugall hat fast eben so große Schätze
Gold aus Brasilien gezogen, als Spanien
Silber aus Mexiko. Von Edelsteinen fi
Diaman- man hier Diamanten in größtem Ueberflu
ten. Jaspis und Krystall. Der Zufall allein hat
Diamanten entdeckt: man findet sie in den F
sen und in ausgewaschenen Gräben unter
Sande, und viele derselben geben den ostindisc
weder am Gewichte, noch an Feuer und
nigkeit etwas nach; doch haben die meisten
etwas gelbliches Wasser. Es giebt deren von
staunender Größe, und man hat dem Kö
von Portugall einen geschickt, der 160 Kar
gewogen und einige Millionen werth gesch
worden. Weil man sie in garzugroßer Me
aufsuchte und nach Europa schickte, so daß

gemein wurden und von ihrem Werth vieles verlohren; so sah sich der portugiesische Hof genöthigt, die Zahl der zu ihrer Aufsuchung angestellten Personen einzuschränken, und es kommen nicht leicht an Diamanten jährlich über drey Millionen an Werth nach Europa.

§. 74.

Einwohner.

Brasilien wird von einer großen Menge Völkerschaften bewohnt, die sich in vielen Stücken, besonders der Sprache, unterscheiden. Fast ein jedes Volk hat seine besondere Sprache; aber es giebt auch eine allgemeinere, welche die Portugiesen sogar verstehen, und der die Missionarien sich bedienen. So sehr sich aber die brasilianischen Völker unterscheiden, so giebt es doch gewisse allgemeine Züge, worunter man sie abschildern kann. Ihre Größe und Leibesgestalt kommt Europäer ihrer gleich; doch findet man einige, wiewohl nicht zahlreiche Völkerschaften von Pigmäen. Man findet keine Gichtbrüchige, Lahme, Blinde und Gebrechliche unter ihnen; sie sind viel dauerhafter als wir, den Krankheiten nicht so unterworfen, und Leute, die hundert Jahre und drüber alt werden, sind unter ihnen nicht selten. Ohnerachtet sie bey ihrer beständigen Blöße der Sonnenhitze stets ausgesetzt sind; so ist doch ihre Farbe nicht schwarz, ja nicht einmal brauner als die Spanier ihre. So wild, barbarisch und unmenschlich sich die Brasilianer in ihren Kriegen beweisen, so fehlt es ihnen doch nicht an Verstand und Güte. So sehr sie ihre Feinde ver-

Ihre Leibesgestalt.

Ihr Charakter.

abscheuen, so hegen sie doch eine überaus gro
Neigung gegen ihre Freunde und Bundsgenoss
und sie würden sich eher in Stücken zerhack
als ihnen die geringste Beleidigung wiederfahr
lassen. Sie sind sehr unbeständig, ungem
aufgeräumt und lustig. Gegen Fremde bewei
sie sich sehr leutselig und ungemein gastfrey, u
man kann sich mit aller Sicherheit unter ihn
aufhalten. Sobald ein Reisender sich an
Thür einer Kabane zeiget, so nöthigt ihn
Mussakat oder Hausvater, sich in ein Hän
bette zu setzen. Denn kommen die Weiber,
gießen Freudenthränen und sagen dem Gaste
send Schmeicheleyen. Der Mussakat frägt
nach seinem Befinden und der Ursach seiner Re
die Weiber waschen ihm die Beine und Fü
worauf man ihm die besten Speisen und
tränke, die man hat, vorsetzt. Man hänget
ihn ein schönes weißes Jnis oder Hängeb
auf, um welches die ganze Nacht, um die Fe
tigkeit abzuhalten, einige kleine Feuer unterhal

Kleidung und Putz.

werden. Sie gehen größtentheils nackend,
nur erst seit der Niederlassung der Portugi
haben einige Völkerschaften angefangen, sich
der Mitte des Leibes zu gürten und an ih
Festen von dem Gürtel bis unten ein blaues
streiftes Tuch zu tragen, woran sie kleine Knoc
oder Schellen hängen. Die Häupter nehm
alsdenn sogar einen Mantel über die Schulte
man sieht es ihnen aber an, daß ihnen di
Schmuck zum Zwange ist, und daß ihr gröf

Vergnügen ist, nackend zu gehen. Einige Völkerschaften bedecken die Schaam mit den Blättern eines gewissen Krauts, die sie an einen Gürtel ziehen und diesen um den Leib binden. Sie leiden keine Haare am Leibe, auch nicht am Bart und Augenbraunen, sondern raufen sie mit kleinen Zangen aus, welche die Europäer ihnen mit großem Vortheil verkaufen. Einige Völker lassen die Haare nur oben auf dem Kopfe in Gestalt einer Mönchskrone stehen, die Weiber aber lassen sie lang wachsen. Den Knaben wird in der Kindheit die Ober- und Unterlippe durchbohret, worinn sie einen weißen spitzigen Knochen tragen, bis sie, wenn sie heranwachsen, mit einem grünen runden Stein verwechseln, der oftmals eines Fingers lang ist. Einige stecken sich auch wohl dergleichen Steine durch die Backen. Sie haben insgesammt Stumpfnasen, welche sie für eine Schönheit halten, deswegen sie den Kindern gleich nach der Geburt die Nase zurückbiegen. Sie bemalen den ganzen Leib mit einer schwarzen Farbe, auf welche sie an einigen Orten noch Flecken von verschiedenen Farben aufschmieren. Sie beschmieren auch den Leib mit einem klebrichten Gummi und bestreuen ihn mit kleinen bunten Federn. Sie machen sich auch Aermeln von grünen, rothen und gelben Federn, die mit vieler Kunst unter einander gewebt sind. Sie kleben auch Federn mit Wachs auf beyde Backen unterhalb den Ohren, und auf dem Kopf haben sie Kronen von allerley bunten Federn, die ihnen

nicht übel stehen. Sie tragen Halsketten v
Seemuscheln oder von einem gewissen glänzend
schwarzen Holze, und haben auch wohl dergleich
Leibgürtel. Bey ihren Tänzen binden sie ei
Art Kastanien, welche sie auf Faden an einand
reihen, um die Beine, womit sie ein großes G
Putz der räusch machen. Die Weiber leiden auch nur
Weiber. Haupthaare am Leibe, die sie gemeiniglich flieg
lassen. Sie durchbohren die Lippen und Back
nicht, haben aber ungemein große Löcher in d
Ohren, worinn sie Ohrengehänge von groß
Seemuscheln tragen. Sie gehen insgemein e
so nackend, als die Männer, und bemalen i
Gesichter mit allerley bunten Farben. Sie t
gen Halsbänder von weißen Knochen, und Ar
bänder von gelben, rothen, grünen und blau
Steinen, auch allerhand farbige Glasknöp
welche ihnen die Europäer verkaufen.

§. 75.

Wohnun- Ihre Häuser sind sehr lang, wie unsere L
gen. ben mit Gitterwerk gedeckt und bis auf die E
mit Grase überzogen. In einem solchen Ha
wohnen öfters viele Familien, es hat aber e
jede ihre eigene Abtheilung. Queer durch d
Haus gehet ein Balken, woran sie ihre Jnis o
Hamacken aufhängen. Ihr Tischgeräthe beste
aus irdenen Gefäßen, die sie inwendig mit ein
weißen Safte schön glasuren und mit aller
Figuren mit grauer Farbe bemalen. Ihre ord
Speisen liche Speise sind die Wurzeln Apy und Mani
und Ge- die sie am Feuer trocknen und mit scharfen S
tränke.

n zu Mehl schaben. Dieses Mehl wird in großen Töpfen gekocht, bis es dicke wird, worauf es, wenn es erkaltet, eine Festigkeit bekommt und fast wie weiß Brot schmecket. Sie stoßen auch die Wurzeln frisch, wodurch sie einen milchweißen Saft bekommen, der in der Sonnenwärme so dick wie Käse wird, und wenn er nur ein wenig gekocht wird, ein gut Gericht giebt. Diese Wurzeln dienen auch zur Verfertigung eines Getränkes, welches aber ekelhaft ist. Die Weiber kochen erst die Wurzeln, hernach lassen sie sie erkalten, kauen sie, lassen sie mit Wasser zum zweyten mal kochen, und schütten das also bereitete Getränke in große irdene Gefäße, wo sie es schäumen und aufstoßen lassen. Sie kochen auch Erivari oder Maiz, kauen es ebenfalls und machen ein anderes Getränke daraus. Sie essen und trinken niemals zugleich, sondern zu verschiedenen Stunden, besonders saufen sie bey ihren Freudenfesten, wenn sie ihre Gefangene verzehren, öfters einige Tage lang. Ihre größte Ergötzlichkeit ist das Tanzen, wozu die Jugend sich fast täglich versammelt. Sie springen und tanzen fast die ganze Nacht, aus einer Hütte in die andere. Bey allen Tänzen aber sind die Weiber und Mädchen niemals unter den Mannspersonen, sondern sie pflegen ihren Tanz allein zu thun.

Die vornehmste Beschäfftigung der Männer ist die Jagd und Fischerey, der Krieg und die Verfertigung der Waffen. Die Beschäfftigung der Weiber ist die Bereitung der Speisen und Getränke. Beschäfftigungen.

tränke. Sie spinnen auch Baumwolle, um Se
und Hamacken oder Inis daraus zu mache
Sie weben einige in Gestalt der Fischernetze, a
dere aber viel dichter, als grober Kannefa
Wenn die Inis schmutzig sind, so säubern sie
mit dem Schaume einer Art von Kürbissen, d
ihnen statt der Seife dienet. Sie verfertigen u
malen auch die irdenen Geschirre. Ihre Waff
Waffen. sind ein Tacape oder Keule aus Brasilienho
sehr schwer, an dem äußern Ende rund und
den Rändern schneidend. Sie haben sechs F
in der Breite, einen in der Länge und einen Z
in der Dicke. Ihre Bogen sind auch von Bra
lienholz, mit sehr dünnen, aber ungemein stark
Sehnen von Grasfäden bespannet. Sie sch
ßen damit mit ungemeiner Geschicklichkeit Pfei
die eine Klafter lang und am Ende mit spitzig
Knochen oder mit harten spitzen Röhren, zuw
len auch mit der Spitze eines Rochenschwanz
die sehr giftig ist, versehen sind. Ihre Schil
sind von Haut, breit, flach und rund. Sie f
Kriege. ren niemals aus Eigennutz oder Ehrsucht Kri
sondern nur um den Tod ihrer Anverwandten u
Freunde zu rächen, die von andern Wilden v
zehret worden. Die Rache ist bey ihnen eine
lebhafte Leidenschaft, daß sie einander niem
Quartier geben; doch kommen die Völker, n
che mit den Europäern einige Verbindung hab
nach und nach von dieser Wildheit zurück. I
Heerführer werden von denenjenigen erwählt, n
che die meisten Feinde gefangen oder getödtet

b

ſt. Sie geben das Zeichen zum Aufbruche und ren bey ihrem Marſche nicht auf, die Aus- dungen des Haſſes und der Rache erſchallen laſſen; ſie halten auch zuweilen hitzige Reden, ganze Stunden dauern. Die Wilden ſchla- in die Hände, ſchmeißen ſich auf ihre Schul- und den Hintern, und verſprechen ihr Leben ht zu ſchonen. Sie blaſen auf einer Art von rnern und auf Pfeifen von Knochen, welche einiglich von den Beinen ihrer Schlachtopfer . Kommen ſie in Feindes Land, ſo thun den erſten Angriff niemals offenbar, ſondern rten bis es dunkel iſt, legen Feuer an und chen ſich die Verwirrung zu nutze. Sie üben Arten der Grauſamkeiten aus; ihre vor- mſte Sorge aber iſt Gefangene zu machen, ſie ſorgfältig verwahren, um ſie nach geendig- Feldzuge zu braten und zu verzehren. Müſ- ſie ſich im freyen Felde ſchlagen, ſo wird ihre uth durch die Stärke der Gefahr verdoppelt, echten als Raſende und Unſinnige, und wenn ſchon verwundet werden, hören ſie doch nicht , ſo lange ſie nur Arm und Bein regen kön- . Diejenige Parthey, die den Sieg erhält, et mit ihren Gefangenen nach Hauſe, welche rwegens bey allen Häuſern, wo ſie durch- men, ſingen müſſen. Die meiſten Braſilia- mäſten ihre Gefangene, um ſie ſchmackhaft machen, und geben ihnen unterdeſſen Weiber, bis zu dem Tage, da ſie ſollen geſchlachtet den, ihnen alle Dienſte leiſten. Iſt der Ge-

Begegnung der Gefangenen.

fangene

fangene wohl bey Leibe, so werden alle Wilt
aus dem Flecken zum Feste geladen. Sie br
gen einige Stunden mit Trinken und Tanzen
und der Gefangene befleißigt sich der allerlustig
zu seyn. Denn bindet man ihm einen groß
Strick um den Leib und führet ihn im Triu
in die benachbarten Flecken. Er bezeigt sich
bey so unerschrocken und trotzig als möglich,
erzählt dreiste, was er für Thaten gethan und
viele Feinde seines Volkes er getödtet und ge
sen habe. Denn legt man ihm einen Hau
Steine zu Füßen, und läßt ihm die Freyheit
vor seinem Tode noch zu rächen. Er wirft
Steine ergrimmt nach den Umstehenden, und
sorgfältig sie sich auch zurückbegeben, so wer
ihrer doch viele verwundet. Hat er seine Ste
alle verschmissen, so nähert sich ihm derjenige,
ihn tödten soll, mit den schönsten Federn
schmückt und mit dem Tacape in der Hand.
frägt ihn, obs nicht wahr sey, daß er viele
ihren Gefährten gegessen und getödtet habe,
der Gefangene macht sich eine Ehre daraus,
hurtig zu gestehen. Sogleich schlägt er ihn t
die Weiber waschen den Leichnam, schneiden
in Stücken und reiben die Kinder mit dem Bl
um sie bey guter Zeit zur Grausamkeit zu gew
nen. Alsdenn werden die Stücke vom Leibe
die Eingeweide gebraten und verzehret.
dieser abscheulichen Speise, welche sie mit gr
ter Begierde fressen, ist es das Amt der a
Männer, die jungen Leute zu ermahnen, tap

ieger zur Ehre ihres Volkes zu werden, und sich
dergleichen Schmaus zu verschaffen. Sie
wahren die Hirnschädel als Siegeszeichen, die
hne hängen sie um den Hals, und aus den
ochen der Arme und Schenkel machen sie
ifen. Diejenigen, welche viele Gefangene
acht haben, lassen sich an eben dem Tage,
Verewigung des Andenkens ihrer Thaten,
Brust, die Arme, die Schenkel, das dicke
isch und andere Theile des Leibes einschneiden.
ignet es sich, daß die Gefangenen ein Kind
den Weibern gezeuget, welche sie zu mästen
rge getragen haben, so werden diese unglück-
en Früchte auch verzehret.

§. 76.

Die Brasilianer können so viel Weiber neh- Heirathen.
, als sie wollen und ernähren können, und
die meisten Weiber hat, wird als ein tapferer
muntrer Mann angesehen. Die Manns-
onen dürfen nicht eher heirathen, als bis sie
n Feind gefangen oder erlegt haben, und die
dchen müssen die ersten Zeichen ihres mann-
n Zustandes abwarten. Bis dahin dürfen
uch kein starkes Getränke trinken. Vor der
rath überlassen sich die Mädchen ohne Schande
Mannspersonen, und ihre Anverwandten bie-
sie auch dem ersten dem besten an: wenn sie
einmal verheirathet sind, so müssen sie ihren
nnern treu seyn. Sie haben weiter keine
rathsceremonien, als daß derjenige, der eine
u haben will, ihr sein Vorhaben bekannt
macht,

macht, und nachher den Vater oder nächsten
verwandten um seine Einwilligung bittet.
bald er das Jawort hat, so nimmt er die
langte Person ohne weitere Umstände zur
an. Der Ehebruch ist bey ihnen ein Gre
und der Mann ist befugt, sein Weib, sobald
sich einem andern überläßt, todtzuschlagen
fortzujagen. Bey der Niederkunft der Frau
trit der Mann die Stelle der Hebamme, dri
dem Kinde die Nase ein, malt es mit schwa
und andrer Farbe und legt es in ein Hängebe
Ist es ein Sohn, so macht er einen kleinen
zernen Degen, Bogen und Pfeile, legt sie zu
Kinde und wünscht, daß er dermaleinst r
geübt in den Waffen, stark und tapfer wer
möge. Er legt ihm auch einen Namen bey,
weder von den Waffen, oder von einem wil
Thiere. Die Mutter bleibt nur einen oder zw
Tage im Bette, denn hängt sie ihr Kind in e
baumwollenen Binde um den Hals und
ihren Verrichtungen nach. Hingegen legt
der Mann geruhig ins Bette, um die Gl
wünsche seiner Nachbarn wegen Vermehrung
Kinder- ner Familie anzunehmen. Ohngeachtet die
zucht. der niemals eingewickelt und geschnürt wer
so findet man sie doch nirgend gerader und w
gestalteter von Gliedmaßen. Sobald die K
ben heranwachsen, werden sie von den Vä
mit auf die Jagd genommen und zu andern
müdenden Verrichtungen angehalten. Die T
ter müssen, sobald es ihre Kräfte gestatten,

Mut

hüttern bey der Haus- und Feldarbeit helfen, nit beyde Geschlechter von Jugend auf abge- tet werden. Wenn jemand von ihnen krank rd, und er kann den Ort anzeigen, wo er hmerzen empfindet, so wird ihm der schadhafte entweder von einem Freunde oder von einem te, die sie Pagen nennen, gesauget, weil sie ben, daß dadurch der Schmerz herausgetrie- werde. Sie sind insbesondere einer unheil- en Krankheit unterworfen, die sie Pians nen und insgemein von außerordentlicher Un- t herrühret. Sie bestehet in einem häßlichen zschlage, der sich in daumensdicke Beulen wandelt, die gewaltig unter sich fressen. Diese nke müssen sich einen ganzen Monat lang in m Hängebette, ohne zu essen, halten; da in- n die Verwandten sich mit Fressen, Saufen, zen und Springen lustig machen und um den nken ein gewaltiges Getöse erregen. Stirbt ährend der Kur, so wird das Jauchzen plötz- in ein Klagen verwandelt und das Geheule im ganzen Dorfe allgemein, besonders unter Weibern, die sich auf die Erde hucken, ein- r umfassen und das Wehklagen so lange fort- n, bis der Todte aus der Hütte getragen wor- Denn besingen sie seine Heldenthaten einen en Tag lang, worauf sie den Todten mit um- denen Armen und Beinen, gleichsam sitzend, ne Grube hinablassen. Man scharret einige rsträuße und andere Nothwendigkeiten, die seinem Leben gebraucht hat, mit ein und

Krank- heiten.

Begräb- nisse.

setzet einige Lebensmittel auf sein Grab, weil
besorgen, daß wenn der Aygnan oder böse Ge
käme, und nichts zu essen fände, er ohnfehlb
den Leichnam ausgraben und verzehren würd
Die Gräber beschütten sie, wenn sie ihre Woh
plätze ändern, mit einem großen Kraute, Pind
genannt, damit die Angehörigen der Verstor
nen, wenn sie diesen Ort wieder betreten, s
ihrer dabey erinnern können.

§. 77.

Religion. Die Religion hat wenig Antheil an den A
griffen der Brasilianer. Sie kennen keine
von Gottheit, sie beten nichts an, sie haben k
nen Ort einer gottesdienstlichen Versammlun
Die Erschaffung der Welt ist ihnen unbekan
sie leben in den Tag hinein, ohne sich zu bekü
mern, woher der Erdboden entstanden; sie z
len auch ihre Tage, Wochen und Jahre nic
sondern die einzige Gedenkzeit bey ihnen sind
Mondenscheine. Sie haben nur eine verwir
Geschichte von einer großen Wasserfluth, w
durch das ganze menschliche Geschlecht umgek
men, einen Bruder und eine Schwester aus
nommen, welche die Welt zu bevölkern anf
gen. Sie verbinden einige Vorstellung v
Macht mit dem Donner, vor den sie sich für
ten. Es leuchtet indessen bey ihnen doch etw
hervor, das das Ansehen einer Religion h
Denn sie glauben eine Unsterblichkeit der Se
und halten dafür, daß die Seelen derer, wel
tugendhaft gelebt, d. i. die sich rechtschaffen
ih

ren Feinden gerochen und viele derselben haben
ffressen helfen, in einem schönen Garten, hin-
den Gebirgen, mit ihren Vätern sich mit
nzen belustigen; dahingegen diejenigen, wel-
verzagt und faul gewesen, mit dem Aygnan
er bösen Geist in Gesellschaft kommen und un-
hörlich gemartert werden. Diesen bösen Geist
uben sie oftmals in leiblicher Gestalt zu sehen
d bey einer ihnen zustoßenden leiblichen Be-
werlichkeit meynen sie, sie rühre von ihm her.
e haben eine Art Wahrsager, an die sie sich
ihren Krankheiten wenden und die ihnen weis
chen, daß sie, vermittelst der Gemeinschaft
t dem bösen Geiste, ihnen in allem ihren Vor-
en beförderlich seyn können. Alle 3 oder 4 Feste.
hre versammeln sie sich an einem gewissen
ge, unter Vorstehung der Wahrsager, die ihre
araeae, oder hohle mit Steinen und Kasta-
n gefüllte Stäbe in Händen haben. Män-
, Weiber und Kinder begeben sich in drey be-
dere Hütten und niemand darf herausgehen.
erst fangen die Männer an zu murmeln, und
ald sie He! He! He! schreyen, so beantwor-
es die Weiber auch mit He! He! Sie sprin-
dabey in die Höhe, erschüttern den ganzen
), schäumen mit dem Munde und geberden
als Unsinnige, bis sie vor Mattigkeit sämmt-
zur Erde fallen. Die Kinder machens eben
worauf eine allgemeine Stille erfolget. Als-
n fangen die Männer ordentlich an zu singen
n die Weiber stimmen mit ein, worauf wieder

ein Tanz folget. Dabey stehen sie dichte zusa
men in Kreisen, in deren Mitte die Wahrsa
mit ihrem Maraca sind, womit sie klappe
Vorwärts gekrümmt heben sie den Leib ein we
und bewegen nur das rechte Bein und den F
die rechte Hand haben sie auf den Hintern lie
und die linke lassen sie herunterhängen, und
tanzen und singen sie mit vieler Melodie.

§. 78.

Regierungsform.

Die brasilianischen Völkerschaften haben
der Könige noch Fürsten. Sie kennen kei
Unterschied des Standes, ehren aber ihre Al
und ziehen sie zu Rathe, weil das Alter, wie
sagen, ihnen Erfahrung giebt. Ein jeder Flec
oder Aldeja, welchen Namen sie 4 oder 5
banen geben, die in einem und eben demsel
Bezirk liegen, hat vielmehr zu Führern, als
Oberhäuptern, eine gewisse Anzahl dieser Al
die zugleich Redner der Gesellschaft sind,
nehmlich wenn es darauf ankömmt, die jun
Leute zur Tapferkeit zu ermahnen. Demohn
achtet leben diese bloß durch das Gesetz der Na
geleitete Völker in großer Friedfertigkeit und E
tracht unter einander. Man versteht nämlich
jede Völkerschaft vor sich, oder eine solche,
mit einer andern in Bündniß stehet; denn
Absicht auf ihre Feinde, mit denen sie im K
stehen, beobachten sie nicht die geringste Men

Beylegung der Streitigkeiten.

lichkeit. Es geschiehet selten, daß ein paar P
sonen von einer Nation sich veruneinigen,
wenn es geschiehet, so müssen ihre Landsleute
verzüg

züglich Friede zu stiften suchen. Können sie nicht dahin bringen, so lassen sie sie sich mit ander schlagen, und niemand darf sie aus einer bringen, sollten sie sich auch gleich die Augen auskratzen. Wird aber einer von dem andern verwundet und der Thäter ertappet; so empfängt er von dem nächsten Verwandten des Verwundeten an eben dem Theile, woran er ihn verletzet, eine gleiche Wunde; stirbt aber der Verwundete, oder bleibt gleich einer auf dem Platze, so wird der Missethäter getödtet und da ein genaues Wiedervergeltungsrecht beobachtet.

Manche Dorfschaft ist 5 bis 600 Personen stark: sie bleiben aber selten lange an einem Orte wohnhaft; sondern wenn ihre Felder ausgehungert und das in der Nähe befindliche Holz verbraucht ist, so schlagen sie ihre Wohnung an einem andern Orte auf, der aber den Namen der vorigen Wohnstätte bekommt. Seitdem die Portugiesen sich hier niedergelassen, sind verschiedene an der Küste wohnende Nationen von ihnen unterworfen und zum christlichen Glauben gebracht worden. Andere Nationen stehen mit den Portugiesen in Bündniß, und noch andere haben sich von der Küste hinweg tiefer ins Land begeben, um sich dem Joche der Sklaverey zu entziehen, und diese sind, wie andere mitten im Lande wohnende Völker, Todfeinde der Portugiesen. Wanderungen.

§. 79.

Es giebt in Brasilien in der Landschaft S. Vicent eine Art Einwohner, welche man Mamelucken in Brasilien.

melucken nennet. Sie besitzen die Stadt S
Paul und umliegende Gegend, die auf allen S
ten von unzugänglichen Bergen und von d
großen Walde Pernacabiaba eingeschlossen i
Sie entstunden zuerst aus der Vermischung
Portugiesen mit den Brasilianern, und man g
diesen Mestizen wegen ihrer Ausschweifungen u
Aehnlichkeit mit den egyptischen Mammeluc
diesen Namen. Sie schüttelten das Joch
göttlichen und menschlichen Gesetze ab und erri
teten eine Art von Republik, zu welcher Ban
ten und Flüchtlinge von allen Ständen und
tionen, Priester, Ordensleute, Soldaten, Ha
werksleute, Portugiesen, Spanier, Kreole
Mestizen, Mulatten und Negern ihre Zuflu
nahmen, welche vor den Verfolgungen der
rechtigkeit der Menschen flohen und die Gere
tigkeit des Himmels nicht fürchteten. Dadu
wuchsen sie von ohngefähr hundert Familien
wenigen Jahren zehn bis zwölfmal so stark
Die Noth, sich zu erhalten, zwang sie, eine
von Regierungsform zu errichten. Sie hiel
so eifrig über ihre Freyheit, daß sie den Frem
den Eintritt in ihr Land verschlossen, wenn
sich nicht in der Absicht angaben, sich daselbst
setzen. Alsdenn unterwarf man sie langen P
fungen, um zu erfahren, wozu sie könnten
braucht werden. Hierauf ließ man sie beschr
liche Streifereyen thun, in denen jeder zween
dianer zu fangen verbunden war, welche sie
Dienstbarkeit mitbringen mußten, und welche

bey Bergwerken und zum Ackerbau gebraucht
wurden. Wer die Prüfung nicht aushielt, oder
in Verdacht der Verrätherey kam, wurde ohne
Barmherzigkeit getödtet. Ohngeachtet ihr Land
sichtbar war und sie alle Bequemlichkeiten des
Lebens zu genießen hatten; so machte sie doch
die Neigung zum Laster zu Räubern, welche in
den innern Gegenden Brasiliens Streifereyen
hielten, die oftmals Jahre lang dauerten, und
wobey sie das Land von mehr als 2 Millionen
Menschen entblößt haben. Auch die Spanier in
Paraguay mußten von ihnen nicht wenig leiden.
Sie giengen in kleinen Haufen, deren Anführer
wie Jesuiten gekleidet waren, zu den Indianern,
wo sie wußten, daß die spanischen Jesuiten Neu-
bekehrte zu machen suchten. Sie gewannen sie
durch kleine Geschenke, gaben den Kranken Arze-
neyen, drangen in sie das Christenthum anzu-
nehmen, und schlugen ihnen vor, sich an einem
bequemen Orte niederzulassen, wo ihrem Glück
nichts abgehen sollte. Auf die Art ließen sich
viele durch diese Verräther verführen, welche end-
lich die Maske abnahmen, diejenigen, von denen
sie Widerstand befürchteten, erwürgeten, und
die andern in die Dienstbarkeit schleppten. Sie
haben kein anderes Merkmaal einer Abhängigkeit
von Portugall, als einen jährlichen Tribut von
dem Fünften des Goldes in ihrem Lande, den sie
aber beyweitem nicht richtig ablieferten. Die
portugiesischen Statthalter konnten diese Räuber-
bande nicht bezwingen, weil sie mit Felsen um-

ringt und mit Schießgewehr versehen war. Man hat indessen doch hernach Mittel gefund sie mehr zu unterwerfen, und seitdem der P Benediktus XIIII. einen Bischof nach S. P gesetzt hat, soll ihre Wildheit ziemlich gemild worden seyn.

§. 80.

Charakter der hiesigen Portugiesen.

Von den hiesigen Portugiesen und portugi schen Kreolen machen die mehresten Reisebesch bungen eine nicht vortheilhafte Vorstellung. S werden als stolz, eitel, faul, wollüstig, bet gerisch, verstellt, grausam, rachgierig und sche heilig beschrieben. Nach Art der meisten n tägigen Völker ziehen sie Stolz und Pracht d Vergnügen der Gesellschaft vor. Man schre einen Theil dieser Laster dem beständigen Umgan mit ihren Schwarzen zu, deren sie viele tause als Sklaven unterhalten. Diesen überlassen größtentheils die Besorgung ihres Hausweser und wenn sie ausgehen, lassen sie sich von ihr in Palankinen tragen und zur Vergrößerung ih Staats begleiten. Sie dienen ihnen auch Werkzeugen ihrer Rache und sie brauchen wider ihre Feinde als Meuchelmörder. Die V mischung mit den Negerinnen und Indianerinn hat die verschiedenen Geschlechter der Mulatt und Mestizen hier ebenfalls hervorgebracht. V schiedene von den hiesigen kreolischen Famili stammen von jüdischen Vorältern her, und die haben den der jüdischen Nation eigenen Han

lung

ngsgeist beybehalten. Weil die Luft hier un-
gnein gesund ist, so begeben sich aus Portugall
ele Greise hieher, ihre Gesundheit herzustellen
nd ihre Lebenstage zu verlängern. Die vor-
nmste Absicht der hiesigen Portugiesen ist auf Beschäf-
Erlangung der Reichthümer aus den Gold- tigung.
d Diamantengruben gerichtet, und dazu brau-
n sie beständig eine gewaltige Menge Neger-
ven. Allein diese Reichthümer machen sie so
hl als Portugall arm, indem sie darüber die
hren Goldgruben, den Ackerbau und die Ma-
akturen vernachlässigen. Das Gold und die
amanten sind kaum hinlänglich, das zu bezah-
n, was die Engländer ihnen zuführen, und das
nd hängt wegen dessen, was es zu seinem täg-
hen Unterhalt benöthigt ist, gänzlich von Eu-
pa ab. Nächst der Bearbeitung der Berg-
ke sehen sie hauptsächlich auf den Anbau des
kers, Tabacks und Indigo, wovon jährlich
erstaunliche Menge gewonnen und ausge-
t wird. Die Nachbarschaft mit Afrika ver-
fft ihnen den Vortheil, daß sie die dazu nöthi-
Negersklaven weit wohlfeiler haben können,
andere Nationen, und dadurch wird ihre Be-
ung in Brasilien zu einer der blühendsten in
merika gemacht. Um die Künste und Wissen-
ften bekümmert man sich hier so wenig, als
die Manufakturen; hingegen ist die Hand- Handlung.
g wichtig und im großen Flor. Mit den wil-
Völkern der innern brasilianischen Landschaf-
haben die Portugiesen niemals einen ordent-

lich eingerichteten Handel anfangen können. S
die Brasilianer sich vor der europäischen Skla
rey scheuen, und die Portugiesen sich fürchten v
jenen gefressen zu werden, so handelt man
von weiten und allezeit mit Gewehr versehe
Man bringt die Waaren, die man an die Wil
vertauschen will, an einen von beyden Partha
gleich weit entfernten Ort, man zeigt sie von
ten, ohne ein Wort zu sagen, und zieht sich
rück. Hierauf kommen die Wilden und le
ihre Waaren auch hin, und ein jeder nimmt o
läßt liegen, was ihm gefällt. Diese Art zu h
deln wird mit ziemlicher Treue und Glauben a
geübt. Der wichtigste Handel wird mit Po
gall getrieben, und dieser ist eben so eingerich
wie der Handel der Spanier mit ihren Kolon
Alle Jahre gehen 3 Flotten von Lissabon ab,
che in die 3 vornehmsten Handelsplätze zu S
nambuk, zu Rio Janeiro und in die B
aller Heiligen einlaufen. Nicht der funfzi
Theil von den Waaren, welche diese Flotten b
gen, sind portugiesische Produkte. Die Tüc
die Leinwande, die seidenen Zeuge, die Spi
die Eisen- Kupfer- und Zinnwaaren und der
chen mehr kommen aus England, Frankre
Holland, Italien und Deutschland; das Oel
Spanien; Käse, Butter, Mehl, Fische,
gesalzenes Fleisch aus England; und Portu
giebt nichts als Wein und etwas Früchte.
Ladung, welche die Flotten zurückbringen, ü
trifft die Ladung der spanischen Gallionen.

Gold allein beträgt auf 10 Millionen Tha-
Die andern Waaren sind Diamanten, eine
aunende Menge Zucker, der schöner und fei-
ist als der, welchen die andern Europäer aus
n Kolonien bekommen, Taback, Häute, In-
, Ipecacuana, Balsam und insonderheit
beholz. Ob nun gleich dieser Handel unge-
n einträglich ist, so ist er es doch weit weni-
für Portugall, als für die Fremden, beson-
s für die Engländer, deren Faktore gleichsam
Portugiesen nur sind. Es ist zwar andern
tionen die Einfahrt in die brasilianischen
fen und auch der mindeste Antheil an diesem
ndel verbothen; aber Brasilien und Portugall
st bestehen nur durch die beständige Uebertre-
g des Gesetzes. Der Handel geschiehet unter
n Namen der portugiesischen Kaufleute, die
mden aber geben die Waaren dazu her und
en dafür den größten Antheil von den brasilia-
hen Schätzen ein. Diese Schätze helfen also
Portugiesen zu nichts, als daß sie aus ihren
nden in fremde Hände gehen, und da sie dar-
r die wahren Goldgruben, den Ackerbau und
Manufakturen verabsäumen, so verarmet
rtugall bey allen brasilianischen Reichthümern.
der Hauptstadt San-Salvador wird ein
ßer Sklavenhandel getrieben, und von hier aus
den die übrigen Pflanzstädte mit Sklaven ver-
st. Es werden alle Jahre 40 bis 50000 der-
en aus Afrika hieher gebracht.

§. 81.

§. 81.

Religion. Die hiesigen Portugiesen sind in ihrer R
gion eben so abergläubische, leichtgläubige, ei
ge und andächtige Katholiken, als in Portug
Die Zahl der Priester, Mönche und Weltgeis
chen ist ungemein groß, und sie besitzen größt
theils, so wie ihre Kirchen, große Reichthüm
man sagt aber, daß die meisten dem Müßiggan
der Wollust und Liederlichkeit eben so ergel
sind, als die Layen. Das Kirchenregiment v
waltet der Erzbischof von San-Salvador und
unter ihm stehende Bischöfe. Die der Herrsch
der Portugiesen unterworfenen Brasilianer s
zur Annehmung der christlichen Religion genöth
worden, und ehemals hatten die Jesuiten zur
kehrung der nicht unterworfenen Nationen vi
Justiz- Missionen angelegt. Zur Verwaltung der
wesen. rechtigkeit ist, außer den niedern Gerichten,
höchstes Civil- und Criminalgericht zu San-S
vador, in welchem der Unterkönig den Vor
hat, es wird aber über schlechte und ungere
Handhabung der Gerechtigkeit sehr geklagt.
Regierung. höchste Regierung des Landes ist einem Unt
könige anvertrauet, der in der Hauptstadt resid
ein großes Ansehen und reiche Einkünfte hat, u
alle 3 Jahre abgewechselt zu werden pflegt.
ter ihm stehen die Statthalter in den 14 Hau
mannschaften, in welche das Land vertheilt
und wovon sechs einigen portugiesischen Groß
welche sie zuerst erobert haben, eigenthümlich
hören, die andern achte aber unmittelbar vom K

n

ie abhängen. Die in diesen Hauptmannschaf-
r wohnenden Brasilianer sind zum Theil unter-
rfig gemacht, zum Theil aber hat man mit
hen Bündnisse geschlossen, welche die Länge der
t bestätigt hat. Mit denen weiter im Lande
hnenden Wilden sind die Kolonien gezwungen,
h öfters Kriege zu führen. Die Einkünfte,
der König von Portugall aus Brasilien ziehet,
sehr ansehnlich und kommen aus der Ver-
hytung der Diamantengruben, aus dem fünften
il des Goldes, das aus allen Bergwerken
mt, aus den Zöllen und andern Abgaben;
würden aber noch weit wichtiger seyn, wenn
Fünfte vom Golde richtig abgeliefert würde.

Das VII. Hauptstück.

Von Chili.

§. 82.

Geschichte.

Nachdem die Spanier die vornehmsten Pro-
vinzen von Peru erobert hatten, so nahm
Diego von Almagro die Entdeckung
Eroberung von Chili über sich. Er gieng
Anfang des Jahres 1534 über die beschneyten
dillera, wo die meisten Indianer und viele
nier von seinem Gefolge erfroren. Endlich
te er in dem Thal Copyapo an, und die
lianer, welche unter der Herrschaft von Peru
nden hatten, unterwarfen sich ihm freywillig.

Er

Er fieng an, auch die übrigen Völkerschaft
ihres Widerstandes ohngeachtet, unter das J
zu bringen, seine Streitigkeiten aber, die er
dem Franz Pizarro über die Grenzen ihrer beyd
seitigen Statthalterschaften hatte, nöthigten
nach Cuzco zu gehen, wo er seinen Tod f
und unter dem Schein der Gerechtigkeit hin
richtet wurde. Dieser Zufall verzögerte die
oberung von Chili bis ins Jahr 1541, da
zarro den Peter von Valdivia dahin schic
wo er S. Jago, Conception, Valdivia
andre Städte und Flecken erbauete. Es fi
öftere und blutige Gefechte mit den Indian
vor, und er wurde 1551 in einer allgemein
Empörung von ihnen erschlagen. Die krieg
sche Gemüthsart der Völker von Chili hat
nachgelassen, das Wachsthum der spanisch
Pflanzstädte zu hindern, welche sich nicht so
genommen haben, als man es von der Größe
Landes und von der Anmuth und den Reicht
mern desselben vermuthen sollte. Sie haben a
durch öftere Erdbeben große Beschädigungen
litten, besonders 1730, da fast das ganze L
durch ein schreckliches Erdbeben verwüstet wur

§. 83.

Größe. Das Königreich Chile oder Chili begreift
weitläuftigen Verstande den Theil von Südar
rika, der sich von den Grenzen von Peru
an die magellanische Meerenge erstreckt und e
Länge von 400 Meilen beträgt. Im eng
Verstande begreift man unter dem Namen C

n das Stück des Landes, welches unter spani-
r Herrschaft steht, und das übrige nennt man
e magellanische Land. Das spanische Gebiete
ßt sich an den Grenzen von Peru an und geht
zu der großen Insel Chiloe, und hat in der
ge fast 300, in der Breite aber 30 bis 90
ilen. Es grenzt gegen Mitternacht an Peru, Grenzen.
von es durch die große 80 Meilen weite Wü-
Atacama abgesondert wird; gegen Morgen
nzt es an Paraguay, wovon es auch durch
steneyen geschieden ist; gegen Mittag an das
ellanische Land, und gegen Abend an das
dmeer. In den Gegenden am Meere ist die Witterung.
sehr gemäßigt, in den Gebirgen aber in der
te des Landes sehr kalt, doch der Gesundheit
t schädlich. Es wehen hier so scharfe Winde,
Haut und Fleisch zerschneiden, und wenn sie
t durch die großen Wälder gebrochen würden,
würde kein Mensch bestehen können. Man
n hier nur zu gewissen Jahreszeiten reisen,
in andern ist der Wind so kalt und heftig,
der Mensch ohne alles Gefühl todt darnieder
eht wird. Ein solcher Leichnam verfaulet
, und man fand die Körper vieler Spanier,
auf dem Zuge des Almagro erfroren waren,
Monate hernach noch in eben dem Zustande,
am Tage, da sie gestorben waren. Sie stun-
wider die Felsen angelehnt, den Zügel ihrer
de, wie sie erfroren waren, in der Hand
nd, und das Gesichte verzerrend, wie Leute,
e lachen. Der Boden ist durchgängig im Beschaf-
gan- fenheit.

ganzen Lande von ungemeiner Fruchtbarkeit u
trägt selten weniger, als hundertfältig. Die E
nen, die Hügel, die Thäler streiten gleichsam
die Wette, und ein jeglicher kleiner Raum
wegen der häufigen Früchte, die er hervorbri
ein Gegenstand der Bewunderung. Es
Produkte. ungemein viel Weizen, Gerste und anderes
treyde gebaut, und man findet ganze Wäl
von Aepfel- Birnen- und andern Fruchtbäum
Das Zuckerrohr wächst in großer Menge, e
so geil und so hoch und von eben der Güte,
in Spanien. Aus den häufigen Trauben w
ein guter wohlschmeckender Wein, auch Bra
wein verfertiget. Es giebt hier auch viel
bäume, die vortreffliches Oel geben. Man
det überall die schönsten Blumen und nützlich
Kräuter, unter welchen sich viele vortreffli
Wund- und Arzeneykräuter befinden. Die
Thiere. trefflichen Viehweiden ernähren eine ungeme
Menge von Rindvieh und Ziegen, und seit
die Spanier die Pferde in dieses Land gebr
haben, haben sie sich dergestalt vermehret,
kein Indianer mehr zu Fuße geht. Sie
sehr schön, voller Feuer und Muth, und ga
piren so leicht, daß der Reiter nicht die gerin
Bewegung fühlt. Unter den einheimischen T
ren sind besonders die großen peruanischen Sch
sehr häufig, und schneller im Laufen, als
Metalle. Pferde. Der größte Schatz des Landes sind
im Ueberfluß vorhandenen Gold- Silber- Kup
Queckſilber- Bley- und Eisenbergwerke.

Go

Goldbergwerke zu Petarca waren ehemals die berühmtesten und hatten vortreffliches Gold, welches sich aber nachgehends verringert hat und in das Weißliche gefallen ist, daher der Werth desselben sehr abgenommen hat. Zu Liqua ist ein ergiebiges Bergwerk, das Gold in Menge und von sehr gutem Gehalt liefert, und von Copiapo bis Guasko kommt das sogenannte Oro Corte, welches das vortrefflichste ist, wovon man Nachricht findet. Es giebt auch viele Goldwäschen, woraus man Goldstaub und zuweilen natürlich große Goldkörner erhält. Die Kupferbergwerke liefern das beste Kupfer, das man bisher gesehen hat, werden aber nicht sonderlich bearbeitet.

§. 84.

Einwohner.

Die Chilier sind von ziemlicher Größe und mittlichem Wuchse, haben eine braunrothe Farbe, lange schwarze Haare, aber keinen Bart. Sie sind starke und geschickte Leute, in den Waffen sehr geübt, und geben den Spaniern in der Reitkunst ein Pferd zu reiten nichts nach. Sie sind tapfer, aber sehr grausam und blutdürstig, doch Ihr Charakter. weisen sich friedlich und dienstfertig; wie denn im Heumonat eine ganze Nachbarschaft zusammenkommt, da der eine dem andern pflügen, graben und säen hilft, die Weiber aber hernach alles bestellen und einärnten müssen. So bäurisch und unverträchtig sie zu seyn scheinen, so stolz sind sie, wenn sie lassen sich nur durch Höflichkeiten und

Schmeicheleyen gewinnen. Ohngeachtet sie f
ohne Gesetze sind, und den ihnen angebohrn
Lastern völlig überlassen werden, so halten sie d
ungemein auf Treu und Glauben, und in ihr
Handel mit den Spaniern sind sie so richtig, d
sie von demjenigen, worüber sie einig gewor
sind, nicht im geringsten abgehen, aber auch i
Bezahlung auf das sorgfältigste abtragen. S

Kleidung. sind so leicht angezogen, daß sie kaum bedeckt
seyn scheinen, und Kopf und Fuß haben sie a
zeit bloß. Sie tragen Panchas, eine
Mäntel, welche die Weiber von Wolle wirk
Diejenigen, die weiter von den spanischen Gr
zen wohnen, und die Chanos auf dem fes
Lande bey Chiloe tragen gar keine Kleider.

Wohnun- wohnen in Hütten, die von Aesten zusamm
gen. geflochten und so ungekünstelt sind, daß sie sie
ein oder zwey Tagen völlig aufbauen. Die H
ten stehen nicht in Dörfern neben einander,
dern zerstreut; und wie es ihnen einfällt,
ändern sie ihren Wohnplatz und begeben sich
Speisen andere Oerter. Ihre gewöhnlichen Speisen
und Ge- ebenfalls ungekünstelt und ganz einfach.
tränke. bestehen aus Erdäpfeln und Wurzeln, und
Mehl von Maiz und anderm Getreyde, w
noch Pferde- und Mauleselfleisch kommt.
Getränke besteht in einer Art von Chicha o
Cyder, welchen sie aus den im Lande im Ueb
fluß wachsenden Aepfeln verfertigen. Das Le
Vielwei- ist stark bevölkert, und die bey ihnen übliche V
berey. weiberey macht ihre Familien zahlreich.

Töch

Töchter werden ordentlich an den Meistbietenden verlassen. Die Weiber müssen ihre Männer bedienen als Sklavinnen, und wenn diese ihrer überdrüssig sind, so jagen sie sie fort, oder schicken sie in die andere Welt. Viele Weiber haben so lange Brüste, daß sie sie über die Achsel werfen können, wenn sie ihren Kindern, welche sie in einem Tuche auf dem Rücken tragen, zu trinken geben wollen. Sie müssen alle Geschäffte besorgen, da indessen die Männer müßig gehen und Chicha trinken. Damit sie etwas zu thun haben, so fangen sie gleichsam zum Zeitvertreibe mit den Spaniern öftere Kriege an, welche gemeiniglich einige Jahre dauern, indem sie ihnen nicht beschwerlich fallen und sie keinen Schaden oder Verlust dabey leiden. Ihre Kriegsheere bestehen aus Reiterey und Fußvolk, und ihre Waffen sind große Lanzen, die sie am besten zu führen wissen, Bogen und Pfeile und andre, die sonst unter den Indianern gewöhnlich sind. Das Zeichen, wenn sie Krieg anfangen wollen, ist dieses, daß die Völkerschaften einander zusammenrufen, und dieses nennen sie, nach dem Pfeile greifen. Alsdenn erwählen sie einen Toqui oder Anführer und überfallen in der dazu bestimmten Nacht die Spanier, die unter ihnen befindlich sind, wenn dieselben im tiefsten Schlafe liegen, und dieses geschiehet in allen Plätzen, wo sie hinkommen können. Da sie keine Zurüstungen zu ihren Kriegen nöthig haben, und ihr Vorhaben so geheim halten; so kann man es unmöglich

Kriege.

eher entdecken, als in dem Augenblicke, da die tre
rigen Wirkungen ihrer Grausamkeit es bekan
machen. Sie stoßen hernach in ein ordentlich
Heer zusammen, belagern die spanischen Festu
gen und verüben so viele Feindseligkeiten, als
nur können. Ohngeachtet ihrer viele erschlag
werden, so bemerkt man doch keine Vermin
rung, weil immer mehr Indianer zum He
stoßen. Können sie der spanischen Macht ni
widerstehen, so ziehen sie sich einige Meilen
rück, kommen nach einigen Tagen plötzlich
einem andern Ort zum Vorschein und begeh
neue Feindseligkeiten. Werden sie völlig üb
wunden, so räumen sie das Land, nehmen
aber bald wieder in Besitz, wenn sie sich du
andere Völkerschaften verstärkt haben. We

Art Frie- den zu schließen.

sie Frieden schließen, so geschiehet es fast allen
auf Ansuchen der Spanier, und denn geht
Parlament oder Unterredung vorher. Der P
sident von Chile, der Oberste des Kriegsheers u
die vornehmsten spanischen Befehlshaber komm
am bestimmten Ort mit dem Toqui und den v
nehmsten Anführern der Indianer zusamm
Jene bewillkommen diese mit etwas Wein u
beschenken sie mit Messern, Scheeren und and
Kleinigkeiten, und hierauf verabredet man
Friedensbedingungen und die Art, wie sie be
achtet werden sollen. Zuletzt kommen sie alle
dem Präsidenten zusammen, der ihnen etw
Wein zurückläßt, wofür sie ihn mit einigen K
bern, Kühen, Pferden und mit Federvieh besch

k.

Religion.

t. Man hat bey ihnen weder Tempel noch
ötzen angetroffen; doch haben sie einige Be-
ffe von einem andern Leben, aber sie setzen alle-
: voraus, daß die Seele materiell sey. So
r sie auch die spanische Regierung hassen und
e Vorsicht brauchen sich dem Joche zu entzie-
t, so verstatten sie doch den Missionarien zu
en zu kommen und sie zu unterrichten. Sie
d eben so geneigt, die Religion, die ihnen ge-
digt wird, anzunehmen, als geschwinde sie zu
lassen; oder eigentlich zu reden, die meisten
er Neubekehrten haben gar keine Religion.
e Missionarien beschäfftigen sich, sie zusammen-
ringen und in Dörfer zu vereinigen, ihnen
en Geschmack von den Vortheilen der Gesetze
zubringen und sie in den moralischen Tugen-
zu unterweisen. Allein es hält sehr schwer,
in eine Gesellschaft zu vereinigen, da sie ein
es und herumschweifendes Leben gewohnt sind,
n sie schwerlich entsagen können. Entsteht ein
leg, so schicken sie die Missionarien fort, ver-
en ihre Dörfer und vereinigen sich mit ihren
dsleuten. Sie wissen von keiner Regierungs-
fm, und ihre Toquis haben bloß im Kriege zu
ehlen. Jede Familie ist für sich souverain
unabhängig und wird von ihrem Aeltesten
dem Oberhaupte regiert. Die allgemeinen
gelegenheiten der Völkerschaften werden in all-
meinen Versammlungen abgethan und durch
Mehrheit der Stimmen entschieden.

Regie-
rungsform.

§. 85.

Spanische Besitzungen.

Unter den hiesigen Spaniern findet man ei die Klassen und Geschlechter, und eben die G bräuche als in Peru, aber nicht völlig die nä lichen Moden. Die Mannspersonen haben gutes Ansehen, eine anständige Leibeslänge, e schöne Bildung, und sind stark und untersetzt. A statt einer langen Kutte tragen sie einen Panch das ist, ein Stück Zeug 2 bis 3 Ellen lang und Ellen breit, mit einem Loche in der Mitte; u sich anziehen heißt den Kopf dadurch stecken. hängt von allen Seiten herab und man bedie sich seiner zu Pferde und zu Fuße. Auch Weibspersonen bedienen sich dessen, sie seyn v was Stand und Würden sie wollen. Der U terschied besteht nur im Zeuge, der nach Besch fenheit der Personen mehr oder weniger fein u verzieret ist. Die Weibspersonen haben ei schöne Bildung und eine weiße mit roth vermisch Gesichtsfarbe. Sie verstellen sich aber durch Schminke, wodurch sie ihre Schönheit nicht n unscheinbar machen, sondern sich auch an d Zähnen schaden, welche die meisten verlohren h ben. Man findet nur 5 spanische Städte u einige Flecken im Lande, aber destomehr Meye höfe und einzelne Landhäuser, in welchen die Ei wohner zerstreuet wohnen und sich mit dem Lan bau und der Viehzucht beschäfftigen. Sie ho ten ebenfalls viele Negern, und wenn sie mit de freyen Indianern in Frieden stehen; so komme viele von diesen aus ihrem Lande und vermiethe

si

auf den Landgütern auf beliebige Zeit zur
heit. Die Handlung unter den Einwohnern Handlung.
Chili selbst bestehet hauptsächlich in Früchten.
ch Peru schicken sie Weizen und allerley
ichte, Talg, Häute, Charqui oder geräuchert
dfleisch, Stricke von Schilfrohr, Kupfer und
ld; wogegen sie von dort Eisen, Tuch, Lein-
nd von Quito, Hüte, Frieß, Taback, Baumöl
allerhand europäische Waaren bekommen.
ch Buenos Ayres und Paraguay schicken sie
ker, Panchos, Schnupftaback, Wein und
anntwein, und bekommen daher das Kraut
raguay, Wachs und Negersklaven. Es
d auch einige Handlung mit den heydnischen
dianern an der Grenze getrieben, welchen sie
me, Sporen, Messer und andere schneidende
rkzeuge, allerhand Tändeleyen und etwas
in zuführen, und für Panchos, Kühe und
rde, auch junge indianische Mädchen und
aben vertauschen. Die Spanier, welche die-
Handel treiben, sind die Guasos oder gemei-
Leute in Chili. Diese gehen in die Land-
sten der Indianer, und ihr erstes, was sie thun,
dieses, daß sie sich an das Haupt einer Fa-
le oder Gemeine wenden. Der Spanier legt
e Waare aus, damit er sich etwas auslesen
ne, und vergleicht sich über dasjenige, was der
dianer dafür geben soll. Zuvor schenkt er ihm
as Wein ein und hernach noch etwas Wein
in Gefäß, welches er ihm zum Geschenk läß
Nachgehends macht dieses Oberhaupt unter

allen, die zu seiner Gemeine gehören, bekan
daß sie mit dem Spanier handeln können, w
er sein Freund wäre. Der Spanier geht h
auf in den Häusern herum, schenkt den Einw
nern auch etwas Wein und zeiget ihnen s
Waare. Wenn sie nun wegen des Handels e
sind, so läßt er ihnen dasjenige, was sich
jeder ausgesucht hat, ohne vorißt den bestim
ten Preis dafür zu erhalten. Er geht indeß
die übrigen Häuser, die auf dem Felde zerstre
sind, und verkauft seine Waaren, bis er fertig
Denn geht er nach der vornehmsten Ranch
oder Dorf zurück und macht den Einwohn
bekannt, daß er bereit sey, ihr Land zu verlas
Ein jeglicher bringt nun mit aller Redlichkeit d
jenige herbey, was er für die gekauften Waa
bezahlen muß. Hat der Spanier alles beys
men, so kehrt er nach den spanischen Landschaf
zurück und das Oberhaupt giebt ihm einige Ind
ner zur Begleitung bis an die Grenze mit, da
sie ihm das eingetauschte Vieh forttreiben hel

Regierung. Die Regierung des Landes wird von dem Pr
denten der Audiencia zu S. Jago besorgt,
zugleich Statthalter und Generalcapitain
Chili ist, und in gewissen Fällen von dem Un
könige in Peru abhängt. Unter ihm stehen
Maestro de Campo oder Oberster des Königrei
Chili und die Statthalter von Valparayso, C
divia und der Insel Chiloe. Er muß sich we
selsweise 6 Monate zu Conception und die and
6 Monate zu S. Jago aufhalten. Dort beso

das Kriegswesen an den Grenzen, und hier
chtet er Streitsachen und handhabet mit der
diencia die Gerechtigkeit. Die königlichen
künfte, die aus dem Fünften des Goldes, den
len und dem Tribut der unterworfenen India-
fließen und in die Kassen zu S. Jago und
ception kommen, sind nicht hinreichend zur
erhaltung der Kriegsbedienten und Soldaten;
er aus den königlichen Kassen in Lima ein an-
liches Situado oder Hülfsgeld hieher gesandt
den muß. Die unterworfenen Indianer, die
er spanischen Statthalterschaft wohnen, sind
Christenthum bekehrt und werden von den
aniern, welche ihre Tapferkeit kennen, viel
ider und besser gehalten, als alle andere Ame-
ner. Aus Furcht vor den Anfällen der heyd- Kriegs-
nen Indianer, müssen die Spanier am Flusse wesen.
bio, der die Grenze zwischen ihnen und den
anischen Landschaften macht, verschiedene
nzfestungen unterhalten und sie mit hinläng-
en Besatzungen, mit Waffen und andern
egsnothwendigkeiten versehen. Die Aufsicht
über hat der Maestro de Campo, der alle
Festungen besuchen und ihnen zu Hülfe kom-
n muß, wenn es die Noth erfordert. Es
den deswegen beständig 500 Feldsoldaten,
Fußvolk und halb Reiterey unterhalten.
Einwohner der Städte und Flecken machen
er einander verschiedene Fahnen oder Haufen
Soldaten aus, welche sich auf dem ihnen
ewiesenen Waffenplatze einfinden, so oft es

die Umstände erfordern, daß sie sich wider inl
dische oder ausländische Feinde, welche über
See herkommen, vertheidigen müssen. D
Soldaten kommen sehr geschwinde zusamm
weil sie, sobald sie Ordre erhalten, Pferde n
men und im Galoppe nach ihrem Sammelp
reiten.

Das VIII. Hauptstück.

Von Paraguay und Tucuman

§. 86.

Geschichte. Ein bloßer Zufall brachte einen kastilia
schen Schiffer Diaz de Solis an
Mündung des Flusses la Plata.
fuhr den Fluß in seiner Schaluppe herauf,
er Indianer gewahr wurde, durch deren zweyd
tige Zeichen er sich bewegen ließ, ans Land
steigen, wo er aber mit 12 seiner Leute du
einen Pfeilhagel erschossen und hernach gebra
und verzehrt wurde. Einige durch Brasil
nach Paraguay gekommene Portugiesen hat
ke n besseres Schicksal, dennoch setzte Sebasti
Gabot im Jahre 1526 die Entdeckungen fo
lief in den Fluß la Plata ein und kam nach Pa
guay. Er legte hier zween feste Plätze an u
ließ einige Spanier darinn, die aber nach sei
Rückkehr nach Spanien von den Wilden ersch
gen wurden. Kaiser Karl V. schickte 1536 i

Ped

ro de Mendoza als Statthalter und Ge-
lcapitain aller bis an das Südmeer zu ent-
nden Länder hieher, wo er die Stadt Bue-
Ayres nicht weit von der Mündung des la
a erbauete, welche noch itzt die vornehmste
dt in diesem großen Lande ist, obgleich
mtion, welches zwey Jahr nachher erbauet
e, den Titel der Hauptstadt hat. Ohnge-
t die Spanier hier mit sehr wilden Einwoh-
zu kämpfen hatten, welche die abscheulichsten
schenfresser waren, so gewannen sie doch viele
Gelindigkeit und bezwungen andere durch
Gewalt der Waffen, so daß sie ihre Kolo-
sehr vergrößerten. Zu gleicher Zeit drangen
Spanier aus Peru unter dem Juan Nug-
de Prado in die Landschaft Tucumann
wo die Indianer sich in kurzem zum Gehor-
bequemten und die Städte S. Jago del
ro, Tucumann, Talavera und Kordova
et wurden. Karl V. und Philipp II. hatten
Statthaltern, die sie nach Paraguay schick-
nichts sorgfältiger empfohlen, als Geistliche
Ordensleute mitzunehmen und an der Be-
ung der Einwohner zu arbeiten; allein die
igen Empörungen derselben, da man ihrer
immer genugsam schonete, und die häusli-
Unruhen, wodurch die Kolonie binnen mehr
50 Jahren gestöret wurde, verursachten in
Fortgange der Bekehrung große Hindernisse.
lich schickte man Jesuiten hierher, welche mit
em Eifer im Lande herumzogen und predig-

ten

ten und in kurzer Zeit verschiedene Errichtung
in Paraguay zu Stande brachten, welche m
Lehrschulen oder Unterwerfungsorte (doct
nes, reductions) nannte. Sie wußten die J
dianer mit vieler Geschicklichkeit zu gewinne
und besaßen die Kunst, diese herumirrende Ba
baren, die nur mordeten und vom Raube lebt
gesellig zu machen, sie in beständigen Woh
plätzen zu versammeln, Gesetze und Polizey un
ihnen einzuführen und sie mit großem Ansehen
regieren. Ihre Missionen machten nicht nur
größte Anzahl der bewohnten Plätze in der P
vinz Paraguay aus, sondern erstreckten sich a
über die Provinzen Santa Cruz de la Sier
Tucumann und Buenos Ayres. Sie enthiel
über 300000 Familien, welche in 42 Kirchspi
abgetheilt waren, deren jedes von zween Je
ten regieret wurde. Diese wußten unter d
Vorwande, daß die Laster der Europäer den N
bekehrten nachtheilig seyn möchten, vom Kön
in Spanien das Verbot zu erhalten, daß k
Spanier in die Missionen kommen sollte. S
wußten auch die Unabhängigkeit von den St
haltern zu erschleichen, mit der Bedingung, d
jeder Indianer von 18 bis 60 Jahren dem J
nige ein jährliches Kopfgeld von einem Piast
geben sollte, welches aber sehr unrichtig abget
gen wurde, ob sie gleich jährlich aus dem kön
lichen Schatze zum Anbau des Landes 600
Piasters erhielten. Dieses zog ihnen Neid u
Misgunst zu, und man sagte ganz laut, daß

Jesui

suiten keine andere Absicht hätten, als sich zu
rren von Paraguay zu machen und es allein
nutzen. Ja es breitete sich sogar im Jahre
758 in Europa die Nachricht von der Wahl
es Jesuiterkönigs Namens Nikolaus aus.
e arbeiteten indessen unermüdet an der Ausbrei-
g dieser Missionen, als die Begebenheiten in
ropa ihr Staatsgebäude, das so viele Jahre
auert hatte, auf einmal über den Haufen war-
. Der spanische Hof, der die Verbannung
Jesuiten einmal beschlossen hatte, wollte, daß
s Vorhaben in allen Ländern zugleich ausge-
rt werden sollte. Man trug dem Marquis
Bukarely, der 1767 als Statthalter nach
enos Ayres geschickt wurde, die Aufhebung
Jesuiten in Paraguay auf. Er machte an
n Orten seiner Statthalterschaft, wo Jesuiter-
ter waren, insgeheim Anstalten, sie alle an
m Tage aufzuheben, und weil er ungewiß
, ob die Indianer in den Missionen zugeben
rden, daß man sich der bey ihnen befindlichen
suiten, als ihrer geistlichen Väter und Obern,
ächtigte: so schrieb er an die Missionen, man
ihm aus jeder Völkerschaft den Corregidor
Caziquen zuschicken, um gewisse sehr drin-
de königliche Befehle zu empfangen, theils
mit er von jeder Völkerschaft Geißel in Händen
e, wenn er die Jesuiten aufheben ließe, theils
durch eine gute Aufnahme zu Buenos Ayres
gewinnen. Die Jesuiten in den Klöstern wur-
aufgehoben und nach Europa geschickt, man

fand

fand aber keine große Baarschaften und Sch
bey ihnen, obwohl ihre Magazine mit allen in
dischen und europäischen Waaren reichlich
sehen waren. Nach Ankunft der Oberhäupter
indianischen Völkerschaften begab sich der St
halter Bukarely 1768 selbst in das Land der
sionen und fand gar keine Hindernisse, die kö
lichen Befehle ins Werk zu setzen und die hier
findlichen Jesuiten fortschaffen zu lassen.
Indianer in den Missionen wurden nun auf
chen Fuß, wie diejenigen in andern spanisc
Wohnplätzen, gesetzt und die Sorge für ihre g
liche Wohlfahrt wurde den Dominikanern an
trauet.

§. 87.

Grenzen. Die Landschaften Tucumann und Pa
guay grenzen gegen Mitternacht an Peru
an das Land der Amazonen; gegen Morgen
Brasilien und das Nordmeer, welches man
auch das paraguayische Meer nennet; gegen
tag an das magellanische Land, und gegen Ab
Größe. an Chili. Tucumann ist ohngefähr 160 Me
lang und 90 Meilen breit; Paraguay aber
trägt in die Länge auf 300, und in die Br
Witterung. 200 Meilen. Die Witterung ist zwar versc
den und in einigen Gegenden kälter, in and
wärmer; aber doch überhaupt feucht, gemä
und gesund. Der Erdboden ist einer der fru
barsten in der Welt, weil er durch eine Me
von Flüssen und angenehmen Bächen gewäs
Produkte. wird. Es wächset darauf ungemein fettes Gr

getreyde und allerley inländische und europäische Gewächse, Indigo, Zucker, Taback, Piment, Ipecacuana und andere Apothekerwaaren. Die vornehmsten Früchte, womit man Handlung treibt, sind Baumwolle, die ungemein häufig sind und woraus die Indianer Zeuge und andere Dinge verfertigen, die auswärts verkauft werden; auch das Kraut Paraguay, welches in großer Menge nach Peru und Chile verführt wird und den vornehmsten Reichthum des Landes ausmacht. Dies Kraut ist eigentlich das Blatt eines Baumes, der die Größe eines Apfelbaums hat und dessen Blätter die Gestalt der Orangeblätter haben. Man gebraucht es so, daß man auf die trocknen zu Pulver geriebenen Blätter siedend Wasser gießet, wozu man etwas Zitronensaft thut. Man trinkt es vermittelst eines Rohrs, und lässe es lange ziehen zu lassen; denn sonst wird es schwarz als Dinte. Die Spanier behaupten von diesem Kraute ein Verwahrungsmittel wider alle Arten von Krankheiten zu haben. Hat man sich daran gewöhnet, so kostet es Mühe es mäßig zu nehmen, und im Ueberflusse genommen verursacht es eben solche Berauschungen, wie abgezogne starke Wasser. Der Ueberfluß an mancherley Bauholz und Fruchtbäumen ist sehr groß und die europäischen sind hier vortrefflich fortgekommen. Die Ebenen sind voller Pferde, Maul- Thiere.
thiere, und Schafheerden. Besonders ist Tucumann mit Mauleseln, die stärker und besser sind als in andern Provinzen, so reichlich versehen, daß

daß sie in großen Heerden durch ganz Peru
führt werden. Die Menge der wilden Oc
ist hier erstaunend groß und man erlegt ihrer
auf einer einzigen Jagd eine unglaubliche Anz
Dazu versammeln sich die Jäger zu Pferde
großen Haufen auf einer Ebene, und jeder
eine Art von Axt, deren Schneide sichelför
ist. Der Jäger versetzt dem Ochsen damit gr
Hiebe in die Hinterläufte und zerschneidet ihm
Kniekehlen, daß er umfallen muß. Er läßt
liegen und verfolgt andere in vollem Reiten,
auf die Art soll ein einziger Mensch in e
Stunde 800 Ochsen zu Boden werfen. N
ziehet diesen Thieren die Häute ab, welche r
Europa geschickt werden, und nimmt etwa r
die Zunge und das Fett, welches letztere hier
Lande anstatt des Oels und der Butter gebra
wird; das übrige überlässet man den Raben
andern Raubvögeln, die in ganzen Wolken
beykommen. Man muß sich wundern, wie i
wilden Ochsen sich so haben vermehren kön
da die große Menge Löwen, Tyger, Bä
wilden Hunde und Katzen mit ihnen beständ
Kriege führen und jährlich so viele tausend
der Häute willen getödtet werden; sie haben
auch in neuern Zeiten sehr abgenommen.
Thier, Namens Orocomo, von der Gr
eines Hundes, hält sich in den Wäldern auf
ergreift vor einem bewaffneten Menschen
Flucht. Trifft es jemand ohne Gewehr an,
wirft es ihn zu Boden, thut ihm aber kein L
w

nn er sich todt stellet. Es bedeckt ihn mit
lättern, geht zurück in den dicksten Wald und
ingt einen Tyger mit, die Beute mit ihm zu
eilen. Ist nun indeß der Mensch entflohen, so
gt das Orocomo ein entsetzliches Geheul an.
ie Flüsse, deren Ufer mit einer Menge von Flüsse.
ögeln besetzt sind, wimmeln so wie die Seen
n mancherley Fischen. Der vornehmste Fluß
der la Plata oder Silberfluß, einer der größ-
, die man kennet. Er kommt aus dem See
rayes in Peru unter dem Namen des Para-
ay über das Gebirge Andes herunter und
rzt sich, nachdem er viele Flüsse aufgenommen,
Meer. Alle Jahre überschwemmt er die Ge-
d in einem Umfange von vielen Stunden, da
denn die Einwohner mit ihren Haabseligkeiten
Kähne setzen und darinn so lange bleiben, bis
wieder in seine Ufer getreten ist. Man findet
Paraguay viele Schlangen, Ottern und an- Kriechen-
e giftige Thiere. Von den hiesigen Schlan- de Thiere.
erzählt man Wunderdinge, und sie sind von
ungeheurer Größe, daß es deren giebt, die
n man den Erzählungen der Spanier glauben
, ganze Hirsche verschlingen. Eine Gattung
Sperlingen, in der Größe einer Amsel, ist
das Fleisch der Ottern ungemein begierig.
hackt die Otter mit dem Schnabel, und diese
rt sich durch einen Stich mit der Zunge.
lt sich der Vogel verwundet, so sucht er ein
isses Kraut, das ein vortreffliches Gegengift
und wird sogleich geheilet. Er kehrt wieder

in den Streit, und so oft er gestochen wird, nim
er seine Zuflucht zu seinem Kraute. Dies de
ert so lange, bis die Otter sich verblutet; sob
sie todt ist, frißt sie der Sperling, und wenn
fertig ist, bedient er sich wiederum seiner Arzen

Metalle. Die Berge in Paraguay enthalten Gold, Sil
und Kupfer in Menge, nach welchen aber
Jesuiten kein Verlangen zu tragen geschienen
ben, indem, so viel man weis, unter ihrer He
schaft keine einzige Grube jemals bearbeitet w
den.

§. 88.

Einwohner. Der Charakter und die Sitten der Einwoh
in Paraguay und Tucumann ist bey den versch
denen Völkerschaften verschieden. Sie sind ni

Leibesgestalt. so groß als die Europäer, haben dicke Beine u
starke Gliedmaßen. Einige haben viele Gli
maale auf ihren Körpern, die sie sich selbst in
Jugend geben, damit sie ihnen nachmals z
Beweise der Tapferkeit dienen sollen. Sie hal
runde platte Angesichter von Olivenfarbe und
Haar ist schwarz, lang und so stark als Pfer
haar. Die ansehnlichste Nation sind die Gu

Guaranies. ranies, bey denen die Jesuiten den Anfang ih
geistlichen Eroberungen machten, und wo sie
zahlreichsten und eifrigsten Gemeinen gestiftet
ben. Vorher lebten diese Völker in abgeson
ten Familien, ohne Religion, ohne Gesetze, o
gewisse Wohnplätze. Die Jesuiten fanden
fänglich 40 bis 50 Familien von diesen Inl
nern geneigt, ihren Unterricht anzunehmen.

wöhnten sie gesellschaftlich zu leben, lehrten sie
as Land bauen, Ziegel streichen, Bauholz zu-
chten und Häuser bauen. Sie ließen europäi-
es Rindvieh, Pferde, Ziegen und Schafe von
uenos Ayres kommen, das sich in kurzer Zeit
vermehrte, daß diese neuen Bürger gar bald
länglichen Unterhalt fanden. Der Friede und
Glückseligkeit, worinn diese Leute nach ihrer
ekehrung lebten, hatte eine solche Wirkung auf
e Nachbarn, daß die Mission sich nach und
ch immer weiter ausbreitete. Auch unter den
biquitos wurden viele bekehret und sieben
ecken angelegt. Die Tapes am Uragay und
iter gegen Norden die Mojos und Aripones
rten sie sich ebenfalls unterwürfig gemacht.
e Paraguayer haben natürlicher Weise wenig Verstand, man bemerkt aber an ihnen, daß sie sehr sam durch einen angebohrnen Trieb in allen Künsten, die sie erlernen, sehr geschickt sind, und die Gabe, alles was sie sehen nachzumachen, in einem hohen Grade besitzen. Man findet über-all Werkstäte von Vergoldern, Malern, Bild-hauern, Uhrmachern, Tischlern u. dergl. und so-bald die Kinder nur im Stande sind zu arbeiten, setzt man sie in diese Werkschulen und überläßt sie der Handthierung, wozu sie die meiste Neigung haben. Sie sind aber ungemein träge und lang-sam, und müssen zur Arbeit getrieben werden, be-sonders die Guaranies, welche auch so gefräßig sind, daß man ihnen im Anfange nicht einmal die Ochsen, womit sie ackerten, anvertrauen durfte,

Ihr Cha-rakter.

aus Furcht, sie möchten sie todtschlagen und a
fressen. Uebrigens besitzen sie große Unschuld u
Einfalt, sind von vielen Lastern, auch von He
Neid und andern Leidenschaften frey. Gegr
ihre Väter die Jesuiten hatten sie ungemei
Scheu und Ehrerbietung, sie leisteten ihnen
allem willigen Gehorsam und unterwarfen s
ihren Züchtigungen mit größter Gelassenheit.

§. 89.

Kleidung. Die Kleidung der christlichen Paraguayer
steht in einem Kamisole, in Beinkleidern auf s
nische Art gemacht, und in einem Ueberrocke v
baumwollenen Zeuge, der bis auf die hal
Beine hinuntergeht. Nur die Officiers und
dere angesehene Personen sind um die Füße
kleidet. Die alltägliche Kleidung ist weiß,
Farbenkleider werden nur an Festtagen getrag
Die Weiber haben Hemden ohne Aermel, die
auf die Fersen gehen, einen Gürtel und ei
Mantel mit Aermeln, der so lang ist als
Hemde, und den sie nur ablegen, wenn sie
dem Felde arbeiten. Ihre langen schwarzen Ha
lassen sie fliegen und um die Stirne haben sie
festzusammengezogenes Tuch, daran sie allerh
Lasten binden, welche sie auf den Achseln ru

Wohnungen. lassen. Die christlichen Dörfer sind ohne
Kunst gebauet, aber weitläuftig, wohlgele
die Gassen nach der Schnur gezogen, die Hä
gleichförmig, von Rohr zusammengemacht
mit Ziegeln gedeckt. Sie haben nur ein St
werk auf der Erde, welches aus einem viereck

S

aale bestehet, worinn die ganze Familie wohnt. er Marktplatz ist in der Mitte und an diesem het die Kirche und das Zeughaus. Jeder Fa- lie ist ein gewisses Stück Land angewiesen, rauf sie das nothwendigste erbauen. Die mun- sten sind zu Aufsehern bestellet, die die Felder chgehen und untersuchen müssen, ob sie ge- ig bestellt sind und ob die Viehzucht wohl be- gt wird. Ob sie nun gleich alle fleißig seyn ssen, so wird doch keiner reich; denn die Ein- fte ihrer Aernte werden in die Vorrathshäuser efert, woraus ihnen das nöthige, einer jeden milie verhältnißmäßig, zugetheilt wird. Es aber ungewiß, ob diese Verfassung unter ihnen h bestehet, seitdem die Jesuiten fortgeschafft rden. Denn diese hatten alle Begriffe des enthums vernichtet, und außer dem Pater st besaß niemand etwas, das er sein eignes nen konnte; er durfte sich nicht einmal unter- en, eine Ente oder ein Küchlein, das er in sei- n Hofe aufgezogen hatte, zu schlachten. Außer en besondern Ländereyen gab es noch solche, der ganzen Gemeine gehörten, wovon die künfte zur Unterhaltung der Kirchen, für die anken und für die, so man in den Krieg schickte, ewendet wurden. Der Ueberschuß von allen chten des Landes, welchen vernünftige Spa- auf 4 Millionen Stück von Achten geschätzt en, gehörte den Jesuiten und wurde nach rdua oder Santa Fe geschickt, wo die Gesell- ft einen Generalprokurator hielt, der für das, Ackerbau.

was ihr gehörte, Sorge trug, und so oft sich E
legenheiten darboten, ihre Reichthümer nach E
ropa schickte. Die Werkstäte zu Verfertigu
der Zeuge und Kleider waren beysammen in eine
großen Hofe neben dem Hause und unter A
Manufakturen. sicht der Jesuiten. Hier waren eine Menge W
ber, die beständig Leinwand und baumwolle
Zeuge machten, welche auch in öffentliche M
gazine kamen, woraus eine jede Familie das
nöthigte zur Kleidung empfieng. Die Arbeit
Weiber war eben so ordentlich eingerichtet,
der Männer ihre. Zu Anfang der Woche thei
man eine gewisse Menge Wolle oder Baumwo
unter ihnen aus, die sie des Sonnabends fer
gesponnen liefern mußten. Die Jesuiten gest
Handlung. teten ihnen keinen unmittelbaren Handel mit
Spaniern oder andern indianischen Nation
sondern sie schickten ihre Waaren, die hauptsä
lich im Paraguaykraute, Baumwolle und Wa
bestehen, nach Santa Fe und Buenos Ayr
und ließen dafür die europäischen und and
nöthigen Waaren zurückkommen, womit sie
Indianer nach Nothdurft versorgten.

§. 90.

Gottesdienstliche Verfassung. In jeder Reduktion oder Flecken waren
dentlicher Weise zween Jesuiten, davon der ält
Pfarrer und der andere sein Vikarius war. D
zween Priester und sechs Knaben, die ihnen di
ten und zugleich zum Dienste der Kirche gebrau
wurden, machten in jeglichem Flecken zusamm
eine Art von einem kleinen Kollegio aus, wor

le Stunden und Uebungen eben so ordentlich
ngerichtet waren, als in den Jesuiterkollegien
großen Städten. Die Pfarrer waren den
yeen Superioren der Missionen und dem Pro-
nzial der Gesellschaft untergeben, welche von
it zu Zeit alle Flecken visitirten, und dabey mit
gemeiner Pracht und Ehrerbietung allenthalben
geholt und begegnet wurden. Ihre Kirchen
d geräumig, gut gebaut und so prächtig ge-
mückt, daß sie den reichsten und kostbarsten in
ru nichts nachgeben. Alle Einwohner eines
eckens waren verbunden, täglich in die Messe
gehen, und des Abends rief sie eine Glocke in
Kirche, den Rosenkranz zu beten. Um wäh-
d dem Gottesdienst Ordnung zu erhalten, wa- Kirchen-
die Kinder, die Knaben und Mädchen, die zucht.
achsenen Manns- und Weibspersonen an be-
dere Oerter gestellet, und jede Klasse hatte ihre
ene Aufseher, welche auf der Stelle diejenigen
Ruthenstreichen züchtigten, die sich nur ein
nig von der gehörigen Bescheidenheit und Ehr-
cht entfernten. Gewisse eifrige und unbeschol-
e Leute mußten auf den Lebenswandel der Neu-
ehrten Achtung geben, und wenn sie erfuhren,
jemand einen Fehler begangen hatte, so zogen
ihm ein Pönitentenkleid an und führten ihn in
Kirche. Der Jesuit verurtheilte ihn, auf öf-
tlichem Markt gepeitscht zu werden, und der
emüthigte Sünder mußte die Hand und die
uthen küssen, die ihn geschlagen hatten. Ein
ittel, die Andacht der Paraguayer zu unter-

Musik. halten, war die Einführung der Kirchenmu
Weil sie ein natürliches Geschick zu dieser Ku
hatten und die Jesuiten für die Ausbesserung d
selben Sorge trugen, so war ihre Vokal- und I
strumentalmusik nicht zu verachten. In jed
Gemeine war eine Kapelle von Tonkünstler
welche die schwersten Stücke, die die Jesuiten a
Europa kommen ließen, aufführten. In al

Schulen. Flecken fand man Schulen, worinn die Knab
lesen und schreiben lernten. Sie wurden au
in der Musik und im Tanzen unterrichtet,
einige, die Lust dazu hatten, lernten sogar la
nisch. Wuchsen sie heran, so wurden sie in
Werkstäte gebracht, welche für allerley Künst
und Handwerker in einem Hofe des Hauses
Pfarrers befindlich waren, wo ein jeder
lernte, wozu ihn seine Neigung trieb. Ein je

Beaterium Flecken hatte auch ein Beaterium oder Ha
in welches man solche Weibspersonen brach
welche eine üble Lebensart führten. Zum Un
halt dieses Hauses, der Waisen, der alten
unvermögenden Leute, mußte alles Volk aus
lichem Flecken ein gewisses Getreydefeld bear
ten, welches der Gemeindeacker hieß, und
von den Einkünften desselben übrig blieb, wu
zum Kirchenschmuck angewendet.

§. 91.

Weltlich Regiment. Nicht nur in geistlichen, sondern auch
weltlichen Sachen war der Pfarrer des Kir
spiels der Höchste, von dessen Entscheidung m
sich auf kein höheres Gericht berufen durfte. Un
in

m wurden ihre Caziquen oder Vorgesetzte er-
ennt, ingleichen die Unterbediente und selbst die
riegsbefehlshaber erhielten von ihm ihre Be-
hle. Er wohnte in einem ansehnlichen Hause,
s aus verschiedenen Zimmern bestund, die nach
n verschiedenen Amtsgeschäfften des Besitzers
gerichtet waren. Des Morgens, nach ge-
bter Privatandacht, gab er allen Gehör, die
end einige öffentliche Angelegenheiten mit ihm
zuhandeln hatten. Gegen Mittag verhörte er
Beichten, welches der Hauptpfeiler war, auf
elchem seine Herrschaft ruhete. Des Nachmit-
gs gieng er aus und untersuchte die öffentlichen
d Privatangelegenheiten seines Kirchspiels, und
gen Abend katechisirte er und redete über mora-
he Materien, wobey die Einwohner wechsels-
eise zuhören mußten. So einfältig und mäßig
ne Lebensart war, so stolz bewies er sich gegen
ne Unterthanen. Er erhielt sie in großer Ent-
nung, er ließ sogar ihre obrigkeitlichen Perso-
n vor seinen Augen mit Schlägen strafen, und
ch den angesehensten Mann seinen Pantoffel
ssen, welches er ihm als die höchste Ehre, die
nur wünschen konnte, anrechnete. Hiezu kam
ch, daß er alle Begriffe des Eigenthums ver-
chtete, indem, außer dem Pater selbst, niemand
was besaß, das er sein eignes nennen konnte.
edes Dorf hatte eben die Justiz- und Polizeybe- Justiz-
enten wie die spanischen Städte, einen Gover- wesen und
dor, Regidoren und Alcalden, die das Volk Polizey.
wählte und der Pfarrer bestätigte. Es war

ihnen aber untersagt, jemanden zu bestrafen, ob es zuvor dem Pfarrer zu melden, damit er d Verbrechen untersuchen konnte. Fand er d Angeklagten strafbar, so erlaubte er ihn zu grei und sogleich zu strafen. Manchmal legte m ihn einige Tage ins Gefängniß, oder man l ihn fasten, und wenn das Verbrechen groß w so gab man ihm Peitschenhiebe. Eine gröss Strenge war bey diesen Indianern nicht nöth weil man gleich bey Errichtung der Missionen e so gute Ordnung unter ihnen eingeführt hat daß sie Mord und andere schwere Verbrechen v abscheuen. Vor der Strafe gieng eine Rede i Pfarrers vorher, wodurch der Strafbare von Gerechtigkeit seiner Strafe überzeugt wurde, daß er sie mit demüthiger Unterwerfung dulde Die Indianer hatten daher ungemeine Ehrerb tung und Furcht vor ihren Pfarrer. Dieser ha auch heimliche Kundschafter, die ihm von all was eine schleunige Abänderung erforderte, aug blicklich Nachricht gaben. Ein jeder Einwohn mußte des Abends zu einer gesetzten Stunde Hause seyn; denn zu der Zeit fieng die Scha wache ihren Umgang an und machte die Runde ganze Nacht hindurch. Man nahm lauter P sonen dazu, auf die man sich verlassen konnte, u sie wurden alle 3 Stunden abgelöset. Alle ge

Jährliche Versammlung der Jesuiten.

liche Väter der Missionen versammelten sich jä lich einmal und berathschlagten sich über die besi Maaßregeln zur Beförderung der gemeinsch lichen Angelegenheiten der Mission, zur Einfü

ruj

ng neuer Gesetze, oder zur Abschaffung alter, nchdem es die Umstände erforderten. Dies war e höchste Versammlung, worüber weder der Kö- g von Spanien, noch der Pabst selbst einige Ge- alt hatte. Vor dieser Rathsversammlung wur- n die Caziquen zur Verantwortung gezogen und n derselben erhielten sie die Befehle, welche die ission überhaupt betrafen; in solchen Angelegen- ten aber, die ihre besondere Kirchspiele angien- n, hiengen sie gänzlich von ihrem vorgesetzten riester ab. Ein wichtiger Punkt der Berath- lagungen war, die Fremden abzuhalten, von m Zustande der Mission einige Nachrichten zu kommen, und den Indianern zu verbieten, die nische Sprache zu erlernen. Unter dem Vor- nde, daß der Umgang mit den Spaniern die tten der Indianer verderben und ihnen an ih- Seligkeit hindern möchte, hatten sie vom Kö- ge ein Verbot erhalten, daß kein Spanier in Missionen kommen durfte. Hatte sich aller orsicht ohngeachtet doch ein Fremder einge- lichen, so ließ ihn der Pater, in dessen Kirchspiel kam, sogleich in sein Haus kommen, wo er n zwar gut begegnete, ihm aber gar keine Frey- t ließ. Die Indianer mußten ihre Thüren und nster verschließen und sich so stille halten, als sie befürchteten, daß das Anschauen eines emden ihnen die Pest verursachen würde. Bey ker Gelegenheit schickte man ihn unter Beglei- ng eines Haufens Indianer fort, deren keiner er ein Wort von irgend einer europäischen

Sprache

Sprache verstund. Solchergestalt war es schle
terdings unmöglich, etwas mehr als eine sup
ficielle Nachricht von dem Zustande der Missi
zu erhalten.

§. 92.

Kriegsstaat. Der Kriegsstaat der Jesuiten in den Miss
nen war fürchterlich. Unter dem Vorwand
die Neubekehrten wider die Angriffe der Portug
sen und heydnischen Indianer zu sichern, wußt
sie vom Könige in Spanien die Erlaubniß zu
halten, die Neubekehrten zu bewaffnen und in d
Waffen zu üben. Diejenigen, welche tüch
waren, die Waffen zu führen, wurden in jeglich
Flecken in verschiedene Compagnien eingeth
und hatten ihre ordentlichen Befehlshaber. S
dieneten theils zu Fuß, theils zu Pferde, und w
den wie bey den Schweizern an Sonn- und Fe
tagen in den Waffen geübt. Der ganze Krieg
staat soll aus etwa 60000 Mann unter d
Kommando verschiedener Generals bestanden h
ben. So oft aber ein Heer von diesen Trupp
zu Felde zog, so oft übernahm einer von den h
ligen Vätern das Hauptkommando; denn es w
bey ihnen ein Grundsatz, von dem sie niem
abwichen, daß sie ihren Indianern weder
Kriege noch im Frieden verstatteten, irgend eini
Oberherrschaft als die ihrige zu erkennen. Di
Soldaten wurden in ungemein guter Kriegszu
gehalten, und sie verstunden nicht nur mit ihr
Flinten und Bajonetten gut umzugehen; sonde
sie wußten auch mit ihren Schleudern Stei
ol

er Kugeln, 4 bis 5 Pfund schwer, mit er-
unlicher Gewalt und bewundernswürdiger Ge-
icklichkeit zu werfen. Sie wurden zur Be-
ützung der Missionen gegen die Portugiesen,
vormals Einfälle zu thun pflegten, gegen die
dnischen Indianer und besonders gegen die
uliſten oder Mammelucken in Brasilien ge-
ucht. Allein die Jesuiten machten noch einen
dern Hauptgebrauch von diesen Truppen, der
inn bestand, daß sie von denselben das Land
chstreichen ließen, um die Spanier und an-
e Fremde abzuhalten, damit sie sich nicht in
Gegenden der Missionen einschlichen. Ohn-
chtet die Jesuiten zum Schein die Oberherr-
aft des Königs von Spanien erkannten, und Einkünfte
Missionen der Gerichtsbarkeit des Statthal- des Königs.
s von Buenos Ayres unterworfen waren; so
te er doch wenig oder gar keine Einkünfte von
sen großen und reichen Ländern. Sie mußten
ar für einen jeden Kopf unter ihrer Gerichts-
keit einen Thaler zahlen, welche Kopfsteuer
e ziemliche Summe betragen haben würde:
ein sie hatten Mittel gefunden, dieser Steuer
entgehen. Erstlich machten sie dem Statthal-
von Buenos Ayres ansehnliche Geschenke, und
lten ihn ab, die Mission zu besuchen, und die-
gab ihnen Gelegenheit, die Kopfsteuer um ein
ittel niedriger anzusetzen, als es seyn sollte. Her-
ch sorgten sie dafür, daß auch dieses nicht be-
lt wurde. Denn da sie zuweilen Truppen zum
enst des Königs liefern mußten, während wel-

cher

cher Zeit sie dafür Sold erhielten, so wußten e
es bey dem Statthalter dahin zu bringen, daß
ihnen ein Zeugniß gab, diese Truppen wä
dreymal zahlreicher, als sie wirklich waren, u
auf solche Weise gieng die Rechnung auf.

§. 93.

Chirigua-nes. Die Missionen in Paraguay sind überall
heydnischen Indianern umgeben, die theils
den Einwohnern der Flecken in Freundschaft leb
theils sie beständig mit ihren Streifereyen bed
hen. An den Ufern des Flusses Pilco-Ma
wohnen die Chiriguanes, welche ein stolz
unbeständiges und wildes Volk und unversöl
liche Feinde der Christen sind. Sie haben
meiniglich nicht mehr als eine Frau, lesen a
die jüngsten Mädchens unter ihren Gefange
aus und brauchen sie als Kebsweiber. Sie s
natürlicher Weise lustig, scherzhaft, voller Feu
verzagt, wenn sie Widerstand finden, und un
träglich übermüthig, wenn man sich vor ihr
fürchtet. Das sonderbarste ist, daß sie von ein
Tage zum andern nicht einerley Menschen s
Heute sind sie ganz vernünftig und lassen gut
sich umgehen; morgen sind sie ärger als die Ty
in den Wäldern. Man erhält alles von ihn
wobey sie ihren Nutzen sehen; wenn sie a
nichts zu hoffen haben, ist jeder Mensch ihr Fei
Ordentlich gehen sie nackend, haben aber Bei
kleider, welche sie, wie die Franzosen die Hü
unter dem Arm tragen. Sie sind sehr abergl
bisch, erschrecken vor einem Traume, geben a
u

glückliche Tage Achtung, halten diese und jene
hl verdächtig, und beunruhigen sich wegen des
schreyes gewisser Thiere. Ein Sterbender ur-
ilet von der Liebe, die seine Familie zu ihm
gt, durch das entsetzliche Geschrey und Geheul,
seine Verwandten um sein Bette herum
chen, in dem Augenblicke, da er verscheiden
l. Diese fürchterliche Musik befördert oft den
d des Kranken.

Die Chiquitos, die nächsten Nachbarn der Chiquitos.
iriguanen haben eine ungemeine Leibesstärke,
abgehärtetes Temperament und eine dauer-
te Gesundheit. Dies kommt von ihrer Lebens-
her, indem sie in freyer Luft leben, mehren-
ls nackend gehen und zu ihrem Bette die Erde,
he Baumblätter oder eine elende Matte haben.
gen der Mosquitos, womit das Land beson-
s in den Regenmonaten angefüllet ist, sind
Thüren ihrer Hütten so niedrig, daß sie nur
dem Bauche hindurchkriechen können, daher
Spanier sie Chiquitos, d. i. sich klein-
hende Leute nennen. Sie sind herzhafte Leute,
ey von guter Gemüthsart und nicht so wild,
die Chiriguanen, und mehr geneigt die christ-
Religion anzunehmen, wie denn die Jesui-
unter ihnen schon sieben Reductionen angerich-
hatten. Sie essen ohne den Hunger zu er-
ten, ohne sich an gewisse Stunden zu binden,
e eine Wahl in ihren Speisen zu machen und
e für den andern Tag zu sorgen. Vom May
in den December wird ihr Land durch ihre

Flüsse

Flüsse überschwemmt, und wenn sich die Wa
verlaufen haben, besäen sie die dadurch fruchtl
gemachten Felder mit Maiz und allerley Wurze
Sonst beschäfftigen sie sich mit der Jagd in ih
Wäldern, die mit allerley Wildprett und wil
Thieren angefüllt sind, und mit der Fischer
Sie wissen einen gewissen bittern Teig zu mach
der die Fische berauscht, so daß sie oben auf
Wasser kommen, wo sie sie mit leichter M
fangen. Von Krankheiten wissen sie fast
nichts, und wenn sie ja krank werden, so ha
sie nur eine Heilungsart, nämlich sie lassen
Theil, wo der Schmerz sich äußert, aussaug
und dies geschiehet von einem Caciquen, der
durch ein großes Ansehen bey der Nation err
bet; denn stirbt der Kranke, so liegt die Sch
an ihm, wird er wieder gesund, so ist der Ru
dem Arzte.

Guanoas. Die Guanoas, welche ohngefähr hun
Meilen von den Missionen wohnen, sind
liederliches Volk, das von Natur zum Mü
gang und Faullenzen geneigt ist. Sie ba
nicht einmal das Land zu ihrem eigenen Un
halte, sondern sie leben von demjenigen, was
erjagen können. Sie können sehr schwer
Christenthum gebracht werden, theils weil sie
freches ungebundnes Leben sehr lieben, theils
weil sich viele Mestizen und einige Spanier u
sie gemenget haben, welche wegen ihrer Ue
thaten aus den christlichen Flecken entflohen s
und sich durch dieses Mittel der Strafe zu en

suchen. Dennoch sind die Missionarien un: sie gegangen und haben einige dahin gebracht, ihre Flecken zu kommen und die christliche Re: on anzunehmen. Gleiche Bewandniß hat es den Charruas, welche zwischen den Flüssen rana und Uraguay wohnen.

Die Tscharos haben von den Menschen fast nts als die Gestalt. Sie sollen bey dem Tode r Verwandten eine lächerliche Gewohnheit be: chten. Stirbt jemand, so sind alle seine näch: Verwandten verbunden, sich die Spitze eines gers, oder wenn sie eine desto größere Betrüb: anzeigen wollen, den ganzen Finger abzu: eiden. Fügt es sich, daß so viele Personen ben, daß die Hände gänzlich verstümmelt wer:, so kommen die Füße daran, und es werden iel Zehen abgeschnitten, als der Tod Ver: ndte wegnimmt.

Einwoh: ner von Chaco.

Die Indianer in der Landschaft Chaco haben z andere Gesichtszüge, als die meisten Men: n gemeiniglich haben, und die Farben, wo: sie sich bemalen, geben ihnen ein schreckliches ehen. Sie sind ungemein lebhaft, haben aber t die geringste Fähigkeit des Geistes, etwas egreifen, was nicht in die Sinne fällt. Die sten gehen nackend und tragen nur einen Gür: on Rinde, woran Vogelfedern hängen, um Leib. An ihren Festen tragen sie eine Mütze dergleichen Federn auf dem Kopfe. Im nter bedecken sie sich mit einer Kappe von ziem: gut zubereiteten Fellen, die mit verschiedenen

Figuren geziert sind. Die Weiber zerstechen s
das Gesicht, die Brust und die Arme, und i
ses thun die Mütter ihren Töchtern, sobald
gebohren werden. Bey einigen Völkerschaf
reißen sie auch den Kindern die Haare sechs F
ger breit über die Stirne aus. Viele von die
Völkern schweifen herum und haben alle ihr Ha
geräthe bey sich, welches eine Matte, ein Ham
und eine Kalebasse ist. Andre wohnen in Fleck
die aus elenden Hütten von Baumzweigen,
Grase gedeckt, bestehen. Ein jeder Flecken
seinen Caciquen, allein diese Oberhäupter hal
keine andere Gewalt, als welche sie durch ihre p
sönliche Eigenschaften erhalten können. Sie s
ungemein wild, lasterhaft, treulos und der Tr
kenheit ergeben. Sie haben keine andere Besch
tigung als den Krieg und das Plündern, und s
fast alle Menschenfresser. Bey den Spani
haben sie sich wegen ihrer Blutbegierde und n
mehr wegen ihrer Ränke, deren sie sich bedien
sie zu überfallen, sehr furchtbar gemacht. A
den sie überfallen, so macht sie die Verzweiflu
äußerst grimmig und denn verkaufen selbst Wei
personen ihr Leben sehr theuer. Ihre Waf
sind Bogen, Pfeile und eine Lanze von hart
Holze, die 15 Spannen lang und an der Sp
mit einem Hirschhorn versehen ist. Machen
einen Gefangenen, so sägen sie ihm mit ein
Fischkinnbacken den Hals ab, und denn ziehen
ihm die Haut vom Kopfe, welche sie als De
maale des Sieges aufheben und womit sie bey

n Festen prangen. Sie sind ungemein geschickte
eiter, und es hat die Spanier oft gereuet, daß
diese Gegenden mit Pferden besetzt haben. Ihre
dten begraben sie da, wo sie gestorben sind,
cken einen Pfeil auf das Grab und hängen den
rnschädel eines Feindes, vornehmlich eines
paniers dabey.

§. 94.

Die Sitten der Völker, welche die spanischen Spanische Kolonien.
lonien in Paraguay ausmachen, kommen mit
übrigen Errichtungen des südlichen Amerika
kommen überein. Die Einwohner bestehen
Europäern, Kreolen, Schwarzen, India-
n und aus Leuten von vermischtem Geblüte.
Geistlichen und Mönche sind ungemein zahl-
, und in allen ein wenig ansehnlichen Städten
in Bischof, ein Kapitul, ein Seminarium,
Hospital und einige Klöster. Die Städte
den von Corregidores und Alcaldes und an-
gewöhnlichen Magistratspersonen regiert.
z Tucumann und Paraguay sind der Ge-
sbarkeit der Audiencia Charcas in Peru un-
orfen und werden von den Statthaltern zu
nta Cruz de la Sierra, zu S. Jago del
ero in Tucumann, zu Assumtion in Para-
und zu Buenos Ayres regiert, welche aber
unter dem Unterkönige in Peru stehen.

Das VIIII. Hauptstück.

Vom magellanischen Lande.

§. 95.

Geschichte. Dieses Land führet seinen Namen von d Erfinder desselben, Ferdinand Mag lan, einem Portugiesen. Aus Misv gnügen über eine ihm verweigerte kleine Zul zu seiner Besoldung verließ er die portugiesisc Dienste, und begab sich zum Kaiser Karl V. er beredete, daß, nach dem mit Portugall we der Entdeckungen gemachten Vergleich, die lukkischen Inseln zu Spanien gehören müßt Er erbot sich, einen Weg nach diesen Inseln der Abendseite ausfündig zu machen, weil er Vereinigung des Nordmeers mit dem Südm vermuthete. Er hatte bemerkt, daß das Land von Amerika gegen Süden sich in eine Spitze endigte, wie Afrika; daher er sch daß beyde Meere am äußersten Ende von zusammenstoßen, oder doch wenigstens durch Meerenge zusammenhängen würden. Der ser gab ihm 5 Schiffe, mit welchen Magellan Jahre 1519 in diesem Theile des südlichen A rika ankam, der seinen Namen erhielt. Er deckte die nach ihm benannte Meerenge, glücklich in die Südsee und nahm für die K Spanien von den philippinischen Inseln B wurde aber hier erschlagen. Eins von se

Schi

schiffen, Victoria genannt, kam um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Spanien rück und vollendete also die erste Reise um die Welt. Die zurückgekommenen Gefährten des Magellans legten den Einwohnern des magellanischen Landes, welche sie Patagonen nannten, die riesenmäßige Gestalt und eine Länge von 9 bis 10 Fuß bey. Andere Reisende, nicht nur Spanier, sondern auch Franzosen, Holländer und Engländer, haben diese Erzählung häufig bestätigt, und das Daseyn der Riesen in diesem Lande ist mehr als 100 Jahre hindurch behauptet worden. Allein seit einem Jahrhundert haben sich auch die geschicktesten Seefahrer vereiniget, diese Riesen zu läugnen, und das, was ihre Vorgänger davon gesagt haben, entweder der Furcht zuzuschreiben oder einer natürlichen Neigung, die gewissen Leuten eigen ist, gern abentheuerliche Dinge zu erzählen. Das wichtigste Zeugniß in dieser Absicht ist des berühmten Engländers Johann von Narborough, welchen der König Jakob II. von England nach den magellanischen Ländern schickte, um genauere Kenntniß davon einzuziehen. Dieser versicherte ausdrücklich, daß die Leute dieses Landes nicht größer wären, als die Europäer, und daß, ohngeachtet er an zwanzig verschiedenen Orten mit ihnen zu thun gehabt, er niemals einen Patagonen von vorzüglicher Größe unter andern Menschen angetroffen habe. Die neuesten Reisenden, welche den Patagonen eine außerordentliche Größe beylegen, sind der Kom-

modore Byron, welcher auf seiner Reise um
Welt im Jahre 1764 hier gewesen, und
Hauptmann Wallis, welcher ebenfalls auf
ner Reise um die Welt im Jahre 1766 d
Küste besucht hat. Beyde streitige Meynun
lassen sich vereinigen, wenn man annimmt,
diejenigen, die das Daseyn der Riesen verneir
nur von den Wilden reden, die auf der östlic
und westlichen Küste des magellanischen Lan
wohnen, die andern aber nur auf die Patago
sehen, welche ihren Siß im Innersten des Lan
haben, und nur von Zeit zu Zeit an das
kommen. Da dieses furchtsame Volk durch
öftere Ankunft europäischer Schiffe vielleicht
wogen worden, die Ufer des Meeres zu verla
und sich in die Gebirge zu flüchten; so kann
ses die Ursach seyn, warum man in neuern Ze
wenigere von ihnen gesehen hat, als ehemals,
dies kann den Argwohn benehmen, den
wegen der Aufrichtigkeit sowohl der alten N
richten, als der Erzählung der neuesten Re
den, welche man nicht mit Grunde einer Unw
heit beschuldigen kann, hegen könnte. Die S
nier hatten sich unter dem Pedro Sarmie
auf der Küste dieses Landes niedergelassen, und
Städte Nombre de Jesus und Ciudad
Rey Phelipe angelegt. Weil sie aber die
suchten Schätze hier nicht fanden, so sind
Pflanzörter bald wieder verlassen worden,
seitdem hat keine europäische Nation begeh
sich in diesem Lande zu setzen, wiewohl es ö

n den durch die magellanische Straße segeln-
n, Schiffen besucht worden.

§. 96.

Das magellanische Land nimmt die unterste Grenzen.
pitze von Südamerika ein, und grenzet gegen
itternacht an Tucumann und Paraguay; gegen
orgen an das magellanische Meer; gegen Mit-
an die magellanische Meerenge, und gegen
end an das Südmeer und an Chili. Seine
nge wird von Mitternacht gegen Mittag auf Größe.
0, und die größte Breite von Abend gegen
orgen auf 120 Meilen geschätzt. Das Land
ungemein kalt und der Erdboden unfruchtbar. Beschaf-
ist, besonders nach der magellanischen Straße fenheit.
mit hohen rauhen Felsen besetzt und giebt
en unangenehmen und fürchterlichen Anblick.
ese Gegenden sind durchgängig sandig; doch
einigen Hügeln untermischt, die mit einem
zen groben Grase bedeckt sind und mit Gesträu-
n, deren aber keines so groß ist, daß man den
iel eines Beils daraus hauen könnte. Die
iere, die hier angetroffen werden, sind Pferde, Thiere.
dvich, Guanicoes, Hasen und Füchse. Das
anico ist ein Thier, welches an Größe, Ge-
t und Farbe einem Rehe ähnlich siehet; es hat
r einen Höcker auf dem Rücken und keine Hör-
oder Geweihe. Von Vögeln giebt es Strau- Vögel.
, Geyer, Falken, wilde Gänse, Rebhühner,
nders Penguinen, in großer Menge. Diese
gel, von denen eine Insel, wo sie häufig an-
roffen werden, den Namen führet, sind groß

und wiegen wohl 16 Pfund. Sie haben ein Rabenschnabel, dicken Hals, schwarzen Rück und weißen Bauch, kleine Flügel und schwa Gänsefüße. Sie schwimmen sehr geschwin mit den Flügeln, fressen Fische und haben e wohlschmeckendes Fleisch, aber eine dicke Ha Sie wohnen in Höhlen und sitzen meistens vi in einer Höhle beysammen, und diese ist so t daß man bis über die Knie hinunterfallen ka

Fische. Die Flüsse enthalten schmackhafte Fische in gro Menge, und an den Ufern des magellanisch Meeres werden allerley Fische, Muscheln u Seekälber häufig angetroffen.

§. 97.

Patagonen Die Patagonen sind nach Byrons B schreibung meistentheils 9 Fuß hoch und ein

Leibesgestalt. noch höher; denn ob er gleich volle 6 Fuß ha und auf den Zehen stand, so konnte er doch ein von diesen Indianern, der noch nicht der grö war, nur eben bis auf den Kopf reichen. A den Weibern giebt er eine Länge von 7 bis 8 F Bougainvilles hingegen, der im Jahre 17 hier gewesen, behauptet, daß der größte v denen, die er gesehen, noch nicht völlig 6 F hoch gewesen sey, ob er wohl zugiebt, daß eine riesenförmige Bildung und Ansehen geh hätten. Sie haben einen großen Kopf, ein außerordentlich breiten Rücken und plumpe Gli maßen. Sie sind dabey stark, wohl beleibt u haben ein festes Fleisch und starke Nerven. M siehet, daß es Menschen sind, die nach der s

p

in Natur leben, nahrhafte Speisen genießen
nd dadurch den höchsten Grad des Wachsthums
nd der Stärke, deren der menschliche Körper
hig ist, erreicht haben. Ihre Gestalt ist übri-
ns nicht unangenehm und bey einigen ganz
tig. Das Gesicht ist von runder Form, aber
was platt, die Augen lebhaft, die Zähne un-
mein weiß, aber sehr breit. Ihre Farbe ist,
e durchgehends bey allen Amerikanern, die
upferfarbe. Sie haben lange schwarze Haare,
hnahe so stark als Schweinsborsten, welche sie
ten zusammenbinden. Sie bemalen den Leib
t verschiedenen Farben, so daß er die abscheu-
yste Figur vorstellet. Um beyde Augen malen
einen großen Rand, doch nicht von einerley
rbe, sondern weiß und schwarz, oder weiß und
h, oder roth und schwarz. Der übrige Theil
Gesichts ist mit Streifen von verschiedenen
rben bestrichen. Sie schienen nichts wildes Charakter.
sich zu haben, und waren sowohl gegen die
anzosen als Engländer sehr freundlich und fried-
tig, und unter sich schienen sie in großer Einig-
t zu leben. Sie bezeugten ein großes Wohl-
allen an der rothen Farbe, und die Glasknöpfe
d Bänder, die man ihnen austheilte, waren
ien angenehm; doch bemerkte man kein Mis-
gnügen und keinen Neid bey denen, die nichts
amen. Sie waren dem Anschein nach sehr
fgeräumt, welches sie durch öfteres Singen be-
igeten. Sie bewiesen sich gegen alles sehr
ichgültig, und bey Erblickung der Schiffe äußer-

ten sie weder die Neubegierde, noch die Verwu
derung, welche die Mannichfaltigkeit von Geg
ständen, die für sie eben so neu als bewunderu
würdig sey mußten, wahrscheinlicher Weise
ihnen hätten erwecken sollen. Der Anblick
Spiegel vergnügte und beschäfftigte sie, und d
schien es, als ob er sie wenig befremdete. V
allem was ihnen in die Augen fiel, schienen
nur die europäische Kleidung zu verlangen. J

Kleidung. Kleidung bestehehet in einem Fell, das
Schaam bedeckt, und in einem Mantel von G
nicofellen. Sie nähen diese Felle in gro
Stücken zusammen, die ohngefähr 6 Fuß l
und 5 Fuß breit sind: diese wickeln sie mit
rauhen Seite einwärts um den Leib und bef
gen solche alsdenn vermittelst eines Gürtels.
lassen aber insgemein das Stück, das die Sch
tern bedecken soll, herunterhängen und geh
des rauhen Klimas ohngeachtet, mit dem O
leibe beständig nackend, weil sie die Gewohn
unstreitig gegen die Kälte unempfindlich ma
Einige unter ihnen tragen auch was die Spa
ein Pancho nennen, nämlich ein viereckiges
aus dem weichen Haar der Guanicos verfertig
Stück Tuch, in welches ein Loch für den K
eingeschnitten ist, der Rest desselben hängt alsd
vom Halse rings um den Leib bis auf die K
herab. Sie tragen auch Halbstiefeln von Pfe
fellen, die vorne von der Mitte des Beins
an die Spanne des Fußes und hinten bis u
die Ferſen reichen, der übrige Theil des Fu

ganz bloß. An jedem Absatz ist ein kurzes ßiges Holz, welches statt der Sporen dienet. en Kopf haben sie beständig unbedeckt.

§. 98.

Vermuthlich lebt dieses Volk, wie die Ta- n, ohne beständige Wohnsitze und streift in ungeheuern Ebenen des Landes herum. Sie nmen vielleicht nur zur Zeit ihres Sommers die Meerenge, und suchen im Winter ein ge- beres Klima weiter gegen Norden. Sie chen ihre Wohnungen von Fellen, oder aus eigen, die sie in einander flechten. Ihre vor- mste Nahrung ist das Fleisch und Mark von Guanicos, und einige hatten ganze Viertel von an den Pferden hängen, die sie roh aßen. an sah auch einen das Eingeweide eines Strau- roh ohne alle Zubereitung essen, und er rei- te es nicht anders, als daß er die innere Seite auskehrte und es ein wenig ausschüttelte. Die- igen, die sich bereden ließen, auf die Schiffe kommen, aßen alles ohne Unterschied, was n ihnen gab, Fleisch, Brot, Talg; nur woll- sie nichts als Wasser trinken. Männer, Wei- und Kinder liegen ohne Unterlaß zu Pferde verfolgen das Wild, das Rindvieh und die anicos. Ihre Pferde waren weder groß noch igt, sie schienen aber schnell, wohl abgerichtet von spanischer Abkunft zu seyn. Der Zaum stand aus einem ledernen Riemen; ein kleines ückchen Holz dienete statt des Gebisses, und e Sättel waren den Reitküssen der englischen Bauern

Wohnungen.

Speisen.

Jagd.

Bauern ähnlich. Die Weiber ritten, wie
Männer, beyde ohne Steigbügel, und demo
geachtet galoppirten sie ganz dreist über eine La
spitze hin, ob solche gleich aus großen, unbefes
ten und ganz glatten Steinen bestand.
haben auch viele Hunde bey sich, mit welchen
die wilden Thiere jagen, von denen sie sich n
Waffen. ren. Ein jeder von ihnen ist mit einem son
baren Wurfgewehr versehen, welches er in
Gürtel stecken hat. Es besteht aus zween r
den mit Leder überzogenen Steinen, deren j
etwa ein Pfund wiegt und an das Ende e
8 Fuß langen Schnur befestigt ist. Sie geb
chen dieses Gewehr, wie eine Schleuder; sie
halten nämlich den einen Stein in der Hand
schwingen den andern so lange rings um
Kopf, bis er ihres Erachtens nach hinlängl
Stärke erlanget hat, da sie ihn denn auf den
gesetzten Gegenstand schleudern. Sie wissen
mit so geschickt umzugehen, daß sie in einer
fernung von 45 Fuß ein Ziel, das nicht gr
ist, als ein Viergroschenstück, mit den be
Steinen treffen konnten. Auf der Jagd
pflegen sie mit diesen Steinen selbst weder
Guanico noch die Strauße zu werfen, sonder
wissen solche auf die Art zu schleudern, daß
Schnur wider die Füße des Straußen, oder w
zween Füße des Guanico fähret und sich d
die Gewalt und den Schwung der beyden St
dergestalt um die Füße des Thiers verwickelt,
dieses nicht weiter laufen kann und dem J

ie Mühe in die Hände fällt. Von ihrer eige-
n Sprache konnten die Engländer nur ein einzi- Sprache.
s Wort deutlich unterscheiden, nämlich chevow,
lches diese für einen Gruß hielten, weil die
tagonen es allezeit aussprachen, wenn sie ih-
n die Hände gaben, oder wenn sie durch Ge-
den und Zeichen sie baten, daß sie ihnen etwas
en sollten. Was ihnen auf englisch gesagt
rde, wiederholten sie eben so deutlich als die
gländer selbst. Sie scheinen einige Kenntniß Kräuter-
n der Heilungskraft der Kräuter zu haben; denn kunde.
einige Franzosen von des Bougainvilles
hiffsgesellschaft Pflanzen suchten, so fiengen
ch einige Patagonen an, auch dergleichen zu
hen, und einer von ihnen zeigte jemanden aus
Gesellschaft sein schlimmes Auge, und gab
n durch Zeichen zu verstehen, daß er ihm eine
anze zeigen sollte, den Schaden zu heilen.
n ihrer Religion kann man nichts gewisses Religion.
en, man schließt aber, daß sie nicht ohne alle
ligion seyn müssen, weil sie die Sonne oft mit
er Bezeugung von Anbetung anblicken. By-
n sah eine ziemliche Anzahl von alten Män-
n, die in der kläglichsten Melodie einige un-
ständliche Worte mit ernsthafter und feyerli-
r Mine absangen, welches er für irgend eine
tesdienstliche Ceremonie dieses Volks hielt.
ch ein alter Mann, der des Hauptmann
allis Schiff bestiegen hatte, schien eine Art
Gebet zu verrichten; denn er hob seine Augen
d Hände oft gen Himmel empor und sprach mit
einem

einem Ton und mit einer Art, welche von d
in ihren gesellschaftlichen Gesprächen üblich
ganz verschieden war, und es schien, als ob er
Gebet eher singend als redend verrichtete.
und was für eine Regierungsform sie haben,
von findet man gar keine Nachrichten.

Das X. Hauptstück.

Von Neuspanien oder Mexik

§. 99.

Geschichte. Die Mexikaner halten sich für das älte
Volk in Amerika, und es ist auch
wiß, daß sie nebst den Peruanern
ersten Völker in Amerika seyn müssen, die
Anfang gemacht haben, stätig zu bleiben,
eine Ordnung und Polizey unter sich einzuführ
Ihre alte Geschichte ist, wie der Anfang a
andern Völker, mit vieler Dunkelheit umgel
und mit Fabeln angefüllt. Nach ihrer Erz
lung kamen die Navatlaker, ohngefähr 8
Jahre nach Christi Geburt, von Mitterna
aus dem itzt sogenannten Neumexiko. Sie
standen aus sieben verschiedenen Geschlechter
welche sich in verschiedenen Gegenden von Mex
niederließen. Das siebente Geschlecht waren
Mexikaner, ein kluges streitbares Volk, die u
ter der Anführung ihres Gottes Vitzilipuz
und ihres Fürsten Mexis, von dem das La
nachh

hher Mexiko genannt wurde, hieher kamen
) die Stadt Mexiko erbauten. Ihr erster
nig war Acamapixtli, der das Reich durch
Wahl erhielt, welches auch bey den folgenden
nigen beobachtet wurde, ob man gleich gemei-
ich einen Prinzen aus dem königlichen Stam-
erwählte. Iscoalt, der vierte König, be-
te und unterwarf die Tepaneker, Cuyoacaner
andere benachbarte Völker. Da das mexika-
ye Reich nun verschiedene Könige unter seine
hmäßigkeit gebracht hatte; so stund nun-
ro die Wahl eines neuen Königs oder Kai-
bey vier Kuhrfürsten, worunter die Könige
Tezeuko und Tacuba die obersten waren.
er dem Motezuma I. welcher der erste Kai-
oar, wurde die Gewohnheit eingeführt, daß
Kaiser nach der Krönung einen Krieg anfan-
und Gefangene zum Opfer einbringen mußte.
esiegte und unterwarf die Chalker, nahm das
bis ans Nordmeer nebst etlichen Landschaf-
egen das Südmeer ein, richtete gute Polizey
Ordnung an, verbesserte den Götzendienst
erweiterte den Tempel des Vitzilipuzli, wel-
bey der Ankunft der Spanier eins der herr-
ten Gebäude war. Axayaca, der sechste
kanische Monarch, eroberte die Landschaft
antepec, und Auzol, der siebente Monarch,
iterte das Reich auf etliche hundert Meilen
, bis nach Guatimala. Unter dem neunten
narchen, Motezuma II. erreichte das Reich
ixo zwar den höchsten Gipfel der Macht und

Hoheit,

Hoheit, wurde aber auch durch die Ankunft Spanier völlig umgestürzt. Sein ausschweifender Stolz, die unerhörten Grausamkeiten, die ausübte, und die dadurch verursachte Erbitterung und Empörungen seiner Unterthanen trugen nicht wenig zu seinem Untergange bey.

§. 100.

Entdekkung und Eroberung durch die Spanier.

Diego Velasquez, Gouverneur auf der Insel Kuba, veranlaßte die Entdeckung von Mexiko. Um seine Insel mit Sklaven zu bereichern, schickte er den Franciskus Fernandez mit einigen Schiffen im Jahre 1517 ab, welcher die Landschaft Yukatan und den Meerbusen Kampeche entdeckte, aber seine meisten Leute in den Scharmützeln mit den Einwohnern verlohr. Velasquez schickte im folgenden Jahre den Johann Grijalva ab, die Entdeckungen fortzusetzen, dieser kam in den mexikanischen Meerbusen, entdeckte Mexiko und nannte es Neuspanien. In seiner Rückkehr nach Kuba schickte Velasquez 1519 den Ferdinand Cortez ab, von den neu entdeckten Ländern Besitz zu nehmen und Niederlassungen darinn zu errichten. Die ganze Macht dieses tapfern und klugen, aber höchst ehrgeizigen Eroberers von Mexiko bestand in 508 Soldaten, 900 Bootsknechten und 17 Pferden. Er lief zuerst in den Fluß Tabasko, stieg ans Land, besiegte die sich ihm widersetzenden Indianer, nahm den Flecken Tabasko ein und schloß Frieden mit dem Caciquen, der sich dem Könige von Spanien unterwarf. Hier bekam er 20 Jungfrauen

innen geschenkt, unter denen eine von vornehmen Herkommen war, welche er taufen und Marina nennen ließ. Cortez nahm sie zur Beyschläferinn und sie leistete ihm in der Folge wichtige Dienste, da er sie als Dolmetscher gebrauchte. Er kam hierauf in die Insel S. Juan von Ulloa, wo er seine Truppen und Geräthe ausschiffte und sich zuerst niederließ. Sein zu Tabasko erhaltener Sieg hatte eine so große Furcht und Schrecken im Lande ausgebreitet, daß man ihm alle Höflichkeit erzeigte, und der Kaiser selbst hatte befohlen, ihm mit allen Nothwendigkeiten an die Hand zu gehen, zugleich aber alles mögliche anzuwenden, ihn je eher je lieber aus seinen Landen zu entfernen. Pilpatoe, Gouverneur der Landschaft, und Teutile, Oberbefehlshaber des Kaisers, kamen selbst zu ihm. Sie hatten Maler bey sich, die auf baumwollenen Tüchern mit großer Geschicklichkeit Bilder bemeten, welche die Kleidung und Schiffe der Spanier vorstelleten und zugleich durch einige beygefügte besondere Charaktere ihre Anzahl ausdrückten. Sie gaben sich alle Mühe den Cortez zum Abzuge zu bewegen: allein dieser weigerte sich standhaft und begehrte Audienz bey dem Kaiser zu haben, welche dieser aber abschlug und ihm befehl zuschickte sich zu entfernen. Cortez legte während dieser Unterhandlungen die Stadt Vera Cruz an und verband sich mit einigen Caziquen der Nachbarschaft, welche der grausamen Herrschaft des Motezuma überdrüssig waren. Weil

auch verschiedene Meutereyen bey seiner Ar
entstunden, so wollte er allen Meutemachern
Gelegenheit zu entfliehen benehmen, und ließ
wegen alle große Schiffe abtakeln und auf
Strand laufen. Nun beschloß er sich Me
zu nähern und kam in die Landschaft Tlask
welche als eine Republik regiert wurde und
den Mexikanern in beständigem Kriege st
Da die Tlaskalaner ihm den gebetenen Durch
verweigerten, besiegte er sie in dreyen Tref
schenkte ihnen aber hernach den Frieden und sc
ein genaues Bündniß mit ihnen, welches ihn
der Folge zur Eroberung von Mexiko sehr be
derlich war. Motezuma wandte alle mögl
Vorstellungen und Kunstgriffe an, den Co
von der Hauptstadt abzuhalten, welche abe
wenig, als die unterwegens zu seinem Ver
ben gelegten Fallstricke, etwas fruchteten.
ser langte endlich den 8ten November 151
Mexiko an, wurde prächtig empfangen und
einen der kaiserlichen Palläste geführet, in
chem die Spanier sich gleich befestigten.
desto mehrerer Sicherheit bemächtigte sich Co
der Person des Motezuma und brachte ihn da
daß er sich für einen Vasallen des Königs
Spanien erklärte und ihm nach mexikanis
Landesart die Huldigung und den Eid der T
leistete. Indessen hatte der Gouverneur
Kuba, Velasquez, welcher besorgte, daß C
tez sich seinem Oberbefehl entziehen möchte,
Flotte von 18 Schiffen und 800 Mann u

m Narvaez nach Mexiko geschickt, seinen Er-
erungen Einhalt zu thun und sich seiner Person
bemächtigen. Cortez gerieth auf erhaltene
achricht von der Ankunft dieser Flotte in große
erlegenheit, aus welcher er sich aber durch seine
ugheit glücklich herauswickelte. Er ließ den
eter von Alvarado mit 80 Spaniern zur
ewahrung des Motezuma zurück, und mit den
rigen marschirte er nach Zempoala, wohin
arvaez vorgerückt war, welchen er, nachdem
sen Armee von ihm gewonnen und zu ihm
ergegangen war, gefangen nehmen und nach
ra Cruz bringen ließ. In seiner Abwesenheit
ten die Einwohner von Mexiko wider des
otezuma Willen die Waffen ergriffen; er eilete
er mit seiner Armee, welche nun aus 1000
ann zu Fuß und 100 Reitern bestand, wozu
h 2000 Tlaskalaner stießen, dahin zurück.
e Aufrührer ließen ihn ohne Schwierigkeit in
Stadt, in der Hoffnung, daß wenn alle Spa-
darinnen wären, sie sie desto leichter ausrot-
könnten. Sie belagerten ihn samt dem Mo-
ma in seinem Pallaste und thaten heftige An-
fe, wobey viel Blut vergossen wurde. Mote-
a, der den Aufruhr durch eine Rede, die er
der Mauer herab hielt, stillen wollte, wurde
einem Steine tödlich verwundet und gab bald
hher den Geist auf. Die Mexikaner wollten
keinen Vergleichsvorschlägen hören und wähl-
einen Prinzen Guatimozin zum Kaiser.
tez schlug sie zwar bey verschiedenen Angriffen

mit großem Blutvergießen zurück; da man i
aber alle Zufuhre abschnitt, um die Spa
durch Hunger zu überwältigen, und da er erfu
daß man die Dämme, die nach Mexiko, welc
mitten in einem See lag, führten, durchstec
wollte, um ihm den Rückweg abzuschneiden;
mußte er sich beyzeiten zum Rückzuge entschlie
Er wurde auf demselben beständig angegriff
verlohr 200 Spanier und mehr als 1000 T
kalaner, schlug sich aber bey Ottumba durch
unzähliches Heer von Mexikanern glücklich du
und kam zu Tlaskala an. Von hier untern
er die Landschaft Tapeaka, wo er eine Fest
Segura de la Frontera anlegte, und mit H
von 30000 Tlaskalanern bezwang er die L
schaft Guacachula. Nachdem er einige V
stärkung von Spaniern erhalten und zu V
Cruz 13 Brigantinen, deren er sich auf
mexikanischen See bedienen wollte, erbauet h
gieng er mit 540 Spaniern zu Fuß und 40
tern, welche durch die Tlaskalaner und an
Bundsgenossen auf 60000 Mann verstärkt
den, aufs neue nach Mexiko. Er langte
Tezcuko am Ufer der mexikanischen See an,
er seine Brigantinen zusammensetzen ließ
nun die Belagerung von Mexiko unterna
Sie dauerte über 3 Monate, in welcher
mehr als 60 Schlachten vorfielen und
100000 Mexikaner umkamen. Endlich
er das Glück, den neuen Kaiser Guatimozi
fangen zu bekommen, der sogleich seinem V

fahl, die Waffen niederzulegen und sich zu er-
ben. Da man die großen Schätze des Mote-
ma nicht fand, so ließ Alderette, der das
nt eines königlichen Schatzmeisters bey dem
rtez verwaltete, den unglücklichen Guatimozin
bst seinem Lieblinge auf glühende Kohlen legen,
n durch diese entsetzliche Marter zu zwingen, die
chätze zu entdecken. Cortez befreyete den Prin-
n von der Marter und ließ allenthalben nach-
hen; man konnte aber, aller angewandten
ühe ohngeachtet, die Schätze nicht finden. Er
nterwarf hierauf das Königreich Mechoakan,
o er einige Niederlassungen veranstaltete. In
panien wurde sein Rechtshandel mit dem Velas-
ez endlich zu seinem Vortheil entschieden und
zum Gouverneur und Generalcapitain des gan-
n Königreichs Neuspanien ernannt. Er ver-
hr bey seinem großen Glück die Menschlichkeit
d Tugend, dadurch er sich bisher unterschieden
tte, und ließ den äußersten Stolz und die größte
rausamkeit blicken. Er unterwarf die Provinz
anuko und andere Landschaften, und hatte die
menschlichkeit, daß er wider das Natur- und
ölkerrecht, das Land und alle indianische Ein-
ohner unter die Officiers und Soldaten, welche
it ihnen als Sklaven umgiengen, vertheilte.
ls er sich in der Statthalterschaft befestiget sah,
ng er an die Stadt Mexiko wieder aufzubauen
d vertheilte den besten Theil des umliegenden
ndes unter die Spanier, das übrige aber unter
e Eingebohrnen. Er hatte aber wenig Ruhe,

indem er durch die Nachstellungen der Indiane
die aus Liebe zur Freyheit die Spanier ausrott
wollten, in Gefahr gerieth; daher er den Gua
mozin und zween andere Fürsten im Jahre 152
aufhenken ließ, unter dem Vorwande, daß
die Mexikaner zum Aufruhr hätten aufwiege
wollen. Sogar seine eigenen Landsleute ve
schworen sich wider sein Leben, und seine Fein
in Spanien wandten auch ihr äußerstes an, d
Kaiser Karl wider ihn aufzubringen. Er gie
daher 1528 sich zu rechtfertigen nach Spanie
wo er vom Kaiser zum Marquis von Guaxal
ernannt, und das Thal von Atrisko mit all
darinn liegenden Flecken und Dörfern zum E
schenk erhielt. Er kam das folgende Jahr wied
nach Mexiko; weil er aber mit dem dortigen U
terkönige in Streitigkeiten gerieth, reisete er 154
wieder nach Spanien, wo er 1554 starb. E
wurde das mexikanische Reich, welches zu ein
ungemeinen Macht und Hoheit in diesem Th
der neuen Welt gestiegen war, durch eine Ha
voll Spanier erobert und zu Grunde gerichtet.

§. 101.

Größe. Das große mexikanische Reich erstreckte s
bey der Eroberung durch die Spanier beyna
über alle bis dahin in Nordamerika entdeckte Lä
der, welche theils durch Statthalter des Kaise
verwaltet, oder durch Unterkönige, welche m
Caziquen nannte, und die dem Kaiser einen jäh
lichen Tribut bezahlen mußten, regiert wurde
In der Länge erstreckte es sich von Morgen b
gegn

gen Abend auf 500, und in der Breite von
Mittag gegen Mitternacht an manchen Orten
er 200 Meilen. Gegen Mitternacht grenzt Grenzen.
an Neumexiko und Florida; gegen Morgen
das Mar del Nord, welches hier den großen
rikanischen Meerbusen bildet, und an die Erd-
ge von Panama; gegen Mittag und Abend
das Südmeer. Bey der ungemeinen Größe Witterung.
Landes findet man zwar hin und wieder einen
terschied in der Beschaffenheit der Luft und
itterung; man kann aber doch vom ganzen
nde überhaupt sagen, daß ordentlicher Weise
e große Hitze darinn anzutreffen sey, da es in
n hitzigen Erdstriche liegt. Jedoch wird die
ze theils durch die auf beyden Seiten daran-
zenden Meere, theils durch die kühlen West-
nde sehr gemildert, und die Luft so gemäßigt,
s man weder über zugroße Hitze, noch über
ße Kälte sich zu beklagen Ursach hat. Ueber-
n fällt auch noch den ganzen Sommer über
Nachts ein kühler Thau, der das Erdreich
zemein erfrischet. Im August und Septem-
fallen häufige Regen, welche bis in den März,
wohl seltener und schwächer, anhalten. Die
inde sind häufig und stark, und der mexikani-
e Meerbusen ist den allerentsetzlichsten Stür-
n und Orkanen unterworfen. Das Land ist Fruchtbar-
zemein fruchtbar, und man findet darinn einen keit.
berfluß an einträglichen Feldern, fetten und
isreichen Wiesen und anmuthigen Gegenden.
es gleich nicht glaublich ist, daß, wie einige

Schriftsteller behauptet haben, in einem Je
zweymal geärntet werden könne, so kann
doch mit Grunde der Wahrheit sagen, daß di
Land alle Schätzbarkeiten der Natur in gr
Menge hervorbringe. Gegen Mitternacht
Gebirge. es durch große Gebirge begrenzt, welche ehe
von den Chichimekern und Otomiern bew
wurden, welches sehr wilde und unbändige
ker waren, die in Höhlen unter der Erde un
Felsenklüften wohnten, von der Jagd und Ba
früchten lebten und ihre Freyheit gegen die g
mexikanische Macht behaupteten. Unter den
zeln Bergen ist sonderlich der Novada n
würdig, der sehr hoch und oben flach ist, und
Loch von unergründlicher Tiefe hat, aus welc
bey Auf- und Untergang der Sonne ein d
Dampf gerade in die Höhe steigt, der sich
nach in der Luft wie ein Strauß von eina
breitet und sich endlich in eine schwarze W
verwandelt. In der Landschaft Tlaskala li
gegen Norden hohe Berge, welche nur
Monate von der Sonne beschienen werden,
übrige Zeit des Jahres aber in einem dicken
bel verborgen liegen, und welche das kalte
von dem warmen scheiden. In der Landsc
Guaxaka liegt ein hoher Berg mit einer wur
samen Höhle, und in der Landschaft Guatim
ist eine andere Höhle, in welcher aus dem be
digen Durchträufeln allerley seltsame Bilder
stehen sollen, die an Weiße kaum dem fein
Alabaster weichen. Es fehlt auch nicht an fe

speyer

yenden Bergen, worunter der Popokatepek der Landschaft Tlaskala, wegen der großen uerkugeln, die er ausstößt, fürchterlich ist. Feuerspeyende Berge.

s einem hohen Berge in der Landschaft Nikagua steigt Abends und Morgens ein dicker mpf hervor, und bisweilen kommen auch uerflammen zum Vorschein, die man weit in Ferne sehen kann. Zween andere Berge, von der eine Feuer, der andere Wasser spie, teten im Jahre 1774 bey einem erschrecklichen dbeben die große Stadt Guatimala völlig zu unde. Unter den vielen Flüssen des Landes die merkwürdigsten: der Rio de Bandes, der Rio de Canoas, der Rio de Grijalva, welche in das Nordmeer gehen, und der Rio de Guadalajara, der seinen Lauf ins idmeer nimmt. Es fehlet auch nicht an Seen Brunnen. In der Landschaft Tlaskala liegt ten auf einem Berge ein See von kaltem und ulichem Wasser, das niemals weder steigt noch t. Nahe dabey liegen zween andere grundlose en, davon der eine Tlachak und der andere chichkan heißt, welcher bitteres Wasser hat, s er mit dem Winde so stark als die Wellen größten Meers erhebet. Im Dorfe Milla stehen zween Brunnen dichte neben einander, davon der eine siedendheißes, der andere aber kaltes Wasser hat. Der See Laguna von karagua hat 117 Meilen im Umfange, ist doch einen 3 Meilen breiten Strich Landes von Südsee abgesondert und fällt in den Fluß De- Flüsse und Seen.

saguadro, der sich ins Nordmeer ergießet. T
See, in dessen Mitte die Stadt Mexiko erba
war, hatte trübes und salziges Wasser, so d
Seewasser gleich kam, und man konnte an d
Ufern desselben Salz im Ueberflusse bekomme
woselbst es durch die Sonnenhitze gereinigt u
zubereitet wurde. Von demselben war du
einen steinernen Damm ein kleiner See von h
lichem und hellem Wasser abgesondert und be
machten ein kleines Meer aus, das 30 Mei
im Umkreise hatte. Die in der Mitte lieger
Stadt hatte vermittelst einiger großen und s
starken Dämme und Brücken mit dem Lande G
meinschaft.

§. 102.

Produkte. Die fruchtbaren Felder liefern allerhand
ten von Korn, Weizen, Gersten, Maiz,
back, Zucker, Baumwolle, Kasia, Ingw
Manna, Sassaparilla, verschiedene Arten P
fer, Batatos und andere Wurzeln im Ueberflu
Alle Arten der europäischen Hülsenfrüchte u
Gartengewächse sind hier vortrefflich fortgeko
men. Unter den hiesigen Blumen hat die Gr
nadilla oder Passionsblume und das Floripo
dium den Vorzug. In jener trifft man ein
Aehnlichkeit mit der Dornenkrone, Hamm
Nägeln, Geißel und Geißelsäule, als den We
zeugen des Leidens Christi, an: diese, die d
ganze Jahr hindurch blühet, hat weiße Blüth
größer als Lilien, die insbesondere des Morge
einen sehr angenehmen Geruch von sich geb

Ficht

Ahtenäpfel oder Ananas, verschiedene Arten
gen und andere inländische Früchte, auch
angen, Zitronen, Limonien, Pfirsichen, Apri-
n und anderes Obst, welches die Spanier hie-
gebracht haben, Kakao, Vanille und Koche-
ne sind im Ueberflusse vorhanden. Von der
henille werden jährlich an die 600000 Pfunde
h Europa gesandt, und man schätzt ihren Ver-
o jährlich auf mehr als 3 Millionen Thaler.
er die hiesigen Schätzbarkeiten der Natur ge-
n die Balsambäume, die weißen, rothen,
nen und schwarzen Balsam geben, der nicht
schön von Geruch ist, sondern auch in der Heil-
ist vortreffliche Wirkung thut. Der Baum
zuey, ein Wunder der Natur, giebt Honig,
, Essig, Wolle und Zwirn, Nadeln, Wasser
Wein. Seine Blätter sind breit und dicke
laufen spitz zusammen. Er hat scharfe
cheln, die man ausziehet und zu Nähenadeln
aucht, und ein haarigtes Wesen, dessen man
anstatt des Garns bedienet. Wenn man
Ritze in den Stamm schneidet, so läuft ein
s Wasser heraus, das, wenn es gekocht wird,
em Wein an Schmackhaftigkeit weichet, aber
zu Essig wird. Wird es zum zweyten und
ten mal abgekocht, so wird ein wirkliches Ho-
daraus. Jedermann pflanzt daher diesen in
Haushaltung so nützlichen Baum sorgfältig
seiner Wohnung. Keinen geringern Nutzen
en die Mexikaner von der Aloe, von deren
Blättern sie sich Schuhe, Kleider und Pappier,

von

von den Zacken Sägen und andere Werkzeu
und von der Wurzel einen ganz angenehmen E
zubereiten. Der neuspanische Weinstock ist
Baum, der 2 bis 3 Schuhe im Umkreise
und eine Gattung Trauben trägt, die an a
Orten des Baumes hervorwachsen. Die Be
haben die Größe der Weinbeeren, sind bey
Zeitigung schwarz, von angenehmen Geschm
und gesund. Verschiedene Arten Bäume lie
wohlriechendes Gummi, worunter das Kop
ein weißes und durchsichtiges Harz, seiner V
trefflichkeit wegen berühmt ist. An Bäumen
allerley Gattung zum Bauholz ist kein Man
denn es finden sich hin und wieder, besonders
auf den Gebirgen, Fichten, Cedern und C
bäume, Manglebäume, auch Färbeholz, wel
gen sonderlich die Kampechebay berühmt ist.

Zahme und wilde Thiere.

Die fetten Weiden ernähren eine Menge von zah
Vieh, von Pferden, Rindvieh, Schafen,
gen, Schweinen und Eseln, welche durch
Spanier hieher gebracht worden und sich sehr
mehret haben, obgleich die wilden Thiere u
ihnen großen Schaden anrichten. Die Ar
der Schafe ist unglaublich, und es giebt Pr
personen, die auf 100000 Stück haben.
das Gras sehr hoch und oft sehr hart ist, so t
die Wolle nicht viel, weil sie trocken und zu
zum verarbeiten ist; doch macht man Zeuge
Decken daraus, die den Indianern die
Außer den zahmen Kühen laufen viele wild in
Wäldern herum, die einem jeden zugehören,

fängt oder erlegt. Man trifft sie oft bey Tau-
den an, und die Spanier tödten sie bloß, um
ihnen die Haut abzuziehen. In den Wäldern
gibt es auch viele wilde Pferde, die zwar mit den
Hauspferden von einerley Geschlecht, aber doch
sehr ausgeartet sind. Man fängt sie in Schlin-
gen und zähmet sie durch Hunger. Außer ver-
schiedenen Arten von schmackhaften Wildprett,
besonders Ebern und Hirschen, findet man auf
den Gebirgen und in den darauf befindlichen Wäl-
dern Löwen, Tyger, Bären, Wölfe, Büffel
und eine Art wilder Hunde, Adives genannt.
Die mexikanischen Löwen sind grau von Farbe,
sehr grimmig und lassen sich leicht von Menschen
hetzen oder zu Tode prügeln; die Tyger aber sind
wegen ihrer Geschicklichkeit und Grausamkeit sehr
fürchterlich. Insbesondere ist in Neugallicien ein
reißes Thier anzutreffen, welches sie Capibare
nennen, das die Baum- und Erdgewächse des
Feldes abfrisset. Es gleicht einem 2jährigen
Schweine, hat kurze Beine und Klauen, einen
dicken Kopf mit einem Barte, offne Ohren und
an jedem Kinnbacken etliche zwanzig Zähne und
einen Hauer. Es hat keinen Schwanz, geht sehr
langsam, schwimmt aber hurtig und kann lange
im Wasser dauern. Oftmals kommen diese Thiere
scharenweise zum Vorschein und machen ein
fürchterliches Getöse. Der Ameisenbär ist in
Mexiko häufig. Er ist von der Größe eines
Jagdhundes, hat braunes hartes Haar, kurze
Beine, eine lange Schnauze, einen engen Rachen

ohne

ohne Zähne und eine dünne lange Zunge. D
steckt er in einen Ameisenhaufen, die Ame
setzen sich darauf, und in einem Augenblicke ist
Zunge damit bedeckt; er zieht sie alsdenn zur
um sie zu verschlucken, und dies treibt er so la
bis er satt ist. Die Eichhörnchen, deren es
serley Gattungen giebt, thun auch an den Fr
Vögel. ten vielen Schaden. Pfauen, Phasanen, Pe
goyen und allerley andere Vögel finden sich
großer Menge und von so mannigfaltiger Ge
und schönem Gefieder, daß die ganze übrige W
nichts hat, was man mit ihnen vergleichen kön
Besonders merkwürdig ist der königliche Ad
der seinen Namen daher hat, weil er eine Art
Krone von Federn auf dem Kopfe trägt. Er
von erstaunender Größe und Stärke, und
auf eine Mahlzeit ein ganzes Lamm verzehren k
nen. Der Vogel Aura's gleicht einem schwar
Huhn, hat einen ganz rauhen Kopf und H
ein fürchterliches Ansehen, fliegt sehr hoch in
Luft und nähret sich bloß vom Aase, welches
vermöge seines starken Geruchs von weitem rie

§. 103.

Die Flüsse und Seen und der mexikani
Meerbusen geben Fische im Ueberfluße.
Fische. Neugallicien wird der Fisch Guarapaku hä
gefangen. Er ist 6 bis 7 Fuß lang, hat ke
Schuppen, sondern eine glatte grünliche und
Silberflecken besprengte Haut. Bloß vom Ko
bis nach dem Schwanze zu, hat er einen schupp
ten Streif. Er schwimmt sehr geschwinde, n

sich von Fischen und hat ein trocknes schmack-
tes Fleisch. Eben daselbst findet man den
ch Pirakoaba, der einen kleinen Kopf, einen
gen weißen Bart, vier große Floßfedern und
n breiten gespaltenen Schwanz hat, und we-
seiner silberfarbenen Schuppen einen hellen
nz von sich giebt. Die fliegenden Fische er-
en sich oft bey Tausenden über dem Wasser,
den Raubfischen zu entgehen, gerathen aber
egen oft den Raubvögeln in die Klauen. Ihre
gel bestehen aus einer dünnen dunkelgrauen
it, die mit zehn Floßfedern in die Länge durch-
n sind, und so lange diese Haut naß ist, kön-
sie sich über dem Wasser erhalten, sobald sie
trocknet, fallen sie wieder in die See. Die
kuh oder Manati wird hier auch häufig ge-
pen. In der Landschaft Tlaskala halten sich
nem Flusse eine ungeheure Menge Krokodille
welche so viel Schaden thun, daß die um-
nde Gegend fast ganz unbewohnt ist. Sie
ergen sich unter dem Schlamme und fallen
nigen, die Wasser schöpfen wollen, unver-
s an; ja sie verfolgen die indianischen Kanote
werfen mit den Schwänzen die Ruderer her-
r. Die Weibchen legen insgemein 60 Eyer
einmal, die so groß als Gänseeyer sind und
he sie in die Erde scharren. Die indianische
us Ichneumon ist ihr abgesagter Feind und
irbt nicht nur alle Eyer, die sie nur aufsuchen
, sondern sie kriecht auch den schlafenden
kodillen in den Hals und frißt sich durch den

Bauch

Bauch wieder heraus. Die Wasserschlang
Habichte, Büffel und vornehmlich die Tyger
auch Feinde der Krokodille, indem sie sie auf
Rücken werfen und ihnen den Bauch aufreiß
Der mexikanische Meerbusen hat auch viele Ar
von Schildkröten und eine große Menge von al
ley Muscheln und Austern, auch Perlenmusch
in welchen oft vortreffliche Perlen angetroffen
Ungeziefer. den. An allerley kriechenden Thieren und Ur
ziefer fehlt es in Neuspanien auch nicht; und
Schlangen sind hier so häufig, als in andern
genden von Amerika, anzutreffen. Es g
grüne, gelbe, braune und weiß und gelbgefle
von denen die letzten die fürchterlichsten sind.
Skorpionen sind in Neugallicien in großer M
ge; nicht weniger Eidechsen, die Iguana
nannt werden und sich sowohl im Wasser als
dem Lande nähren. Sie können etliche Mo
lang ohne Nahrung dauern und haben ein so
tes Leben, daß, ohngeachtet sie stark verwu
werden, sie dennoch nicht leicht sterben. Sie
nicht giftig, sondern sollen vielmehr von den
wohnern zur Speise gebraucht worden seyn.
gleicher Beschaffenheit sind eine gewisse Art schr
zer Eidechsen, die sich in einigen Seen aufha
und von sehr schmackhaftem Fleische seyn sol
Man findet Kröten, so groß wie die Kanind
die wie die Vögel auf den Zweigen der Bä
herumspringen. In vielen Landschaften gieb
ungeheure Spinnen, deren Leib so dicke als
Faust, und der Rücken mit gelblichen, sehr san

Pfla

aumfedern bedeckt ist. Unter den mancherley
eisen giebt es eine große schwarze Art, deren
ich so gefährlich ist, als der Biß der Skorpio-
n. Zwischen Meriko und Akapulko finden sich
gen, deren Stich so giftig ist, daß er zu-
len den Tod verursachet. In dem Gebiete
asteque werden die Einwohner von Würmern
agt, die in ihren Lippen erzeugt werden, und
wissen kein anderes Mittel dawider, als daß
eständig Salz im Munde tragen. In den
ölzen findet man in den hohlen Bäumen viele
nenschwärme, welche viel Honig von weißer
be geben. Die Begierde zum Golde und Metalle.
er war der stärkste Bewegungsgrund der
anier, sich des Reichs Meriko zu bemäch-
n und deswegen einige Millionen Einwohner
uopfern, welche ihre schönen Kürbisse den
arsten Metallen vorzogen. Es sind auch seit
Eroberung unglaubliche Schätze von Gold
Silber nach Spanien gekommen, und den-
ist dieses dadurch wenig reicher geworden.
h bis itzt giebt es hier eine große Menge
d- und Silbergruben, die bearbeitet werden,
nur an Silber sollen jährlich zwo Millionen
k erbeutet werden. Die Bergwerke von
huca sind die schönsten und reichhaltigsten
nz Neuspanien. Wer eine Gold- oder Sil-
rube entdeckt, kann sie bearbeiten lassen, und
hlt den fünften Theil von der Ausbeute an
König. Kupfer, Eisen, Bley und mancher-
Mineralien werden auch gefunden. Von

Edelsteinen findet man Smaragden, Türkisse, S
binen, Achat und besonders sehr schönen Jas
der dem Porphyr nahe kommt. Besonders r
met man eine Art Jaspis von grasgrüner Fe
mit blutrothen Flecken, welche, wenn man
klein Stückchen davon am Arme oder Halse tr
allen Durchlauf stillet. Noch eine andre
mit weißen Flecken stillet die Gichtschmerzen,
treibt den Stein und hilft wider alle Verstop
gen, wenn man ihn um die Gegend der Ni
trägt. Die dritte Art von dunkler Farbe
ohne Flecken darf man nur auf den Nabel le
um die schmerzhafteste Kolik zu heilen.

§. 104.

Ehemalige Einwohner.

Die große Veränderung, welche die K
schaft der Spanier und der Umgang mit ihne
den Gebräuchen und sittlichen Gewohnheiten
Mexikaner hervorgebracht hat, hat auch ein
Einfluß in ihre Neigungen, ja sogar in
Leibesgestalt gehabt; daher auch die Gesch
schreiber der verschiedenen Zeiten in ihren
schreibungen sehr von einander abgehen.
ersten Berichte geben die Mexikaner für L
von mittelmäßiger Größe und mehr dicker

Ihre Leibesgestalt.

hagerer Leibesgestalt aus. Sie geben ihrem
sichte eine sehr rothe Farbe, große Augen,
breite Stirne, sehr weite Naselöcher, dicke, g
und auf mancherley Weise gestutzte Haare, ke
oder doch sehr wenig Bart, weil sie die H
entweder ausrauften, oder die Haut mit
Salbe, welche das Wachsthum derselben

hind

iderte, beschmierten. Einige waren so weiß,
die Europäer. Sie bemalten sich am Leibe,
d bedeckten den Kopf, die Arme und Beine ent-
der mit Vogelfedern oder Fischschuppen, oder
t Tyger- und andern Thierhaaren. Sie bohr-
weite Löcher durch die Ohren, durch die Nase,
durch das Kinn, und trugen den Schnabel
r die Klaue von einem Vogel, den Zahn eines
ieres, die Gräte von einem Fische in diesen
hern, und die Vornehmen hatten kostbare
eine oder künstliche Arbeiten von Gold darinn.
e hatten eine dauerhafte Leibesbeschaffenheit,
d man hat, besonders in der Provinz Yukatan,
eise von 140 und mehrern Jahren gefunden.
e Weibspersonen waren an Größe und Farbe
n den Männern wenig unterschieden, nur daß
die Haare lang wachsen ließen und sie mit aller-
Salben und Pulvern so schwarz als möglich zu
ben suchten. Die Frauen schlungen die Haare
n den Kopf und schlugen vorne an der Stirne
en Knoten daran, die Jungfern aber ließen
ihrigen fliegen. Sie hatten so große Brüste,
ß sie sie den Kindern, welche sie auf dem Rücken
gen, über die Schulter zuwerfen konnten. Sie
hten das Hauptstück der Schönheit in einer
inen Stirne, und brauchten daher gewisse Sal-
n, wovon die Haare weit ins Gesichte, ja an
n Schläfen wuchsen. Sie waren sehr rein-
y und badeten sich oft, und nach dem Baden
minkten sie sich mit einer aus allerley Saamen
fertigten Milch, welche aber nicht sowohl ihre

Schönheit vermehrte, als sie gegen die Sti
der Mücken und anderes Ungeziefers schü
Charakter. Unter allen Völkern in Amerika waren die M
kaner die klügsten und gesittetsten. Sie hat
einen guten natürlichen Verstand und viel
und Geschicklichkeit, welches ihre ungemein kü
lichen Werke beweisen. Sie besaßen auch
natürliche Güte, und waren höflich, leutselig
gefällig; sie hatten viel Muth und Herzhaftigk
und die Spanier hatten die geschwinde Erob
rung des Landes nicht sowohl ihrer vorzüglich
Tapferkeit, als vielmehr dem plötzlichen Schreck
welches bey ihrer Ankunft die Mexikaner üb
fiel, und ihrem in diesem Lande nicht bekann
groben Geschütz und Pferden zu verdanken.
Kriege bewiesen sie viel Grausamkeit, und i
abscheulichen Menschenopfer machten sie zu
menschlichen Barbaren. Die gemeinen Mexi
Kleidung. ner giengen barfuß und am ganzen Leibe nacket
nur um die Hüften hatten sie eine breite we
Binde, davon ein Zipfel zwischen den Bei
herabhieng, und um den Hals hatten sie ei
Kragen von Federn, der so breit war, daß
Schultern, Arme und Rücken bedeckte.
jedem Arme trugen sie Armringe, und unter
Knieen hatten sie ebenfalls Kniebänder von
dern. Die Soldaten hiengen die völlige Ha
eines Thieres um sich, ja sie machten sich d
Kopf desselben über den ihrigen zurechte. Hie
kam noch, um ein desto gräßlicheres Ansehen
haben, ein Halsgehänge von Menschenherz
Na

ßen und Ohren, nebst einem unten daranhän-
den Todtenkopfe. Der Kaiser selbst und alle
nehme Herren hatten kein anderes Gewand
sich, als ein viereckiges Stück baumwollen
ug, das über der rechten Achsel zusammen-
nüpft wurde. Statt der Schuhe trugen sie
hlen, und auf dem Kopfe hatten sie nichts als
ern und einige dünne Riemen, damit man sie
band. Die gemeinen Weibspersonen gien-
beynahe gänzlich nackend; doch hatten sie ein
nde mit kurzen Aermeln, das bis an die Kniee
te, an der Brust offen stund und so zart war,
man es an den Orten, wo es knapp am Leibe
, kaum von der Haut unterscheiden konnte.
trugen keinen andern Kopfputz, als ihre
re, und die Spanier beobachteten, daß sie
ere Köpfe und dickere Hirnschädel hatten, als
Männer.

§. 105.

So prächtig die kaiserlichen Palläste und die Häuser.
hnungen der Caziquen und andrer Vorneh-
waren, so armselig und schlecht waren die
hnungen der gemeinen Mexikaner. Sie
ften weder über einen Stock hoch bauen, noch
Fenster und Thüren an ihren Häusern
en. Weil die meisten nur von Erde gebauet
mit Brettern gedeckt waren, und auf die
etwas einer Terrasse ähnliches vorstellten; so
nte man so wenig Bequemlichkeit als zierliche
richtung darinn antreffen. Die Wände aber
en mit einem gewissen Kalche übertüncht,

und so glatt und glänzend, daß die Spanier, sie solche zum ersten mal sahen, glaubten, Mauern wären in diesem Lande von Sill. Sie machten ihre Häuser auch von Pfählen, sie in die Erde rammten und mit Palmblätt umflochten und bedeckten; wobey man ihre schicklichkeit und Geschwindigkeit, mit der sie aufführten, zu bewundern hatte. Ihr Hausr
Hausrath. war eben so schlecht. Das Bette bestund Matten oder aus bloßem Stroh und ein P baumwollenen Decken, und die Stelle des Ha küssens vertrat ein Stein oder ein Klotz. Stühle waren kleine mit Palmblättern gefl Säckchens; sie hatten auch hölzerne, aber niedrige Stühle mit einer aus den stärksten P tern geflochtenen Rücklehne. Bey dem a setzte man sich gemeiniglich auf die bloße E hin, ja man aß auch darauf. Man beschul
Speisen. sie einer großen Ungezogenheit bey ihrem Es Sie genossen wenig Fleisch; besonders bezei sie einen Ekel vor dem Schöpsen- und Zie fleische, verschmäheten aber sonst keine ein Gattung lebendiger Thiere, sogar ihre eige Läuse nicht, welche sie der Gesundheit für zut lich hielten. Sie lebten hauptsächlich von M woraus sie nicht nur Brot backten, sondern chen sie auch auf mancherley Art zubereite Hiezu kamen noch allerley Gattungen von K tern ohne Unterschied, nur die holzigten und riechenden verwarfen sie. Ihre Getränke bes
Getränke. den aus abgekochten Kräuterwassern, die th w

hlriechend, theils schmackhaft und insgesammt Gesundheit zuträglich waren. Der gewöhnlste Trank aber war die Chokolade, die sie aus kaomehl mit etwas Honig vermischt verfertig. Sie bereiteten auch starke Getränke aus aiz, welche eine berauschende Eigenschaft hat; diese aber waren scharf verboten, und kein ensch durfte dergleichen ohne besondere Erlaubder Obrigkeit trinken. Nur alte und kranke te bekamen diese Erlaubniß; doch wurden die per- und öffentlichen Arbeitstage hievon ausnommen, da jedweder ein gewisses nach seinem er eingerichtetes Maaß bekam. Das Laster Trunkenheit war äußerst verabscheuet, und Strafe der Trunkenbolde war, daß man ihnen jedermanns Augen das Haar abschor und ihr us niederriß, damit anzuzeigen, daß sie nicht rth, wären, in der menschlichen Gesellschaft zu en. Allein weil dieses Gesetz nach der Eroberung in Abnahme gerieth, so sind heutiges Tages ne ärgere Säufer in Amerika, als die Mexiner. Vom Taback waren sie auch große Liebber, und um ihn nach ihrer Meynung der Gesundheit zuträglicher zu machen, mischten sie ihn t Ambra.

§. 106.

Heirathen.

Obgleich die meisten Mexikaner nur eine au hatten, so konnte doch ein Mann so viel eiber nehmen, als er wollte, und es gab deren sweilen, die 150 hatten. Das Alter zum Heirathen war bey den Mannspersonen das zwan-

zigste, und bey den Mädchen das funfzehnte Jahr. Die Heirathen wurden gemeiniglich durch Vermittelung alter Weiber gestiftet. Hatten beyderseitige Aeltern und der Hauptmann des Stammviertels ihre Einwilligung gegeben, so wurde die Ceremonie durch einen Priester vollzogen, der den Saum des Rockes des Bräutigams an den Zipfel des Schleyers der Braut knüpfte, worauf er beyde in das Haus führte, was sie bewohnen sollten, und sie siebenmal um ein Feuer gehen ließ. Bey dem geringsten Verdachte wegen der Jungfrauschaft der Braut, schickte sie der Bräutigam den Tag nach der Hochzeit wieder nach Hause und nahm alles, was er ihr bey der Verlöbniß verehrt hatte, zurück. Nach der Scheidung durften sie bey Verlust des Lebens nicht wieder zusammenkommen; doch hatte die Weibsperson die Erlaubniß, sich anderweitig zu heirathen. So genau sie es auch mit der Jungfrauschaft nahmen, so machten sie sich doch kein Bedenken, eine Wittwe oder Verstoßene zu heirathen. Verlangte jemand ein Mädchen nur zu einer Beyschläferinn, der sprach ihren Vater um dem Vorwande, Kinder mit ihr zu zeugen, an. Brachte sie nun einen Sohn, so mußte er sie entweder heirathen oder wieder nach Hause schicken. Erwählte er das letzte, so konnte er nimmermehr wieder einige Gemeinschaft mit ihr haben. Die

Kinderzucht.

Kindern wurde gleich bey der Geburt das Genicke mit Gewalt gegen die Schultern gedrückt, und sie banden es auch auf eine solche Weise, daß

nicht wachsen konnte, weil sie in dieser Unsauberkeit etwas artiges suchten. Sobald ein Knabe zur Welt kam, ritzte ihm ein Priester die Ohren und das männliche Glied blutig; nachher wickelte er das Kind und gab ihm, wenn sein Vater von Adel oder ein Kriegsmann war, in die rechte Hand einen kleinen Degen und in die linke einen Schild. Gemeinen Kindern gab er die Werkzeuge von ihrer Väter Handthierung in die Hände; die Mädchen aber bekamen ohne Unterschied des Standes allerley Geräthe zum Spinnen und Nähen. Die Mutter mußte ihr Kind selbst säugen, und bis zur Entwöhnungszeit, welche 4 Jahr betrug, beständig einerley Speise genießen. Alle Kinder wurden dem Schutze der Mutter sorgfältig empfohlen, und man that nicht nur für ihre Gesundheit und künftiges Glück Gebete und Opfer, sondern man hieng ihnen auch Amulet und andere Amulete, worauf Götzenbilder und geheimnißvolle Züge zu sehen waren, um den Hals. Die Knaben wurden in den Schulen, die bey jedem Tempel waren, von einem Priester unterrichtet. Sie lernten nicht nur die Religion und Gesetze, sondern auch die Leibesübungen, als Tanzen, Singen, Bogenschießen, den Wurfspieß gebrauchen, Degen und Schild tragen. Sie mußten öfters auf hartem Boden schlafen, wenig essen und sich stark bewegen. Die vornehmen Kinder waren in einer besondern Schule, und die Aufseher und Lehrer waren lauter alte Ritter, welche sie zu den härtesten Uebungen anhielten.

Sie wurden gleich in der ersten Jugend mi
unter die Kriegsheere geschickt und mußten Lebe
mittel für die Soldaten dahin tragen. Hierdu
bekamen sie nicht nur Gelegenheit, einen Beg
von der Beschaffenheit und Gefährlichkeit
Krieges zu erhalten, sondern man lernte auch
Leibeskräfte, Herzhaftigkeit und Neigungen
nen. Nach geendigter Unterweisungszeit gien
diejenigen, welche Lust zum Tempeldienste hat
in das für die Mannspersonen bestimmte Klo
Wollten sie Priester werden, so wurden sie du
eigene Lehrmeister in den Geheimnissen und C
monien der Religion unterrichtet. Die Mädc
erzog man nicht minder ehrbar und sittsa
Schon vom vierten Jahre an gewöhnte man
zu Frauenzimmerarbeiten und zu einem tug
haften Leben; ja die meisten kamen bis zu il
Verheirathung nicht aus dem väterlichen Ha
Sie kamen auch nur selten in die Tempel u
Aufsicht alter Weiber, und denn durften sie n
die Augen aufschlagen oder den Mund öffn
Giengen sie ohne Erlaubniß von ihrer Ar
weg, so wurden sie gestraft. Das Lügen wu
als ein solches Laster angesehen, daß man ein
Mädchen, welches dieses Verbrechen begie
einen kleinen Schnitt in die Lippe gab.

§. 107.

Handwerker und Manufakturen.

In Handwerkern und mancherley künstlic
Arbeiten waren die Mexikaner sehr geschickt.
Goldarbeiter verstunden ihre Profession aus
Grunde und verarbeiteten das Gold auf die s
reic

hste Art. Ihre meiste Arbeit bestund aus
geln, Thieren und dergleichen, womit die
rnehmen ihre Zimmer aufputzten und worinn
r Kunst und Arbeit als innerlicher Werth
r. Sie machten Fische, deren Schuppen von
ld und Silber abwechselten; Papagoyen, die
Kopf, die Zunge und die Flügel bewegten;
en die verschiedene Künste machten. Die
chtigen Gefäße, welche Motezuma in seinen
hlössern in Menge hatte, konnten von der Er-
ung und Geschicklichkeit ihrer Verfertiger zeu-
. Sie machten Kattunleinwand aus Baum-
le so schön, daß man sie dem Anblick nach von
Seidenarbeit nicht unterscheiden konnte. Die
emein schön gearbeiteten Teppiche, wobey sich
Maler sonderlich hervorthaten, waren keine
geringsten Beweise ihrer Geschicklichkeit.
re Töpferarbeit war ungemein fein, künstlich
lättet und mit auserlesener Erfindung gearbei-

Handel und Wandel war bey ihnen in nicht Handlung.
inger Aufnahme. Im ganzen Reiche und
n dazu gehörigen Landschaften hatten die Ein-
hner eine besondere Neigung dazu, und brach-
alle ihre Waaren nach der Hauptstadt Mexiko
n Verkauf, woselbst große Messen und Märkte
alten wurden. Ihr meister Handel geschah
ch Umsatz der Waaren, und einer vertauschte
seinigen gegen andere, die er nöthig hatte. Das
ld war zwar überflüssig unter ihnen, aber nicht
dem gemeinen Mann, weil die Vornehmen
egierig darnach waren, daß sie, so viel sie da-

von

von erlangen konnten, an sich brachten un
sorgfältig aufhuben. Da ihre Schiffahrt
Schiffahrt. keiner sonderlichen Wichtigkeit war und sie
niemals allzuweit in die offne See wagten,
waren auch ihre Fahrzeuge von keiner son
lichen Erheblichkeit; sondern sie bestunden in
unter den Amerikanern durchgängig üblichen
noten und Pyroguen, außer daß sie mit et
mehrerer Erfindung und Geschicklichkeit geb
Schreibe- waren. Den Gebrauch der Buchstaben ha
kunst. sie nicht, und sie bedienten sich statt derselben
wisser Bilder. Was der Deutlichkeit der F
ren ermangelte, suchten sie durch gewisse Cha
tere, die sie dazu setzten, verständlich zu mac
und darinn bestund ihre Art zu schreiben.
wußten sich durch den Pinsel deutlich aus
drucken, indem sie den materialen Gegenst
nach ihrer Einbildung, das übrige aber d
Zahlen oder andere Zeichen mit einer so arti
Ordnung vorzustellen wußten, daß die Zah
Charakter und Bilder sich unter einander zu A
drückung der Gedanken behülflich waren und
ganze Rede schilderten. Sie verfertigten
diese Art ganze Bücher, worinn sie das And
ken ihrer Alterthümer und die Jahrbücher ih
Kaiser aufbehalten hatten. Ihre Bücher bes
den aus langen Streifen Leinwand, die mit
nem Gummi oder Firniß überzogen waren,
es wurden auch einige von breiten Häuten an
troffen. Beyderley Arten waren zusammengel
so daß jede Falte ein Blatt ausmachte. Es

bedauern, daß die Spanier, welche diese cher für Zauberbücher ansahen, aus einem edachtsamen Religionseifer sie alle vernichte:

Die Malerey der mexikanischen Maler war Malerey.
emein schön und künstlich. Sie bedienten zu ihren Schildereyen insbesondere der bun: Federn. Der Grund der Gemälde bestand feinem, sauber gearbeiteten, baumwollenen ge, auf welchem die Federn dergestalt künst: verbunden und Schatten und Licht so un: blich künstlich beobachtet wurden, daß man Fleiß dieser Zusammenfügung die schönsten ildereyen sowohl, als auch Blumenstücke, chaften und dergleichen verfertiget sah. e Geschicklichkeit der mexikanischen Maler rte sich auch in Führung des Pinsels, und die nier erstaunten, da sie sahen, wie diese Ma: on ihren Schiffen, Soldaten, Pferden, Ge: ze und allem, was sie im spanischen Lager er: , einen sehr genauen Entwurf auf Kattun: and gemacht hatten. Sie bemalten auch ley hölzernes, mit vieler Kunst verfertigtes sgeräthe mit mancherley Figuren, und um Glanz der Farben dauerhaft und noch lebhaf: u machen, bestrichen sie sie mit gewissen Fir: , so daß man sie ohne Schaden täglich brau: und auch abwaschen konnte.

§. 108.

Aus der Beschreibung ihrer Städte und be: Baukunst.
rs der Hauptstadt Mexiko ist abzunehmen, die Mexikaner keinen unebnen Geschmack in

der

der Baukunst hatten. Bey den prächtigen
läſten des Kaisers und seiner vornehmen H
dienten war alles anzutreffen, was zur P
und Herrlichkeit nur ausgedacht werden ko
Marmor und Porphyr wurden zu ihrer ä
lichen Verzierung angewendet; Cedernholz,
und Malerey zierten sie von innen. Ihre S
wußten sie mit ungemein dicken Mauern z
festigen und hin und wieder Wachthürme
legen. In den Mauern waren vielerley Oeff
gen gelassen, wodurch sie ihre Pfeile au
Feinde abdrücken konnten. Die Arzeney
Arzeney-kunst. war auch eine Wissenschaft, worauf sie sich
derlich zu legen pflegten. Ihre Wundärzte
ten die Eigenschaften der Pflanzen, Kräute
Wurzeln vollkommen, und wußten sie mit
so wundersamen Geschicklichkeit bey den ver
denen Schäden zu gebrauchen, daß nicht
jemand daran sterben durfte. Anfänglich
brauchten sie einige einfache, gelinde Mittel
Entzündung einer Wunde zu verhindern un
Schmerzen zu mindern; allmählig wandte
sich zu andern, die der Wunde eine Heilun
wege brachten, und endlich schritten sie zur
lung. Motezuma war ein besonderer Lieb
aller der Gesundheit dienlichen Kräuter und
in allen seinen Lustgärten besondere Abtheilu
dazu aussetzen lassen, und aus diesen konnte
Aerzte erhalten, was sie verlangten. Ihr
Kalender. lender hatten eine besondere Einrichtung.
verfertigten sie nach der Bewegung der S

ihr Jahr bestund aus 365 Tagen; jedoch
lten sie es in 18 Monate und jeden Monat
20 Tage. Weil dies nur 360 Tage aus-
chte, so schalteten sie die 5 übrigen am Ende
Jahres ein, um es dem Sonnenlaufe gleich
nachen. Diese 5 Tage brachten sie in Müßig-
g und Ergötzlichkeiten zu: sie besuchten einan-
und machten sich allerley Vergnügen, um sich
r Meynung nach im voraus wegen des Kum-
s und Elendes des Jahres, welches sie an-
en sollten, schadlos zu halten. Ihre Jahr-
derte bestunden aus 4 Jahrwochen, deren Jahrhun-
richtung mit vieler Kunst gemacht war. Es derte.
de ein großer Kreis gezogen und in 52
ade abgetheilt, jedem Grade aber 1 Jahr
gelegt. Mitten im Kreise war das Bild der
nne, aus deren Stralen vier mit verschiedenen
ben bezeichnete Linien hervorragten, welche
Umfang des Kreises gleich eintheilten. Auf
en Abtheilungen zählten sie die Veränderun-
ihrer Jahrhunderte und die glücklichen oder
glücklichen Sonnenwendungen nach der Farbe
Linien, unter welche sie fielen, ab. Sie
ubten, daß, wenn die Sonne am Ende die-
Jahrhunderts ihren Lauf endigte, die Welt
fahr liefe, unterzugehen. Wenn also der
e Tag des 52sten Jahres eintrat, so berei-
sich jedermann zur Erfahrung dieses schreck-
en Schicksals. Sie zerbrachen alle ihre Ge-
e, als welche ihnen nicht weiter nutzen könn-
, sie löschten das Feuer aus, sie liefen die
ganze

ganze Nacht als unsinnige Menschen herum, niemand unterstund sich, sich zur Ruhe zu b ben. Sobald sie aber die Morgendämmer erblickten, fiengen sie an wieder lebendig zu r den, und sobald sich die Sonne zeigte, so wu sie unter dem Schalle aller ihrer Instrum mit Liedern und Gesängen begrüßet, welche Freude zu erkennen gaben. Denn statteten den Göttern in den Tempeln Dank ab und n men aus den Händen der Opferpriester ein ne Feuer, so sie vor den Altären durch heftiges einander Reiben zweyer trocknen Stücke F anzündeten. Nachher schaffte sich ein jeder ne Vorrath von Gefäßen an, und dieser Tag wu durch öffentliche Freudenbezeugungen, di Tänze und andere Uebungen der Geschicklich gefeyert.

§. 109.

Ergötzlichkeiten.

Eine der vorzüglichsten Ergötzlichkeiten stund in der Jagd, in welcher Uebung die M kaner ungemein geschickt waren. Sie hatten Dreistigkeit mit wilden Thieren zu streiten, man nicht ohne Erstaunen ansehen konnte, ja konnten sie ohne viele Mühe mitten in ihrem La aufhalten und erlegen. Sie liebten nicht weni die Musik, welche in Instrumenten und Ges gen bestund. Jene waren Rohrflöten, M schnecken und eine Art von Trommel, die einem gekrümmten Baumstamme gemacht so lange geschabet war, bis sie durch Berühru mit einer Ruthe einen Laut von sich gab.

Gesä

Gesänge brauchten sie auch bey dem Tanze und
enthielten das Lob ihrer Götter und der Tha-
ihrer Kaiser. Sowohl zu diesem Zeitvertreibe
zu allen Schauspielen hatten sie eine solche
gung, daß sie fast alle Abende Lustbarkeiten
elleten. Die vorzüglichste war eine Art von
ll, welche sie Mitotes nannten, und bestund Tanz Mi-
einem ungeheuren Zulauf von Menschen, totes.
n einige sehr gepuzt, andere aber unter wun-
aren Larven verkleidet waren. Hiebey war
Adel mit dem gemeinen Volke ohne Beobach-
des Ranges vermischt. Man tanzte unter
Schall zwoer Pauken von ausgehöhltem
e, davon die eine einen hohen, die andere
n niedrigen Ton hatte. Auf dem Tanzplatze
en sie sich paarweise ein, und nachdem sie
e mal hin und hergegangen waren und ver-
dene Figuren gemacht hatten, so machten sie
Kreis und jedermann sprung zugleich in die
e, ohne jedoch aus dem Takte zu kommen.
bald ein Kreis müde war, trat ein anderer
essen Stelle, der ganz andere Sprünge und
ren machte. Endlich liefen sie mit großem
dengeschrey, jedoch beständig nach dem Takt,
nter einander. Bisweilen versammelte sich
Volk auf den öffentlichen Plätzen oder auf
Stuffen der Tempel, wo man nach der
ibe schoß, Wettläufe und Zweykämpfe und
e Uebungen anstellete, und zwar unter ge-
n Bedingungen, wobey der Ueberwinder
ffentliche Kosten einen Preis erhielt. Es

fanden sich auch Seiltänzer, die ohne Gleichgewicht mit vieler Fertigkeit auf dem Seile herumsprungen, und andere, die auf die Schultern der ersten sprungen und sich auf denselben vielmehr herumdreheten. Das Ballspiel liebten sie ausserordentlich sehr. Sie brauchten dazu einen Ball, der aus einer Art von Harze gemacht und weder zu hart noch zuschwer war, sondern beständig als ein Ballon prallete. Hiezu vertheilten sie sich in Partheyen, und oftmals wurde der Ball lange Zeit in der Luft erhalten, bis ihn eine von beyden Partheyen zu einem gewissen Ziel getrieben und solchergestalt das Spiel gewonnen hatte. Selten der Hauptstadt verstrichen wenig Tage, da nicht dergleichen Ergötzlichkeiten angestellet wurden. Denn ob Motezuma gleich keinen sonderlichen Gefallen daran hatte, so hielt er doch für rathsam, daß sklavische Volk durch dieses anscheinende Vergnügen bey guter Gesinnung zu erhalten, und seinen sonst zur Unruhe geneigten Unterthanen dadurch täglich etwas neues zu thun zu geben.

§. 110.

Religion. Die Religion der Mexikaner war höchst unvernünftig und wegen der erschrecklichen Menschenopfer abscheulich. Ohngeachtet der grossen Anzahl von Göttern, welche sich über 2000 belief, hatten sie doch einigen Begriff von einer obern Gottheit, der sie die Erschaffung des Himmels und der Erde beylegten. Sie hatten auch für diesen unbekannten Gott keine Benennung in ihrer Sprache, und sie gaben bloß dadurch,

Grundsätze.

ihre Augen ehrerbietig gen Himmel richteten, verstehen, daß sie ihn kenneten. Sie hielten n aber nicht für so mächtig und unumschränkt, ß er nicht zur Regierung der Welt einigen eystand gebrauchte. Ihre Meynung vom Ur- unge der Götter, welche sie anbeteten, war se, daß sie nicht eher entstanden wären, als die Menschen sich zu vermehren angefangen d böser geworden. Sie hielten sie für wohl- tige Geister, die alsdenn, wenn die Menschen er Hülfe bedürften, entstünden, ob man gleich e eigentliche Natur nicht wisse. Die Seele lten sie für unsterblich und entweder zu Beloh- ngen oder zu Strafen bestimmt. Sie gaben erley Orte an, wohin die Seelen nach dem de kämen. Einen davon setzten sie in die nne, wohin niemand kam, als wer ein red- er Mann gewesen, im Treffen umgekommen, r von Feinden geopfert worden. Die Bösen ßten in unterirdische Löcher kriechen. Die der und Todtgebohrnen, wer vor Alter oder Krankheit starb, wer plötzlich starb, wer Wasser ersoff, kam an einen besondern Ort. rz es war einem jeden nach Beschaffenheit sei- Alters, geführten Lebens und der Art seines es ein eigener Ort angewiesen. Der vor- mste Götze war der Kriegsgott Vizizilipuztli Götzen. dessen Bruder Tlaloch, welche die oberste valt über den Krieg mit einander theilten und einerley Stärke und übereinstimmenden Wil- waren; daher sie auch mit einerley Opfern

verehret wurden. Außer diesen hatten sie ei
Gott der Todten, einen Wassergott, einen Wi
und Weingott, einen Gott der Jagd und
Kaufmannschaft und andere Götter. Fast j
Gasse hatte ihren Schutzgott, und kein Ung
war zu erdenken, das nicht seinen besondern A
hatte, wo sie Hülfe dawider zu finden glaubt
Den Bußgott Tescatilpuza, an den sie
wandten, um Vergebung ihrer Sünden zu
halten, fürchteten sie am meisten, weil sie
mer besorgten, er möchte ihre Sünden aufdeck
Sein Fest wurde alle 4 Jahre gefeyert
brachte allgemeinen Ablaß mit sich. Sie hat
auch Göttinnen, worunter die vornehmste T
die allgemeine Mutter, hieß, und Matlalc
die Wassergöttinn war. Eine jede Gottheit h
Tempel. zwar ihren besondern Tempel, dem Vizzilipu
aber waren die herrlichsten, besonders der gr
Tempel zu Mexiko gewidmet. Dieser stand
einem großen viereckigen Platz, um welchen e
steinerne Mauer aufgerichtet war, welche
steinernen in einander geschlungenen Schlan
besetzt war. Vor der Hauptpforte stand
Art Kapelle von Stein, 30 Stuffen hoch er
ben, und oben drauf ein Altan, an dessen Ge
der Hirnschädel der Geopferten hiengen. In
halb der Mauer waren die Wohnungen
Opferpriester und Bedienten des Tempels,
dennoch war der Platz von solchem Umfange, i
an den großen Festen 10000 Menschen bequ
lich darauf tanzen konnten. In der Mitte

Platzes erhub sich ein großes steinernes vier-
ges Gebäude, gleich einer abgekürzten Pyra-
de, an dessen einer Seite eine Treppe von 120
uffen hinaufführte. Oben war ein viereckiger
itz, 40 Fuß im Umkreise, den eine Gallerie
schlangenweise gedreheten steinernen Pfeilern
gab. Der Treppe gegen über standen zwo
chtige Kapellen, in welchen das Bild des
itzilipuztli und des Tlaloch stand, und vor
elben war ein 5 Fuß hoher grüner Stein,
oberwärts in Form eines Kameelrückens spitz
ieng. Auf diesen Stein legte man die un-
klichen Schlachtopfer, um ihnen den Leib auf-
ißen und das Herz herauszunehmen. Viztzi- Viztzilli-
ztli hatte eine menschliche Gestalt und saß puztli.
einem Throne, der auf einer blauen Kugel,
he sie den Himmel nannten, ruhete. Auf
Seiten der Kugel giengen vier Stäbe heraus
Schlangenköpfen, welche die Opferpriester
die Schultern legten, wenn sie den Götzen
tlich zeigen wollten. Auf dem Kopf hatte er
n Helm in Gestalt eines Vogels, der mit
nen Federn und einem goldenen Schnabel
Kamm gezieret war. Das Gesicht war
ckhaft und grausam und wurde durch zwey
e Bänder, davon ihm eins über die Stirne,
andere über die Nase hieng, verunstaltet.
ne rechte Hand lehnte sich auf eine gekrümmte
lange, die ihm statt des Stabes diente, in
inken hielt er viel Pfeile und ein Schild, wel-
mit fünf kreuzweis gelegten Fichtenäpfeln ver-

sehen war. Diese Zierrathen hatten geheimn
volle Bedeutungen, wovon sie tausend Thorh
ten zu erzählen wußten. In der Stadt Mex
waren noch 8 kleinere Tempel, die fast eben
prächtig und beynahe auf eben die Art erba
waren.

§. III.

Menschenopfer. Die Mexikaner schoneten nur deswegen
Blut ihrer Feinde im Kriege und suchten viel
fangene zu machen, damit sie ihren Göttern de
mehr Menschen opfern könnten. Währete
Friede allzulange, so stellten die Priester dem F
ser vor, die Götter litten großen Hunger.
gleich griff die ganze Nation zum Gewehr, n
brach eine Ursach vom Zaun und fiel den Ne
barn auf allen Seiten ins Land. Bey manch
Feste belief sich die Zahl der Schlachtopfer n
auf 5000, ja zu Mexiko kostete wohl ein ei
Opfer 20000 Menschen das Leben. Man fü
die Gefangenen unter einer zahlreichen Wach
den Hof des Tempels und ließ sie einen nach
andern auf den vorhin beschriebenen Altan stei
Jedweder wurde, wenn die Reihe an ihn k
auf einen Stein gelegt. Ein Opferpriester h
ihm ein hölzernes Halsband, das die Ge
einer im Kreise liegenden Schlange hatte,
den Hals, und vier andere hielten ihm die A
und Beine. Der Topilzin oder vornehr
Opferpriester schlitzte ihm mit einem kieselstei
nen Messer die Brust auf, riß ihm das Herz
dem Leibe und hielt es erst gegen die Sonne,

den daraus aufsteigenden ersten Dampf zu
fern. Hernach rieb er einem neben ihm lie-
nden aus Maizmehle und Honig verfertigten
ßenbilde das Gesicht damit und sprach einige
bete dabey, da indessen die andern Priester
Leichnam die Treppe herunterwarfen. Eben
verfuhr man mit allen zum Opfer bestimmten
fangenen, so lange noch einer da war. Nach-
ends kamen diejenigen, die sie gefangen hatten,
ten die todten Körper weg und vertheilten sie
er ihre Freunde, die sich damit was zu gute
ten. Diese abscheuliche Gewohnheit wurde in
n Landschaften des Reichs mit gleichem Eifer
bachtet. An gewissen Festen nahm man noch Menschen-
ere Opfer vor, die man Racazipe Velitzli, schinderey.
. Menschenschinderey nannte. Die Priester
n einige Gefangene aus und schunden sie wirk-
, und behiengen einige geringe Tempeldiener
den Häuten. Diese liefen damit in der gan-
Stadt herum, sungen und tanzten vor allen
ufern, und jedermann mußte ihnen eine Gabe
en. Die Köpfe hob man auf, um den soge-
nten Gottesacker der Schlachtopfer davon zu
en. Dieses war eine Art von Amphitheater
Kalk und Todtenköpfen zusammengesetzt, wor-
die Zähne der Köpfe den abscheulichsten An-
machten. Es wurden eigene Leute gehalten,
herausgefallenen Köpfe wieder hineinzusetzen
Ordnung in diesem entsetzlichen Gebäude zu
alten. Die Spanier sollen 130000 Köpfe
nn gezählt haben, die vier großen Thürme

ungerechnet, die am Eingange stunden und a
aus lauter Köpfen erbauet waren. Das
nehmste Fest wurde dem Vitzilipuztli zu Eh
allemal im Maymonate gefeyert. Man ver
tigte aus Maizmehle und Honig ein großes B
welches man herrlich schmückte. Am Festta
Festtage. sobald die Sonne aufgieng, wurde das Bild
den jungen Mädchen auf einer Bahre in
Tempelhof getragen, wo jedermann auf die K
fiel und sich Erde aufs Haupt streute. D
liefen die Jünglinge mit dem Bilde in Proces
nach dem Berge Chapultepeque und ein
andern Orten. Bey ihrer Rückkunft in den T
pel wurde das Bild auf die Höhe des Tem
gezogen, da indessen alles Volk auf der Erde
und anbetete. Einige Mädchen brachten
eben dem Teige, woraus das Bild verfertigt
viele Stücke in Gestalt der Knochen. Diese
den von den Priestern mit Gesängen und Geb
eingeweihet; hernach wurden viele Gefangen
opfert und mancherley Ceremonien vorgenomm
Endlich zerschnitten die Priester die Teigstück
Bissen und gaben sie dem Volke ohne Unters
des Alters und Geschlechts. Jedweder aß se
Bissen mit großer Andacht, ja mit heißen T
zähren, und glaubte, er habe das Fleisch se
Gottes gegessen. Alle vier Jahre wurde
Ablaßfest, welches sie Torcoatl nannten,
Tage lang dem Götzen Tezkatlipuka zu Eh
mit abergläubischem Gepränge gefeyert. N
trug den Götzen in Procession herum, wobey

Volk dergestalt geißelte, daß das Blut häufig
abfloß. Diejenigen, die eine Missethat be-
gen hatten, weinten und baten ihn um Ver-
ung der Sünden, und die Kriegsmänner
en um Sieg wider die Feinde, damit sie viel
fangene machen könnten. Jedermann brachte
n Götzen nach Vermögen Geschenke, und end-
endigte sich das Fest mit Abschlachtung eines
fangenen, der ein ganzes Jahr zuvor dem
tzen vorgestellet war. Die Kaufleute hatten
Jahresfest, das ihrem Götzen Quatzalcoatl
Ehren gefeyert wurde. Man kaufte vierzig
e vorher einen wohlgewachsenen Gefangenen,
man alle Tage badete, mit dem Gewande des
tzen schmückte und mit Leckerbissen futterte.
bestimmten Tage wurde er um Mitternacht
pfert und sein Herz dem Monde gewehr. Der
hnam wurde zu dem vornehmsten Kaufmann
racht und daselbst verzehret. Mit Aufgang
Sonne bezeigten sie dem Götzenbilde ihre
erbietung und machten sich den ganzen Tag
g, wobey sie sich auf mancherley Weise ver-
beten.

§. 112.

Priester.

Außer den sechs Opferpriestern des großen
apels, welche ihre Aemter auf ihre Kinder
rbeten, hatte jeder Götze und jeder Tempel
e eigene Priester und Oberpriester, welche ins-
mmt unter dem obersten Opferpriester Topil-
stunden. Ihr Aufzug war fürchterlich und
and in einem schwarzen Mantel, der auf der

Erde nachschleppte und oberwärts zusamm
gefalten war, wie eine Kapucinermütze, w
sie auch über den Kopf zogen. Weil sie
Haare und den ganzen Leib mit einem gew
Fette salbeten, so wurden sie nicht nur über
über haarig, sondern auch die Haare selbst so
als Borsten, welche überdies von Menschen
starreten. Sie durften sie niemals auskäm
auch Hände und Gesichte nur zu gewissen Z
waschen. Ihre gewöhnliche Verrichtung
alle Tage viermal vor den Götzen zu räuch
nach welcher Ceremonie sie mit einander in
verborgenen Ort giengen und einige harte
übungen vornahmen, da sie sich peitschten,
sich Blut aus irgend einem Theile des L
zapften, welches bey der Andacht aller Mexik
etwas gemeines war. Jedweder Tempel
seine Einkünfte, und die Priester wurden für
Peinigung ihres Leibes wichtig bezahlt. Es

Geweihete Jungfrauen,

ten sich auch zu ihrem Götzendienste eine A
Jungfrauen gewidmet. Sie mußten nur 1
13 Jahre alt seyn, wenn sie in den Tempeln
genommen wurden. Sie reinigten die Te
schmückten sie an Festtagen und bereiteten
Speisen für die Götzen, d. i. für die Pri
denn diese durften nichts essen, als was vor
Altar gebracht worden war. Zu gewissen Z
stunden sie des Nachts auf, spielten auf F
und Schneckenhörnern und stimmten Lieder
einem traurigen Tone an; zugleich räucherte
mit Weihrauch, geißelten sich bis aufs Blut,

hen ihre Ohren und bestrichen ihre Angesich-
e mit dem Blute. Nach Ablauf eines Jahres
d ihnen frey, im Tempel zu bleiben oder sich
verheirathen. Auch junge Mannspersonen und Jüng-
en das Gelübde der Keuschheit. Sie wohn- linge.
unter einem Aufseher in einem besondern Ge-
de des Tempelhofes, und hatten die Aufsicht
: die Kleidung und Rauchfässer und über den
ier glühenden Feuertopf vor den Vizizilipuzli.
durften vor einer Weibsperson kein Auge
chlagen, mußten die heiligen Oerter auskeh-
das vor dem Götzen brennende heilige Feuer
achen und unterhalten, und von Haus zu
is Allmosen sammeln. Bey Nacht mußten
aufstehen und die Trommeten blasen. Sie
hen sich auch oft mit Pfriemen blutig und be-
hen mit dem Blute die Schläfe bis unten an
Ohren. Nach Ablauf eines Jahres wuschen
as Blut wieder ab, und denn stund es ihnen
, im Tempel zu bleiben oder ihn zu verlassen.
Sorge für das Begräbniß gehörte auch den Leichbe-
estern. Einige Mexikaner ließen sich im Hofe gängnisse.
s Hauses, andre auf einem Gebirge begra-
, und noch andre verordneten, man sollte ihre
he verbrennen und die Asche nebst ihren Klei-
und Kostbarkeiten in einem Tempel beysetzen.
bald jemand gestorben war, rief man die
esser herbey, welche ihn auf die Erde huben,
mit seinen besten Kleidern angethan in eine
nde Stellung brachten. Denn traten die An-
vandten und Freunde vor den Todten, grüß-

ten

ten ihn und brachten ihm Geschenke. War ein Vornehmer, so wurde seinem Hauskapell seinen vornehmsten Bedienten und Leibeige die Hälse abgeschnitten, um ihn in der and Welt zu bedienen. Es war ein Merkmaal e besondern, den rechtmäßigen Weibern aber sonders eigenen Liebe, die Begräbnißfeyer ih Mannes durch ihren Tod noch mehr zu bege Man gab ihnen auch ihre Kleider, Kostbarke und Schätze mit. Das Begängniß dauerte z Tage, und bestund aus einer Abwechselung Heulen und Singen. Die Priester sangen gewisses Todtenamt, richteten dabey den To oft in die Höhe, beräucherten ihn lange und s ten traurige Melodien auf der Trommel Flöte. Wurde er verbrannt, so sammelte Priester in gräßlicher Kleidung die Asche s fältig, und rührte sie lange Zeit mit einem St unter einem so fürchterlichen Bezeigen durch ander, daß der ganzen Versammlung die H zu Berge stunden. Wurde der Kaiser gefähr krank, so bedeckte man dem vornehmsten G das Gesicht mit einer Larve; starb er, so beka alle Landschaften gleich Nachricht davon, alle Vornehme bey dem Leichenbegängnisse scheinen mußten. Die Leiche wurde mit vi Kostbarkeiten im Tempelhofe verbrannt, un wurden wenigstens 200 Schlachtopfer dabey opfert, welches nicht nur Leibeigene, sondern a Hofbeamte nebst einigem Frauenzimmer wa Die Asche wurde in ein Gefäß gesammelt

großer Pracht in das kaiserliche Begräbniß dem Berge Chapultepeque gebracht.

§. 113.

Die Mexikaner hatten keine geschriebene Ge- Justizverwaltung.
, sondern sie richteten sich nach der Gewohn- so von ihren Vorfahren auf sie gekommen. Herkommen diente ihnen also anstatt der tze, wenn nicht der Machtspruch des Landes- n der Sache ein anderes Ansehen gab. Die ptverbrechen, welche mit dem Tode bestraft den, waren Todtschläge, Räuberey, Ehe- und die geringste Verabsäumung der Ehr- t wider des Kaisers Person und wider die gion. Die Untreue eines Bedienten wurde mit dem Tode bestraft, und diejenigen, wel- n öffentlichen Aemtern stunden, hatten sich esem Falle keine Verzeihung zu versprechen. tezuma hatte diese Gewohnheit mit aller nge erneuert; er hatte geheime und sichere oschafter, die ihn von der Aufführung seiner enten benachrichtigten; er ließ sogar unter and ihre Uneigennützigkeit durch Darbietung iger Geschenke auf die Probe stellen, und nige, der sich hintergehen ließ, wurde ohne nherzigkeit mit dem Tode bestraft. Zur altung der Gerechtigkeit waren sowohl als Obergerichte bestellet. Sie waren mit enen Männern besetzt, welche ihre Aufmerk- eit nicht nur auf die Bestrafung der Laster, en auch auf die Belohnung der Verdienste ten. Bey den Prozessen in der ersten In-

stanz

stanz verfuhren sie summarisch, ohne etwas derzuschreiben. Der Kläger und Beklagte schienen, jedweder mit seinen Zeugen und weisen, und die Streitigkeit wurde auf der S entschieden. Wenn die Sache von Wichti war, daß eine Apellation an ein hohes Ger statt fand, so wurde sie etwas länger erwo Sie hatten auch Handelsrichter, und es w auch Polizeymeister in jeder Stadt verord die durch die Gassen der Stadt giengen und Uebelthäter aufhuben. Diese hielten einen S in der Hand, welcher ihr Amt anzeigte, und den allezeit von einigen Schergen begleitet. besorgten unter Aufsicht der Gerichtshöfe a was eine geschwinde Erörterung erforderte.

§. 114.

Regierungsform.

Mexiko war ein Wahlreich und die Ty folge war keinesweges erblich; sondern nach leben eines Kaisers wurde allemal ein solcher ter den Landesfürsten, dem Adel und der R schaft ausgesucht, von dem man eine gelinde gierung und eine tapfere Bestreitung der F vermuthen konnte. Die Tapferkeit war Haupttugend, welche sie kannten, und der K der ihnen ihre Könige verschaffte, vergrö auch ihr Reich immer mehr. Die Kaiser

Kaiserwahl.

geschah durch 6 Wahlfürsten, unter denen Caziquen von Tezcuco und Tacuba den nehmsten Rang hatten, welche auch ihre W auf ihre Kinder vererbten. Unmittelbar der Wahl mußte der neue Landesherr zu

ge

n, und entweder eine Landschaft erobern,
doch wenigstens einen Sieg gegen die Feinde
Reichs erfechten, oder einige Aufrührer zum
orsam bringen. Denn hielt er seinen trium-
enden Einzug in die Stadt und wurde
ganzen Adel, allen Beamten und Priestern
en Tempel des Kriegsgottes begleitet. Hier
n ihm die Kuhrfürsten den kaiserlichen Man- Krönung.
nd Kleidung an, und gaben ihm in die rechte
d ein goldenes, mit Feuersteinen besetztes
wert, das ein Zeichen der Gerechtigkeit war,
in die linke einen Bogen und Pfeile, welche
inumschränkte Gewalt über das Kriegsheer
uteten. Alsdenn setzte ihm der König von
:uco die Krone auf, welches eine leichte gol-
Mütze war; die vorwärts spitzig zugieng,
rwärts aber sich herabbog. Einer von den
zen wünschte ihm in einer langen Rede Glück
iner Würde und stellte ihm die damit ver-
fte Schuldigkeit vor Augen. Denn ließ ihn
Hohepriester schwören, daß er die Religion
Voraltern erhalten, die Gesetze und Ge-
heiten des Reichs beobachten und seine Un-
anen mit Gelindigkeit regieren wolle. Er
ur auch, daß es Zeit seiner Regierung zu
er Zeit regnen, die Flüsse keine Ueberschwem-
gen anrichten, und die Felder nicht durch Un-
tbarkeit, noch die Menschen durch übele
lüsse der Sonne befallen werden sollten.
h diesen wunderlichen Eid wollte man ihm
zu verstehen geben, daß er, weil die Land-

plagen

plagen gemeiniglich von einer schlechten R
rung herrührten, mit Mäßigung und Weis
verfahren sollte, daß man solche Unglücks
weder für eine Folge seiner Unvorsichtigkeit,
für eine Strafe seines übeln Lebens ans
Wappen. könnte. Das kaiserliche Wappen bestand
einem Greif, dessen halber Leib einen Adler,
andere Hälfte aber einen Löwen vorstellete.
ser hatte die Flügel ausgebreitet, als ob er
fliegen wollte, und hielt einen Tyger zwischen
Klauen, welchen er mit Gewalt zu tödten sc
Hiedurch wollte man die Unüberwindlichkeit
Kaiserliche Schmuck. Kaiser anzeigen. Der kaiserliche Schmuck
stand in einem feinen baumwollenen, mit E
Perlen und kostbaren Steinen besetzten Ma
der auf beyden Schultern fest gemacht war
bis auf die Erde hinunterhieng. An den Fü
trug er goldene Fußsohlen, die mit Riemen
festiget wurden. Insgemein ließ er sich
einem Sessel von feinem Golde, der mit den
tensten und kostbarsten Federn künstlich gez
war, tragen. Auf den Seiten giengen vier
nehme Herren, die einen Himmel von gr
Federn über dem Sessel trugen, und voran g
gen zween Marschälle mit goldenen Stäben,
sie bisweilen in die Höhe huben, worauf sog
jedermann auf die Erde fiel, und sich niem
unterstehen durfte, ihn anzusehen. Motezu
Hofstatt. hatte eine ungemein prächtige Hofstatt und
Menge von Hofbedienten, wozu er keine an
als adeliche Personen nahm. Er hatte eine z
fr

ye Leibwache. Die eine war so zahlreich, daß
alle Höfe seines Schlosses einnahm. Die an-
: bestand aus 200 Edelleuten, die täglich im
erlichen Pallaste die Aufwartung hatten und
ls des Kaisers Person im Schlosse bewach-
. theils ihn aller Orten hin begleiteten. Alle
lleute, nicht nur in der Hauptstadt, sondern
) im ganzen Reiche, dieneten wechselsweise,
wenn sie die Reihe traf, fanden sie sich aus
entferntesten Städten bey Hofe ein. Diese
wache dienete ihm, den Gehorsam des Adels
lebung zu erhalten, und auch seine tüchtig-
Unterthanen kennen zu lernen. Er hatte
) zur Aufmunterung der Tapferkeit eine Art
Ritterorden erdacht, und die damit begnadigt Ritter-
den, trugen besondere Kleider und Ordens- orden.
en. Es gab Ritter des Adler- des Tyger-
Löwenordens, und jeder Ritter trug das Zei-
seines Ordens, welches in dem Bildnisse ge-
ter Thiere bestund, an einem Bande um den
s, oder auf dem Mantel gemalt. Noch stif-
er einen hohen Orden, wozu nur die kaiser-
n Anverwandten und Prinzen gelangeten.
Ritter, welche Tecuitles hießen, hatten
heil ihrer Haare durch ein rothes Band zu-
nengebunden und große rothe Bänder von
Federkronen über die Schultern herabhän-
Die Länge und Anzahl der Bänder war
schieden, nachdem der Ritter viel oder wenig
ienste erworben hatte. Sie mußten vor
Aufnahme manche Proben ausstehen und

wurden mit vielen Ceremonien aufgenomm
worunter diese die vornehmste war, daß ein P
ster ihnen die Nase mit einem spitzigen Ty
knochen oder Adlersklaue durchbohrte, in wel
Löchern sie hernach Goldkörner, Perlen oder E
gesteine trugen. Motezuma gab selten öffen
Audienz. Gehör, und wenn es geschah, schickte er sich
vieler Pracht dazu an. Es geschah allezei
Gegenwart der Großen und seiner Staatsrä
Derjenige, der zur Audienz gelassen wurde, m
barfuß eintreten und drey Verbeugungen mac
ohne sich zu unterstehen die Augen aufzuhe
Bey der ersten Neigung sagte er: gnädi
Herr! bey der andern: mein gnädiger H
und bey der dritten: großmächtigster H
Der Vortrag mußte auf die allerunterwürf
Art gethan werden; nachher wurde auf eben
Art Abschied genommen und die Verbeugun
wiederholt, ohne sich umzukehren. Sobald
geringste Versehen dabey vorgieng, so waren
gleich gewisse Bediente bey der Hand, welch
ches auf der Stelle bestraften.

§. 115.

Kaiserliche Palläste. Der kaiserliche Pallast in Meriko war
Gebäude von ungeheurer Größe und hatte
Pforten, die auf eben so viele Gassen stießen.
Vorderseite war von hellgeschliffnen schwar
rothen und weißen Jaspis in schönster Ordn
aufgeführt. Drey große mit Jaspis gez
Vorhöfe führten zu des Kaisers Gemächer
welche mit Teppichen von der schönsten F
ma

malerey geschmückt waren, und deren Decken aus
edern- Cypressen- und andern wohlriechenden
olze bestunden und mit Laubwerk und anderer
habener Arbeit ausgelegt waren. Das beson-
erste war, daß, obgleich die Mexikaner den Ge-
brauch der Nägel nicht kannten, man dennoch
ie so genaue Zusammenfügung der einzelnen
Stücke bemerkte, als ob sie aus einem einzigen
Stücke bestanden hätten. Motezuma hatte noch
nen andern Pallast, der dem kaiserlichen an
Größe nichts nachgab, und ebenfalls prächtig
ausgeschmückt war. Er hatte das Ansehen einer
Festung, und war mit starken und dicken Mauern,
ich von einem Raume zum andern mit Thür-
en versehen. Er hatte außerdem noch verschie-
ne Lustschlösser, die zur Zierde der Stadt diene-
n. In einem derselben wurden allerley Gat-
ungen von Vögeln aufbehalten, die wegen ihres
hlichen Gesanges und der Schönheit ihrer Fe-
n schätzbar waren. Mehr als 300 Menschen
beschäfftigten sich mit Abwartung derselbigen. In
nem andern Jagdschlosse wurden die Raubvögel
terhalten, die auf der Reyherbeize abgerichtet
ren. In einem Hofe desselben sah man Löwen,
iger, Bären und andere wilde Thiere, welche
in starken hölzernen Behältnissen aufbehalten wur-
n. An einem geheimen Orte dieses Schlosses
nd auch eine unglaubliche Menge von giftigen
hieren, als Ottern, Klapperschlangen, Skor-
pionen u. dergl. in verschiedenen Höhlen und Be-
hältnissen seyn unterhalten worden. In dem

ersten Stocke dieses für die wilden Thiere angel
ken Hofes war eine weitläuftige Wohnung für
Hofnarren, Poßenreißer und Taschenspieler, n
che dem Kaiser zur Ergötzlichkeit dienten. Un
ihre Zahl wurden auch die Ungeheuer, als Zwer
Buckligte und andre, die mit Naturfehlern
Gebrechen behaftet waren, gerechnet. Jedw
Art hatte ihre Aufseher und Lehrmeister, die
in allerhand Geschicklichkeiten und Geschwind
keit des Leibes unterrichteten, und es waren ein
Bediente dazu bestellt, welche diejenigen,
sich hervorthaten, belohnen mußten. Alle d

Gärten. Schlösser waren mit großen und wohlunterha
nen Gärten versehen, worinn die schönsten B
men und vortrefflichsten Arzeneykräuter angeti
sen wurden. Man fand in allen diesen Gär
viele Springbrunnen von süßem Wasser, wel
aus den benachbarten Bergen durch verschied
Wasserleitungen in die Stadt geführt wurd

Pallast der Traurigkeit. Unter allen Gebäuden des Motezuma war
merkwürdigste der Pallast der Traurigkeit, de
Mauren, Dach und Verzierungen schwarz
von einem traurigen Ansehen waren. Dahin
gab sich der Kaiser, wenn ihm ein Anverwand
abstarb, oder bey allgemeinen Landplagen
Vermuthung eines übeln Ausganges einer Un
nehmung, wobey eine öffentliche Betrübnißbe
gung erforderlich war. Die Fenster waren kl
und mit einer Art Gitter versperret, welche n
wenig Licht durchließen. Außerhalb der St
hatte er auch Lusthäuser, welche nahe an M

n lagen, worinn er seine Jagden anstellete, von er ein großer Liebhaber war. Der Kaiser ißete gemeiniglich allein, doch geschah es auch öffentlich. Seine Tafel war mit mehr als 20 Schüsseln von unterschiedenen Speisen be-, deren einige so schmackhaft waren, daß sie h den Spaniern gefielen. Ehe er sich zur el setzte, besah er alle Gerichte, und berührte enigen mit einem Stäbchen, wovon er essen lte; die übrigen wurden unter seine adeliche wache ausgetheilt. Die Schüsseln waren feiner Thonerde, und die Tafeltücher und vietten von sehr weißer und feiner Kattunlein-d; beydes wurde nur einmal gebraucht und nach unter die Bedienten ausgetheilt. Einige narren wohnten jeder Mahlzeit bey und such-ihn auf eine dergleichen Personen gewöhnliche zu belustigen. Hatte der Kaiser einige Stun-geruhet, so mußten die Hofmusikanten ein-n, welche mit Flöten und künstlichen See-cheln eine Art von Harmonie machten. Sie en auch verschiedene Lieder, deren Inhalt die ten und Siege der Kaiser waren. Die mexi-schen Kaiser vermählten sich mit den Prin-nnen ihrer zinsbaren Fürsten, und Motezuma e zwo solche Gemahlinnen, welche den Titel erinn führten, und mit gleicher Pracht und zügen unterhalten wurden. Die Zahl seiner sweiber belief sich auf 3000, welche insge-nt im kaiserlichen Pallast wohnten. Sobald eine vorzüglich schöne Frauensperson im

Kaiserliche Tafel.

Gemahlinnen.

Reiche gefunden wurde, so forderten seine A
seher sie als einen Tribut ein. Er wurde al
dergleichen Personen bald überdrüssig und v
schaffte ihnen alsdenn eine anständige Geleg
heit sich zu verheirathen, und ihre Stelle wu
durch andere ersetzt.

§. 116.

Landes-kollegia.

Obgleich der Kaiser durch die Wahl und
ter verschiedenen Bedingungen zur Regierung
langte; so wurde ihm doch, sobald er den Th
bestiegen, eine unumschränkte Gewalt gelass
und er konnte seine Regierung dergestalt einr
ten, als es ihm selbst gefiel, ohne besorgt zu se
jemanden dieserhalb Rechenschaft ablegen zu d
fen. Besonders war die despotische Gewalt
ter dem Motezuma aufs höchste gestiegen, w
cher seine Unterthanen mit aller ersinnlichen
ranney beherrschte. Das vornehmste Regierun
kollegium war der Staatsrath, welcher
den sechs Wahlfürsten des Reichs bestand.
Fürsten von Tezcuco und Tacuba wurden
bey Angelegenheiten von besonderer Wichtig
in den geheimen Rath gefordert: die andern v
aber hatten ihre Wohnung und Tafel im P
laste, damit sie der Kaiser zu aller Zeit um R
fragen konnte. Sie führten seltsame Titel:
eine hieß Wurfspießfürst; der andere M
schenhauer; der dritte Blutvergießer, d
der vierte Beherrscher des schwarzen H
ses. Unter ihnen stunden alle Gerichtshöfe, d
all

s, was im Reiche vorgieng, wurde ihnen be-
tet. Absonderlich mußten sie auf die Todes-
heile Achtung geben, und niemals wurde eins
ie ihren eigenhändigen Befehl vollzogen. Die
Herrenkammer hatte die Aufsicht über die
Reiche hin und wieder befindlichen Tribunäle
Einhebung der Abgaben und über alle Ein-
fte des Kaisers. An den Justizrath liefen
Appellationen aus allen Untergerichten ein,
ein Kriegsrath hatte mit Anwerbung und
erhaltung der Soldaten zu thun. Die kaiser-
en Einkünfte hatte Motezuma bis auf fast un- Einkünfte.
zwingliche Summen erhöhet. Die Gold- und
Berbergwerke, der Tribut der zinsbaren Cazi-
n, die Salzquellen und andere von Alters her
geführte Gerechtigkeiten trugen dem kaiserlichen
Schatze ein großes ein. Die hauptsächlichsten
Einkünfte aber bestunden in den Steuern der
Unterthanen. Jeder Ackersmann bezahlte den
Mittel des Ertrags des Landes, so er bearbeitete;
Handwerksleute mußten von dem Preise ihrer
Arbeit eben so viel entrichten: die Armen mußten
unentgeldlich alles dasjenige, was die andern bey-
tragen, nach Hofe bringen und Handdienste thun.
Rund um die Hauptstadt liegende Oerter mußten
zu seinen Gebäuden, welche er ohne Unterlaß
führte, Werkzeug und Bauleute herschaffen.
Der Tribut der Edelleute bestund darinn, daß
sie der Person des Kaisers zur Leibwache und mit
einer gewissen Anzahl ihrer Unterthanen unter sei-
ner Armee dienen mußten. Außerdem mußten

sie unaufhörlich Geschenke bringen, und die sch
sten Frauenspersonen im ganzen Reiche wur
ihm als einen Tribut überlassen. Die gerin
Untreue oder Nachlässigkeit der Bedienten, we
die Abgaben einnahmen, wurde mit der To
strafe belegt; daher unerhörte Gewaltthätigke
von ihnen dabey ausgeübt wurden. Die E
künfte reichten nicht nur hin, die Ausgaben
Pracht des Hofes zu bestreiten, sondern a
zwey bis drey Kriegsheere im Felde davon
unterhalten. Hievon blieb noch eine ansehnl
Summe übrig, und die Oberrentkammer mu
Sorge tragen, daß diese in den kaiserlichen Sc
gebracht wurde. Es ward insgesammt zu G
gemacht, damit es desto leichter aufbehalten
Kriegs- den konnte. Die Mexikaner erkannten keine
staat. ßere Glückseligkeit, als die in Erlangung der E
durch die Waffen bestand. Nur dadurch ko
ten sich Personen geringern Standes unter
Adel erheben, und daher trachteten alle diej
gen, welche einen Ehrgeiz und Herzhaftigkeit
spürten, die Würden des Krieges zu erlang
und auf solche Art einen Vorzug vor andern
gewinnen. Es war eine gewisse Zeit im Die
bestimmt, wodurch man den Titel eines Sol
ten mit vorzüglichen Freyheiten erhielt. J
Armeen. Armeen versammelten sich ohne Mühe, weil
Fürsten und Caziquen der Landschaften gehal
waren, die ihnen anbefohlne Mannschaft auf
bestimmten Sammelplatz zu führen. Motezu
soll dreyßig so mächtige Vasallen gehabt hab
ih

bi ein jeder 100000 bewaffnete Mannschaft
i Feld stellen konnte. Der Kaiser befand sich
gemeiniglich in Person bey der Armee, in seiner
Abwesenheit aber stund sie unter der Oberaufsicht
es Generalhauptmanns, dem alle Caziquen
gehorchen mußten. Ihre Waffen bestunden in Waffen.
Bogen und Pfeilen, welche letztern in Ermange-
lung des Eisens mit spitzigen Knochen oder Fisch-
zähnen geschärft waren. Sie führten auch eine
Art von Wurfspießen, und einige hatten breite
hölzerne auf beyden Seiten mit Feuersteinen ge-
schärfte Schwerter, welche sie mit beyden Hän-
den handhabeten. Die Stärksten hatten auch
schwere Streitkolben, in welche am Ende eckige
Kieselsteine eingesetzt waren. Endlich hatten sie
auch Schleuderer, welche die Steine geschickt
und weit zu werfen wußten. Die Caziquen und
Hauptleute hatten zu Vertheidigungswaffen dicke
baumwollene Juppen und hölzerne oder schild-
förmige Schilder, die mit Gold und anderm Me-
talle beschlagen waren. Jeder Haufe führte seine
besondere Standarte, einen Adler, einen Greif, Fahnen.
einen Löwen u. dergl. Bey wichtigen Gelegen-
heiten wurde die kaiserliche Standarte mit ins
Feld genommen und bloß von dem obersten Be-
fehlshaber getragen. Sie war von dem feinsten
Gewebe als ein Netz gewirkt, auch umher mit vie-
len Federn von mancherley Farbe ausgeziert und
hing an einer langen Stange. Man hatte bis-
her das Kriegsheer, welches diese Standarte
führte, allezeit für unüberwindlich gehalten, bis

endlich, da die Spanier die ganze Armee schlu
und die Standarte erbeuteten, der Erfolg zei
daß es ein bloßes Vorurtheil gewesen. Zur A
Feldmusik. munterung der Soldaten gebrauchten sie a
eine Feldmusik, die aus Rohrflöten, M
schnecken und Trommeln bestund. Den Anf
zum Treffen machten sie mit einem ungehe
Geschrey, beobachteten aber dabey eine gute O
nung und Mannszucht. Sie verschossen
gleich ihre Wurfspieße und suchten sobald als m
lich mit dem Feinde handgemein zu werden
ihre Schwerter und Streitkolben zu gebrauch
Sie suchten nicht sowohl ihre Feinde nied
machen, als Gefangene zu bekommen, und
jenige war der tapferste, der die meisten Ge
genen zum Opfer bringen konnte. Motezu
Zeug- hatte auch Zeughäuser, die von seiner Größe
häuser. Neigung zum Kriege zeugeten. In dem ei
arbeiteten alle geschickte und vortreffliche Arbe
leute an allerhand Arten von Waffen unter
wissen Oberaufsehern, welche über die Viel
und den Werth des verfertigten Rechnung fü
ten. Das andere Haus dienete zum ordentlic
Zeughause, wohin die fertigen Waffen gebr
und woraus sie unter die Kriegsvölker und in
Grenzplätze vertheilt wurden. Die für die P
son des Kaisers bestimmten Waffen waren
Golde und kostbaren Steinen ausgeziert und
den höchsten Zimmern längst den Wänden
schönster Ordnung aufgehängt.

§. 1

§. 117.

Die Tlaskalaner, welche sich wider die Republik
cht der Kaiser von Mexiko beständig geschützt Tlaskala.
durch die den Spaniern geleistete Hülfe nicht
ig zum Untergange des Reichs beygetragen
n, verdienen noch besonders erwähnt zu wer-

Ihr Land war zwar bergig und uneben,
doch durchgehends fruchtbar. Der Ein-
z in dasselbe war durch eine hohe 20 Fuß
Mauer versperret, die von einem großen
ge zum andern gieng und eine ungemeine
rke und prächtiges Ansehen hatte. Die Tlas-
ner hatten von den Mexikanern sonst nichts Einwoh-
nommen, als den abscheulichen Gebrauch, ner.
Feinde zu opfern und hernach aufzufressen.
meisten hatten viel natürliches Geschick und
en alles, oder machten es nach, was man
n zeigte. Sie wollten mit Liebe gezogen und
ssert seyn, sie waren mäßig und tapfer, und
en Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit und Wahr-

Lügen, Ehebruch, Dieberey und sinnliche
e, die wider die Natur liefen, wurden mit
Tode bestraft. Die Trunkenheit war so
f verboten, daß niemand als alte Greise, die
Kräfte im Dienste des Staats zugesetzt hat-
starkes Getränke trinken durften. Landes-
äther wurden, nebst ihrer ganzen Anverwandt-
ft bis in den siebenten Grad, hingerichtet,
wenn jemand das gemeine Beste hinderte
h solche Unordnungen, welche den Tod nicht
ieneten, so wurde er an die Grenze verwie-

sen,

sen, welches die schimpflichste unter allen
strafungen war. Junge Leute vom Sta
die ihren Aeltern nicht ehrerbietig begegne
noch Gehorsam leisteten, wurden als aufkeim
Bösewichter, die dereinstens im Staat la
Unheil stiften würden, erdrosselt. Die Tlas
ner giengen nicht nackend, sondern trugen
Kleidung. enge Weste, ohne Kragen und Aermel, mit e
Oeffnung, den Kopf durchzustecken. Diese W
reichte bis an die Knie und über dieselbe tru
sie einen langen Rock von Zwirne gewebet,
chen ihnen eine Pflanze lieferte, die in gr
Menge im Lande wuchs. Die Gesetze erl
Vielweiberey. ten nicht nur die Vielheit der Weiber, sond
sie ermahnten auch diejenigen, die mehr als
Frau ernähren konnten, dazu. Doch führte
eine oder zwo den Namen der Gemahlinnen
gegen diese trugen die übrigen alle große Eh
bietung, und es durfte der Mann bey keiner
schläferinn liegen, ohne es ihnen vorher zu
den. Die Kinder wurden mit aller Sorg
zur Bescheidenheit und Reinlichkeit gewöhnt,
die Caziquenkinder hatten einige Lehrmeis
welche ihnen nicht nur die Vollkommenheit
Gemüths, sondern auch des Leibes beybrach
Sie liebten die Musik, das Singen und Tan
und das Ballspiel. Sie waren ungemein a
Religion. gläubisch, und ihr Gottesdienst macht ihrer
nunft nicht so viel Ehre, als ihre Regierun
kunst. Sie hatten, nebst erstaunlich vielen
tern, auch eine Menge Göttinnen, darunter

Lie

le, der sie zugleich die Herrschaft über die
nde zueigneten, die vornehmste war. Ihr
pel war kostbar und ihr Fest wurde alle Jahr
einer Pracht, welche die ganze Nation her-
ockte, gefeyert. Die Laster hatten ihre Gott-
n sowohl als die Tugenden, und man verehrte
Herzhaftigkeit und die Zagheit, den Geiz und
Freygebigkeit unter sehr seltsamen Gestalten.
l die gemeine Landplage dieser Gegenden in
wieriger Dürre bestund, so genoß der Was-
nd Donnergott Xoloc der allereifrigsten Ver-
ng. Das Feuer hielten sie für den Gott des
n Alters, darum weil es keinen Körper giebt,
es nicht verzehren könnte. Sie erkannten
dieser Vielgötterey zwar eine allerhöchste
heit, die sie aber mit keinem Namen beleg-
Sie glaubten eine Belohnung und Be-
ung in der andern Welt; Geister, die in der
herumschwärmten; neun Himmel, darinn sie
iten und dahin tugendhafte Leute nach ihrem
gleichfals kämen. Die Welt war nach
Begriffen zwar ewig, sie hatte aber doch,
öge einer alten Sage, ihre Gestalt schon
mal geändert, einmal bey der Sündfluth,
weytemal durch die Gewalt der Winde und
me. Die Erde sollte ihr Ende durchs Feuer
ien und bis zu einer abermaligen Verände-
, davon sie aber nichts zu sagen wußten,
lschenhaufen verbleiben. Sie hatten an-
ich eigene Könige, endlich aber verlohren Regie-
urch einen innerlichen Krieg die Neigung rungsform.

zum

zum Gehorsam und entledigten sich von
Joche. Sie brachten ihre Regierungsart i
Gestalt eines freyen Wesens und wähleten
Caziquen. Sie theilten ihre Flecken in eine
von Kreisen, und jedweder derselben ernannte
ge Personen von Ansehen, die in der Stadt T
kala ihren Sitz aufschlagen mußten und den
nat ausmachten, der die Regierung des ga
Landes besorgte und dessen Entscheidunge
allem Folge geleistet ward. Die Caziquen
den von dem gemeinen Manne gleichsam
betet: wenn sie mit ihnen reden wollten, beu
sie sich beynahe bis auf die Erde, schlugen,
die mindeste Bewegung zu machen, den
und die Augen beständig nieder und begaben
ohne ihnen den Rücken zuzuwenden, hin
Durch diese gute Regierungsform hatten sie
wider die Macht der Kaiser von Mexiko be
dig geschützet, und diese sowohl, als die
heit, darinn man zu Tlaskala lebte, lockte
allen Seiten Fremde herbey, welche auch
weitere Bedingung, als den Landesgesetzen
horsam zu leisten, willig angenommen wu

Kriegs-staat.

Weil das Wohlseyn des Staats bloß auf der
gerischen Tapferkeit beruhete, so bestund
bey den Tlaskalanern der größte Ruhm in
selbigen und sie verstunden nach ihrer Ar
Kriegskunst sehr gut. Sie wußten mit Hi
haltlegen, plötzlichen Ueberrumpeln und a
Kriegslisten sehr wohl umzugehen. Sie w
mitten im hitzigsten Gefechte, nach Besch

der Umstände, zu weichen und wieder anzu-
fen. Indem nämlich ein Haufen von seiner
lle wich, so hielt ein anderer ihm den Rücken
, und so rückten sie wechselsweise bis an Ort
Stelle, wo die Noth dringend, oder ihr
ystand nöthig war. Bey dem geringsten
theil erhoben sie ein Siegesgeschrey, riefen
Götter an und versprachen die Gefangenen,
ie machten, zu opfern. Dabey machten ihre
nmeln und übrigen Kriegsspiele ein fürchter-
s Gelärme. Sie bedienten sich der Bogen
Pfeile, der Schleuder, der Wurfspieße, der
werter, und Macanas oder hölzernen Keu-
mit vieler Stärke und Geschicklichkeit. Sie
ffneten sich nachgehends mit Schilden, und
ählig gebrauchten sie auch Gräben, Minen
Aufwürfe zu ihrer Vertheidigung. Sie
ten einen vortheilhaften Ort auszusuchen und
eten scharfe Spitzen rings um sich, die sie,
den anfallenden Feind zu betriegen, mit Erde
ckten. Ohngeachtet sie zu Hause die Blöße
Leibes nicht dulden konnten, so fochten sie
hwohl nackend und mit allerley wunderlichen
en bemalet. Nur der Adel trug ein durch-
hetes Bruststück von baumwollenen Zeuge,
uf man die Bildnisse von allerley wilden Thie-
sah, nebst einer Sturmhaube mit Federn
allerley kostbarem Geschmeide. Die große
ie und der tapfere Beystand, den die Tlas-
ner den Spaniern bey der Eroberung von
iko geleistet hatten, bewog den Kaiser Karl V.

sie

sie auf ewig von allen Steuern und Abgaben
befreyen; die Strenge der spanischen Beam
aber brachte die Stadt Tlaskala doch in Verf
indem sie unter dem Vorwande, es sey dieser
von allen Auflagen befreyet, die Einwohner n
Belieben und ohne den geringsten Lohn zur
beit gebrauchten.

§. 118.

Heutige Mexikaner.

Die heutigen Einwohner von Neuspa
sind ein Gemenge von Mexikanern, Spanb
Kreolen, Mestizen, Schwarzen und Mulat
Die eingebohrnen Mexikaner haben alle, son
Manns- als Weibspersonen, von Natur
braune Farbe. Die meisten sind ziemlich wohl
wachsen, besonders was die Einwohner der n
lichen Landschaften betrifft. Sie bestreichen
die Wangen, um sie gegen die Mückenstiche
verwahren, mit zerstoßenen Kräutern. Gleich
streichen sie eine gewisse mit Wasser angerü
Erde auf den Kopf, nicht nur um sich abzukühl
sondern auch damit die Haare schwarz und s
werden sollen. Sie sind gesitteter als die In
ner in andern europäischen Kolonien, sehr de
thig, unterthänig, furchtsam und gelehrig,
zeigen von dem ehemaligen hohen Geiste i
Nation wenig mehr an sich. Heutiges Te
bestehet ihre Kleidung in einem kurzen Wam
und weiten Pluderhosen. Ueber die Schul
hängen sie eine Tilma, das ist ein Mäntel
von allerley Farben, ziehen es unter dem rec
Arme durch und knüpfen die Zipfel über der

Schulter zusammen. Sie tragen keine Schuhe, sondern Socken, und die Haare schneiden sie niemals ab. Die Weibspersonen tragen ein Guaipil, das ist einen Sack und über selben eine Cobixa, das ist ein Stück feinen Tuch, und wenn sie aus dem Hause gehen, hängen sie noch ein anderes ähnliches Stück über die Schultern. Dieses letztere ziehen sie in der Kirche bis die Höhe, ja gar über den Kopf. Ihre Röcke sind enge, mit allerley Figuren von Löwen, Vögeln oder Blumen gezieret, auch hin und wieder mit schönen Entenfedern behangen. Sie wohnen theils in Flecken und Dörfern, theils in den Städten unter den Spaniern. Sie beschäfftigen sich mit dem Feldbau und allerley Handwerkern, und noch bis itzt werden sehr schöne irdene Geschirre von ihnen verfertiget, die in Europa so hoch geachtet werden, daß das Frauenzimmer die Scherben davon benaget. Man findet auch noch unter ihnen geschickte Goldschmiede, und besonders in der Landschaft Mechoacan sehr Künstler, welche die schönen Stoffe und Gemälde von Federn verfertigen, die eine den Mexikanern eigene Erfindung sind. Ohngeachtet sie zum Christenthume bekehret sind, so leben sie doch in der größten Unwissenheit und hegen von göttlichen und menschlichen Dingen die verkehrtesten Begriffe. Sie bleiben beständig Götzendiener, indem sie die Bilder der Heiligen für Götter ansehen und anbeten. Die Priester und Mönche verstatten dies und sagen, es wäre

doch besser, als wenn sie gar nicht getauft wär
der Heilige werde sich ihrer erbarmen und
Liebe zu seinem Bilde sie segnen. Man
es gern, daß man sie in dieser allgemeinen Bl
heit lässet, es wird ihnen daher auch verbo
Bücher zu haben, und in ganz Neuspanien
man nicht leicht andere als Gebetbücher, M
bücher und Breviere. Sie werden von den S
niern in der härtesten Sklaverey gehalten. M
braucht sie zu allerley öffentlichen Arbeiten und
den Bergwerken, sie müssen schwere Abga
entrichten, außerdem sind sie den Plackere
und Bedrückungen der Statthalter und i
Unterbedienten ausgesetzt, und was diese ih
noch übrig lassen, das erpressen die Geistlic
und Mönche von ihnen. Es ist also kein W
der, daß ihre Herren, die so unbarmherzig
ihnen verfahren, von ihnen aufs äußerste geh
und verabscheuet werden. Aus Begierde i
Knechtschaft ein Ende zu machen, läuft
Jahre eine große Anzahl von ihnen davon
begiebt sich tiefer ins Land auf unzugängliche
birge, von denen sie nie wieder herabkommen,
nur um den spanischen Reisenden aufzupassen
sie zu ermorden. Dergleichen sogenannte
dios Bravos giebt es sehr viele in der La
schaft Guatimala und Costaricca.

§. 119.

Spanier. Die hiesigen Spanier sind entweder Cha
tonen oder Kreolen. Erstere besitzen mehr
theils Aemter oder treiben Handlung und hal
el

en den Charakter und eben die Sitten, wie die
panier in Europa. Sie sind ernsthaft, scharf-
nig, träge, stolz und von sich eingenommen.
e bilden sich auf ihre Herkunft viel ein, wel-
s macht, daß die Kreolen sie beneiden und
ssen. Weil sie bey ihrer Ankunft aus Spanien
diesen eine ganz andere Lebensart und andere
igungen, als die ihrigen finden, so halten sie
e für halbe Indianer, folglich für halbe Un-
schen, die zu Bedienungen und Regierungs-
häfften kein Geschick hätten. Die Kreolen
alten also zu ihrem größten Verdrusse nie die
ngste Bedienung, und es ist etwas unerhörtes,
man einen von ihnen zum Statthalter oder
hter machen sollte, ungeachtet es Corteze,
rone, Alvarados und Gusmane, un-
itige Abkömmlinge der ersten Eroberer, unter
en giebt. Die Geringschätzung gegen alles,
s nicht aus Spanien kömmt, hat sich sogar
er die Geistlichkeit ausgebreitet; denn selten er-
zet ein kreolischer Priester eine Domherrnstelle
noch seltener ein Bisthum. Die Kreolen Kreolen.
en wenig Herz und sind überhaupt genommen
chlich und weibisch. Da sie in einem Klima
ohren sind, wo die Hitze sie entkräftet, hier-
hst im Ueberflusse aller Dinge leben; so über-
en sie sich einzig dem Müssiggange und Ver-
ügen. In der Ueppigkeit trunken verschwenden
hr Geld ohne Geschmack und Ueberlegung, aus
ler Pralerey, und sehen mehr auf das Aeußer-
e als auf das Wesentliche. Im Essen und

Trinken sind sie mäßig; sie genießen aber
Zuckerwerk und Chokolade, die sie auf mand
ley Art zubereiten. Sie beschäfftigen sich
stens mit Galanterien und Liebesgeheimnissen,
suchen sich nach Art der alten Spanier bey
schönen Geschlechte durch abentheuerliche Th
und Reden, durch eine elende Musik, durch
geschmackte Verse und durch einen närris
Aufwand beliebt zu machen. Ein neuer Gr
ihres Hasses gegen die europäischen Spanier
dieser, daß das kreolische Frauenzimmer von
Chapetonen so eingenommen ist, daß es auch
ärmsten von diesen den reichsten Kreolen vo
het. Die kreolischen Weiber sind schön, u
scheiden sich aber weder durch Vernunft,
durch häusliche Tugenden. Die Neigung
Große Pracht. Pracht ist allen Ständen gemein, vornehmlich
der Hauptstadt Mexiko. Man siehet hier
schen, deren Zahl man über 4000 schätzet,
kostbarer sind, als an den vornehmsten H
in Europa. Um sie zu verzieren, erspart
weder Gold noch Silber, weder Edelsteine
kostbare Stoffe. Die Pferdezäume sind
Edelsteinen besetzt, und alles, was anderwärts
Eisen ist, ist hier von Gold und Silber. N
ist gemeiner, als auf den Hüten der Leute
Stande Rosen von Diamanten, und Schnu
von Perlen auf den Hüten der geringsten Ha
werksleute zu sehen. Die Kutschen der Ma
personen werden von einer Menge schwarzer S
ven, in mit Gold und Silber besetzten Livre

idenen Strümpfen, mit Bandschleifen an den
uhen und mit dem Degen an der Seite be-
et. Die kreolischen Damen haben einen Hau-
Mulattinnen in ihrem Gefolge, die so wol-
g angekleidet sind und ein so gefälliges Wesen
n, daß sie den meisten Spaniern besser ge-
n, als ihre Frauen. Sie tragen gemeinig-
einen Unterrock mit goldenen und silbernen
ten besetzt. Ihre Leibstücke haben keine Aer-
und werden mit einem Gold- oder Silber-
de zugeschnürt. Ihre Leibgürtel sind von
de gewebt, und mit Perlen und Edelsteinen
mückt. Die Aermel sind von holländischer
chinesischer Leinwand, sehr weit, vorne
, mit Seide, Gold oder Silber gestickt, und
gen bis an den Rocksaum herunter. Den
f bedecken sie mit einer gestickten Haube,
über sie eine Florkappe stürzen, und den gan-
Hals und Busen mit zarter Leinwand. Sie
gen noch, wenn sie ausgehen, einen Mantel
der feinsten Leinwand mit Band besetzt um
; meistentheils hängen sie ihn über den Kopf,
aß er bis an die Mitte des Leibes reicht, folg-
ihren Gürtel und übrigen Schmuck sehen läs-
Statt des Mantels hängen andere einen
baren seidenen Rock über den Kopf, wovon
inen Theil über die Achseln schlagen und das
ige mit der Hand empor halten. Ihre Schuhe
ungemein hoch und viele haben mit einem
ernen Rande besetzte Sohlen. Diese Weibs-
onen sind meistentheils Leibeigene, oder sie

sind es doch gewesen, und haben ihre Freyh
bloß der Liebe zu verdanken

§. 120.

Manufakturen. Das Land ist mit Handwerksleuten schle
versorgt, nicht nur was dergleichen Arbeit betri
die man im Kriege und zur Schiffahrt nöthig h
sondern auch für die allergemeinsten Dinge,
daß man fast alles aus Europa kommen las
muß. Die Manufakturen bedeuten auch we
oder gar nichts; denn ob man wohl zu Puel
de los Angelos sehr gute Tücher, die den f
nischen gleich geschätzt werden, gute Hüte
Gläser verfertigt, so ist es doch bey weitem ni
Handlung hinlänglich. Die Handlung ist die wichti
Beschäfftigung in Neuspanien und ungemein
träglich; daher sich auch fast jedermann,
Geistlichen und Mönche nicht ausgenommen,
mit abgiebt. Die vornehmsten Häfen sind Ve
Cruz am merikanischen Meerbusen und Aq
zu Vera pulko an der Südersee. Vera Cruz ist der v
Cruz, nehmste Hafen in ganz Neuspanien und man
det vielleicht auf dem Erdkreise keinen Ort,
eine so weitläuftige Handlung triebe, als die
Es kommt hier jährlich aus Spanien eine Fl
an, welche aus Europa Waaren von unsäglich
Werthe mitbringet. Es wird alsdenn hier
Markt gehalten, der dem zu Portobello gleic
aber länger dauert. Die aus Europa komm
den Waaren werden auf Pferden und Maulesel
oder auf Wagen mit Ochsen bespannet, n
Mexiko und andere Oerter gebracht. Alle Sch

Mexiko kommen hier zusammen; auch die
ndischen Schätze, welche die philippinischen
apulkofahrer mitbringen, werden größten-
ls hieher gebracht. Auch aus Peru und an-
n amerikanischen Ländern kommen eine Menge
ter hieher, und diese Handlung machet diese
ie Stadt dermaßen reich, daß sie für den
ttelpunkt aller Schätze und Bequemlichkeiten
der Indien gelten kann. Die Rückladung der
nischen Flotte bestehet in Silber, Kochenille,
ao, Leder, Färbeholz und andern Waaren.
ngeachtet nun nach den königlichen Verord-
gen keine andere als spanische Kaufleute an
r Handlung Antheil haben sollen; so ziehen
die Engländer und Franzosen, die die euro-
chen Manufakturen und Waaren darzu her-
n, den besten Vortheil davon. Die Statt-
er, ihre Beamten und die reichen Handels-
e helfen einander die königlichen Verordnun-
unterschlagen oder doch in Vergessenheit brin-
. Meistentheils wird in den spanischen Häfen
h in die Register eingetragen, und ein Paß
den königlichen Beamten lässet alle nur belie-
Waaren vor den Augen derer, die um den
trug wissen, ungehindert durchgehen. Aqua- zu Aqua-
lko ist eher ein Dorf als eine Stadt, sie wird pulko,
von Mulatten und Schwarzen bewohnt, in-
n die spanischen Kaufleute, wenn ihre Han-
geschäffte geendigt sind, sich an andere Oerter
eben. Gegen den Anfang des Decembers be-
mt sie ein ganz anderes Ansehen und wird

einer der reichsten Märkte in der Welt. Alsl
läuft die große Gallione, wodurch die Gem
schaft zwischen Amerika und den philippini
Inseln unterhalten wird, nach einer Reise
3000 Seemeilen, in diesen Hafen ein und l
die kostbarsten Waaren aus China und Ostin
hier aus. Diese Waaren werden auf Mau
ren nach Mexiko gebracht, und wenn diese Ha
stadt hinlänglich versorgt ist, schickt man
übrige nach Vera Cruz und von da nach den
tillischen Inseln und den übrigen amerikanis
Provinzen. Zu gleicher Zeit kommt eine Ga
aus Lima mit peruanischen Schätzen an, w
gegen die asiatischen Waaren vertauscht wer
Bey diesem Handel haben alle Einwohner
Aquapulko Gelegenheit in kurzer Zeit sich
mäßig zu bereichern; sogar der Pfarrer gew
zuweilen in einem Jahre bis 14000 Piaster
theuer läßt er sich seine Amtsverrichtungen,
sonders aber die Beerdigung der Fremden,
che in der Stadt oder auf den Schiffen ster
zu Mexiko. bezahlen. Da alle Waaren, die von Aquap
nach der Nordsee, und von Vera Cruz nach
Südsee gebracht werden, über Mexiko gehen
ist leicht zu erachten, daß diese Stadt an
wichtigen Handel großen Antheil nimmt und
der reichsten Städte in der Welt ist. Sie
einen ungemein großen Marktplatz, dessen
Seite mit einem bedeckten Gange eingefasset
daran Kaufläden stoßen, die mit allerley Gat
gen kostbarer seidener Zeuge angefüllet sind.

Gasse Plateria oder Goldschmidsgasse kann in weniger als einer Stunde für viele Mil-
en Perlen, Edelsteine, Gold- und Silber-
k sehen. Die Augustinergasse wird von
idenhändlern bewohnt, und in der Tacuba-
se, die die längste und breiteste in der Stadt
sind fast alle Läden mit Eisen- Staal- und
pferarbeit angefüllet. Die Adlergasse hat
Ansehung der Pracht der Häuser den ersten
ng, und hier wohnen die meisten spanischen
ßen. Alles Silber aus ganz Neuspanien Münze.
z nach Mexiko geschafft und daselbst in der
nze angegeben werden, und dieses soll jährlich
2 Millionen Mark betragen, das ungerech-
, was heimlich eingebracht wird. Es wer-
alle Jahr 700000 Mark in Piasters ge-
zt. Der König bekommt außer dem fünften
il noch einen Real von der Mark, welchen
die Lehnsgebühren nennet. Obwohl jede
vatperson das Recht hat, Geld schlagen zu
n; so wird doch das meiste auf Rechnung
Kaufleute gemünzt. Diese kaufen alles Sil-
, das sie kriegen können, und behalten von
r Mark 2 Realen zurück, einen für die Lehns-
ühren und einen für die Prägekosten. Man
nzet Stücken von 8 Realen, von 4, von 2,
1 und von einem halben Realen. Man
net abgekürzt Stücken von Achten ein Stück
lber, das 8 Realen gilt. Im Golde schlägt
n Stücken von 16, 8, 4, und 2 Stücken
Achten. Die Bedienungen der Münzbe-

dienten sind ungemein einträglich, und der Sch
meister hat jährlich 60000 Stücken von Ach
Einkünfte. Weil man kein Kupfergeld hat
die geringste Silbermünze einen halben Real
trägt, so sind noch heutiges Tages, wie vor
Eroberung, die Kakaobohnen die Scheidemü
Man rechnet deren 60 oder 80 Stücke für ei
Real, nach Beschaffenheit des Preises des
kao, der niemals einerley ist.

§. 121.

Religion. Die Einwohner in Neuspanien sind für
katholische Religion sehr eingenommen, und
Indianer geben den Spaniern darinn so we
als in der strengsten Beobachtung aller äu
lichen Andachtsübungen etwas nach. Insonh
heit lieben sie, sich bey Processionen zu zeigen,
bey man aber die lächerlichsten Auftritte zu se
bekommt. Vor dem heiligen Sacramente ge
vermummte Leute her, welche Purzelbä
machen; andere schlagen Räder; andere tra
eingewickelte Katzen und Schweine, die
ihrem Mauzen und Grunzen, nebst den M
schenstimmen, die dazu kommen, ein wun
liches Concert machen. Zu Weihnachten
der Mitternachtsmesse sieht man jederma
Mönche und Layen, nach Musik tanzen, u
Stellungen und Geberden, wie bey den Mae
eines Karnevals. Die Layen verkleiden sich
Engel, die Mönche in Teufel; beyde schimp
einander wie der gemeinste Pöbel, und schla
sich mit Fäusten so lange, bis die schwäc

they die Flucht ergreift. Die Mönche der chiedenen Orden zanken sich um den Vorsitz balgen sich ofte so ernstlich, daß Leute da: verwundet werden, die man wegtragen muß.

Geistlichkeit ist ungemein zahlreich und die Geistlichen.
ster, Mönche und Nonnen machen mehr als fünften Theil der freyen Einwohner des Lan: aus, und sie allein besitzen den vierten Theil Einkünfte des ganzen Königreichs. Die ianer haben eine ungemeine Ehrfurcht für besonders für die Mönche, und diese mis: chen das Zutrauen dieser Unglücklichen, ih: alles, was sie durch ihre Arbeit verdienen, ntreißen. Die meisten sind aus Spanien mmene Herumläufer, die, ohne auf ihren nd zu sehen, nur suchen geschwind reich zu ben. Weil auch die Spanier auf keine sichere tel etwas zu erwerben denken, so bezeigen sie ig Lust zum Heirathen und ziehen das Klo: ben vor, wo sie Ruhe, Ansehen und Reich: n beysammen finden; und dies füllet die Klö: mit Mönchen und Nonnen an. Jene haben so vermehret, daß man in der Hauptstadt n mehr als 50 Klöster zählet, davon der te Theil sehr reich und von Privatpersonen stet ist, welche sich durch diese Art von Frey: gkeit hervorzuthun suchen. Einige lassen bare Altäre in den Kapellen der Heiligen an: en; andere beschenken die Marienbilder mit denen Kronen, Ketten und Lampen. Ein l, wenn er stirbt, glaubt seiner Seligkeit ge:

wiß

wiß zu seyn, wenn er der Kirche große S
men hinterläſſet. Oefters werden seine G
biger oder Verwandte vergeſſen, die Güter
kommen an die Klöſter. Daher findet man
gends ſo prächtige Kirchen und Klöſter als h
Dächer und Balken ſind vergoldet, die mei
Altäre mit Säulen von Marmor geziert und
Stuffen von koſtbarem Holze verfertigt.
Tabernakel ſind dermaßen koſtbar, daß der
ringſte auf 20000 Dukaten geſchätzt wird.
innerliche Reichthum an goldenen und ſilbe
Heiligthumskäſtchen, an Kronen, an Ed
ſteinen, an Meßgewanden und Tapeten kö
die Einwohner eines weitläuftigen Landes zu
mögenden Leuten machen. Die Unwiſſenhei
meiſten Prieſter und Mönche iſt erſtaunend
und ihre Lebensart iſt faſt durchgängig üp
weichlich und liederlich. Sie maßen ſich
Vortheils der Handlung um ſo viel unverſchä
und freyer an, da ſie ſich mit der Heiligkeit
Amtes und dem Misbrauch der geiſtlichen
fen fürchterlich machen. Ihre Zellen ſind
prächtigſte ausgeſchmückt und in ihrer Kleid
zeigen ſie ebenfalls eine ausſchweifende Pr
Ein Franciskaner begiebt ſich zu Pferde,
einem Bedienten begleitet, zu einem Sterben
den er berichten ſoll. Unter ſeiner heraufgen
menen Kutte zeigen ſich ſeidene Strümpfe,
duanene Schuhe, Beinkleider von holländi
Leinwand und eine vier Finger breite Spitze
die Knie. Andere Mönche tragen unter i
we

ten Aermeln seidene durchgenähete Kamisöler, ckte Manschetten und Hemden von holländi- e Leinwand. Eine bey den Mönchen in riko eingeführte Gewohnheit ist, daß sie die nnen in ihren Klöstern besuchen, einen Theil Tages sich das Vergnügen machen, ihre sik anzuhören und mit ihnen Zuckergebacknes ssen. Das Kirchenregiment wird von dem bischof von Meriko und sieben Bischöfen ver- et, und die Inquisition hat in den vornehm- Städten ebenfalls ihre Tribunale. Der st ziehet jährlich ansehnliche Summen für chiedene Bullen; besonders wird eine gewisse abe mit größerm Eifer bezahlt, als die königi- n. Sie gründet sich auf eine Bulle, ver- e deren ein jeder, der fremde Güter besitzt, es zu wissen, sicher, ruhig und mit gutem issen das Eigenthum davon behält, wenn er 30 Dukaten 12 Realen abgiebt.

§. 122.

Die Justiz wird, wie in andern spanischen Provinzen, durch Alkalden und Regidoren ver- et; es wird aber theils über die Unwissenheit, s über die Ungerechtigkeit der meisten Richter geklagt. Sie sind gegen die offenbarste Bil- it blind und taub, verkaufen die Gerechtig- um Geld und saugen die armen Indianer bis das Mark aus. Die Appellationen gehen an rey Audiencias zu Meriko, Guatimala und adalaxara, welche aus einer gewissen Anzahl Richtern bestehen, die in verschiedenen Kam- mern

Justiz- wesen.

mern vertheilt sind. In der ersten hat der Ur
König den Vorsitz, und nimmt seinen Platz, w
Regierung. es ihm gefällig ist. Die Stelle eines Unterkö
von Mexiko ist die größte, die der König
Spanien zu vergeben hat, und die reichste S
halterschaft in der ganzen Welt. Die Ge
desselben ist nicht so unumschränkt, daß der g
Rath sich nicht dem, was wider die Gesetze
das gemeine Wohl läuft, widersetzen könnte
aber allen Gliedern desselben daran gelegen
ihr Oberhaupt beständig zu schonen, so bedi
sie sich ihrer Gewalt nicht, als nur bürgerliche
peinliche Sachen zu schlichten. Er bekommt
Jahre 100000 Dukaten von den Kroneinkün
und kann durch die Handlung und andere M
unermeßliche Reichthümer erwerben. Seine
gierung dauert ordentlich 5 Jahre; die me
aber erhalten durch Geschenke von dem Rath
Indien die Verlängerung auf 10 Jahre. U
ihm stehen die Statthalter von 22 Provin
worinn das ganze Reich vertheilt ist. Die
wohl, als die Statthalter der Städte, mi
dem Unterkönige, der sie ernennt, ansehn
Summen bezahlen. Es giebt Statthalters
ten, die in weniger als 2 Jahren 200000
ler abwerfen. Erstlich fängt man mit den
nern an, hernach setzen die zufälligen Gewin
nebst der Ersparung den Besitzer in den St
wichtigere zu erkaufen. Daher saugen auch
meisten dieser Beamten, aus unersättlicher
sucht und um die Zeit zu nutzen, die armen

aus und betriegen die Krone um ihr Eigen-
n. Diejenigen, die nach ihnen kommen,
en dieselben Neigungen; niemand aber sorget
liche Anstalten zu machen, indem sich der
hfolger, sobald er es seinem Gewinne nach-
ig erachtete, nicht darnach richten würde.
e Erpressungen und üble Verwaltung machen,
man überall eine Menge Unglücklicher siehet,
he ihr Elend zur Verzweiflung bringt; daß
festen Plätze in schlechtem Vertheidigungs-
e sind, und daß sie weder Soldaten, noch
ehr, noch Vorräthe haben. Die Truppen
en nicht ordentlich bezahlt und müssen sich
Plünderung der Indianer behelfen. Nie-
werden sie in den Waffen geübt; kaum sind
ekleidet, und man sähe sie eher für Bettler
Spitzbuben als für Soldaten an. Die spa-
e Herrschaft ist daher in Mexiko nicht so fest
indet, daß sie durch eine allgemeine Empö-
nicht einmal sollte zu Grunde gehen können.
königlichen Einkünfte fließen hauptsächlich
dem fünften Theil aller Erze, der dem Kö-
gehört, so wie der Fünfte von Perlen und
steinen, wozu noch anderthalb vom Hundert
n der Ausfuhre kommt, ingleichen, was von
in Mexiko geschlagenen Münzen entrichtet
h. Dem Könige gehört auch die Hälfte der
rgenen Schätze, welche in den alten Woh-
en gefunden werden, indem die Indianer
die Erde zu vergraben pflegten, wegen der
irfnisse, die sie nach ihrem Tode nöthig zu
haben

Einkünfte des Königs von Spanien.

haben glaubten. Die Güter derer, welche
Erben sterben, werden zum Nutzen des Kö
eingezogen. Die andern Abgaben sind, die
Spielkarten gelegt sind; der Zwanzigste von
Manufakturen, die aus Spanien gebracht
den; der Fünf und zwanzigste von allem,
im Lande verkauft, gekauft und vertauscht
von Testamenten, Schenkungen oder Aem
Gebühren wegen verbotener Waaren, wege
Genusses einer offengewordenen Stelle;
Piasters von jedem Schwarzen, welcher in
Land kommt; der Tribut der Indianer.
allen diesen Quellen müssen nothwendig e
nende Summen in die königlichen Kassen fli
sie werden aber durch beständigen Unterschlei
gemein verringert; und bey dem Fünften
Golde und Silber wird der König dergesta
trogen, daß nicht ein Viertel davon in den S
kommt.

Das XI. Hauptstück.

Von Neumexiko.

§. 123.

Lage. Neumexiko ist ein ungemein großes
gegen Mitternacht von Neuspanien
ches aber noch großentheils unbe
ist. Es wurde dieses Land vom Markt
Nisa im Jahre 1528 entdeckt, und se

n es sich die Spanier zugeeignet und einige
dte darinn angelegt. Die Größe desselben
n aus Mangel gehöriger Nachrichten nicht be-
mt werden. Die Grenzen gegen Mitternacht Grenzen.
noch unbekannt, gegen Morgen liegt Flo-
, gegen Mittag Neuspanien, und gegen Abend
großer Meerbusen, welcher Mar Vermejo
die Purpursee genannt wird. Das Klima
nter einem gemäßigten Himmelsstriche ganz
nehm und gesund; doch fallen die täglichen
de und Donnerwetter in diesen Gegenden
beschwerlich. An vielen Orten ist das Erd- Beschaf-
wohl gebaut und fruchtbar, und trägt alles, fenheit und
zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit des Produkte.
schlichen Lebens beytragen kann. Die Thä-
nd die Gegenden um die Flüsse haben gute
de für das Vieh, auch Holz zum bauen und
nen. Es wird viel Getreyde, Kakao und
n hier gebauet und nach Neuspanien gebracht.
andern Orten ist das Erdreich rauh, sandig
unfruchtbar, und man trifft auch viele Ge-
an. In den Wäldern giebt es Tyger, Bä-
Löwen und wilde Ziegen, und auf der Küste
t man eine Art von Kühen, deren Fell einer
kshaut, die Haare am Halse einer Löwen-
ne, und der höckrige Rücken dem Rücken eines
eels gleicht. Die Flüsse haben viele Fische,
im Purpurmeer wird eine starke Perlenfische-
getrieben. Die Spanier haben hin und wie-
Gold- und Silbergruben entdeckt, welche mit
n Erfolge gebauet werden. Die Einwohner

Einwohner. dieses Landes bestehen aus vielen Völkerschaf
welche sich sowohl durch die Sprache, als in ih
Sitten unterscheiden. Sie sind von mittel
figer Statur, eines magern und bleichen
gesichts, einfältig, faul und abergläubisch.
nige führen eine herumschweifende Lebensart
ziehen mit ihren Heerden herum, andere woh
in Flecken und Dörfern und werden von Cazi
regiert. Die zahlreichste Nation sind die A
ches, welche sich zu beyden Seiten des Flu
del Norte niedergelassen haben. Sie sind
vier Stämme getheilt, leben unter Zelten,
kriegerischer Neigung, heirathen mehr als
Frau, und bethen die Sonne und den Mond
Die Jesuiten haben viele von den Einwohn
zum Christenthum bekehrt, sie gesittet gema
und den Acker- und Weinbau und die Handl
gelehrt. Die Spanier haben das Land in
Provinzen abgetheilt; es verbleiben ihrer
noch viele theils zu entdecken, theils zu erobe
Es wird durch einen Statthalter regiert, welc
seinen Sitz in der Hauptstadt Santa Fe hat.

§. 124.

Kalifornien Zu Neumexiko wird von einigen auch K
fornien, welches auch Neuandalusien he
gerechnet. Dieses Land wurde 1535 vom C
tez entdeckt und S. Philipp genannt. A
auf den Anfang dieses Jahrhunderts hat man
für eine Insel gehalten, man weis aber n
mehro, daß es eine Halbinsel ist. Ohngeach
es ein sehr armes Land ist, so haben doch

Spa

Spanier fast binnen 200 Jahren alles angewandt, sich dessen zu bemächtigen, weil es für sehr wichtig ist, zur Sicherheit sowohl der südlichen Küsten von Neuspanien längst dem Südmeere und der dortigen Perlenfischerey, als der Handlung der philippinischen Inseln mit Neuspanien; denn die große Gallion, die jährlich von Manilla nach Aquapulko gehet, muß in einem der californischen Häfen einlaufen, sich zu erfrischen. Nachdem viele Statthalter und Unterkönige die äußerste Mühe vergeblich angewandt hatten, dieses Land zu erobern, so haben es endlich die Jesuiten allein der spanischen Herrschaft unterthänig gemacht. Der Pater Salva-Tierra gieng zuerst als Missionar im Jahre 1697 nach Kalifornien, mit Befehl, das Land im Namen des Königs in Besitz zu nehmen. Es wurde ihm, zu seiner und der andern Missionarien Beschützung, ein Haufen Truppen mitgegeben, die seinen Befehlen völlig unterworfen waren. Dieser letzte Umstand erregte den Neid der Audiencia zu Mexiko, und die Jesuiten mußten 30 Jahre lang unersinnliche Widerwärtigkeiten erfahren. Man beschuldigte sie, sie wollten sich der Perlenfischerey auf schlußweise bemächtigen, und man verklagte sie deswegen bey dem Könige von Spanien; allein ihre Vorstellungen drangen durch bey dem spanischen Rathe, und die Truppen mußten sowohl in Ansehung der bürgerlichen als geistlichen Angelegenheiten unter ihrer Aufsicht stehen. Sie bekehrten den Kalifornern das Christenthum,

sammelten die Neubekehrten in Flecken und D
fern, und theilten das Land in Missionen, de
sie hauptsächlich viere errichteten, nämlich: L
retto, S. Xaver, unsere liebe Frau v
Schmerzen und S. Johann. Die Gre

Grenzen. von Kalifornien gegen Mitternacht ist unbeka
gegen Morgen ist das Purpurmeer, und ge
Abend und Mittag das Südmeer. Die Lä
wird auf 300 Meilen geschätzt und die Breite

Beschaffenheit. trägt höchstens 40 Meilen. Das Erdreich
größtentheils unfruchtbar, mit Felsen und Sa
überhäuft, von Wasser entblößt, folglich z
Ackerbau und Pflanzungen wenig geschickt; d
sind an den Küsten einige Gegenden zum An
tüchtig, welche auch von verschiedenen Flü
beströmt werden. Mitten im Lande findet n
Thäler und Gebirge, wo sich alle Arten von T
ren aufhalten. Unter den Bäumen ist der
züglichste eine Art von Buchen. Der Ba
hat keine Blätter, gerippte Zweige und
Frucht, die der wilden Kastanie gleicht
Stacheln hat. Das Fleisch gleicht den Feig
nur daß es weicher und saftiger ist. Die
da man sie einsammelt, ist für die Kalifor
eine festliche Zeit, wo sich jedermann lustig ma
Die Missionarien haben Pferde, Maulesel, R
vieh, Schafe, Ziegen und Schweine dahi
bracht, welche insgesammt sehr gut fortgekom
sind. Die Verschiedenheit der Vögel ist hier
zählich: unter andern ist eine Art von Wa
hühnern merkwürdig. Sie gleichen einer Gos

ha

en Beine wie ein Storch, einen Fuß langen
hnabel und sehr großen Kropf, worinn sie die
räthe, die für ihre Jungen bestimmt sind,
alten. Die Liebe dieser Vögel für einander
zu bewundern, und wenn einer unter ihnen
ik und unvermögend wird, so bringen ihm die
ern seine Nahrung, welche in Fischen beste-
Von Gold- und Silberminen sind hier
ige Spuren angetroffen worden. Das Land
von verschiedenen Nationen bewohnt, die Einwoh-
Eigenschaften und Sitten den übrigen Wilden ner.
Amerika ziemlich gleichen. Sie haben eine
braune Farbe und eine leidliche Gesichtsbil-
, welche sie aber durch Schminke und Far-
verstellen. Sie durchbohren die Lippen,
en und Ohren, um allerhand Putz daran zu
gen, und beschmieren den ganzen Leib mit einer
be, um sich vor dem Ungeziefer zu schützen.
haben einen sehr schwachen, eingeschränkten
stand: ihre Begriffe gehen nicht weiter als
hen, und die einfachsten Beurtheilungen über-
en ihre Kräfte. Sie kennen weder Ehre
Ruhm, und wissen nicht, was das ist, so zu
deln, daß man sich einen Vortheil verschaffe
Schaden abwende. Sie sind schläfrig und
ständig; sie werden leicht böse, besänftigen
aber bald wieder, wenn man ihnen nicht nach-
, und denn ist nichts zuniederträchtig, das
icht aus Furcht begehen. Doch sind sie we-
oshaft noch lasterhaft, kennen keine Dieberey
Zank, sind sanftmüthig und gelehrig und

leben in vollkommener Eintracht. Ehe die M
Kleidung. sionarien ins Land kamen, giengen sie nacke
ißt verfertigen sie aus den Fasern der Palmb
ter eine Art Zeug, wovon 2 Stücke den R
abgeben, der bis auf die Füße gehet, das dr
aber als ein Mantel gebraucht wird, der i
Oberleib bedecket. Der Kopfputz bestehet in ei
Art von Netz von eben der Materie. Sie
gen auch Halsbänder von Perlenmuscheln,
Rohre, kleinen Muscheln und Nußkernen du
flochten. Einige schmücken auch ihre Köpfe
Perlen und Federn, die sie in die Haare flech
Zuweilen nehmen die Weiber eine Haut um
von Seewölfen, Füchsen oder andern Thier
die die Männer auf der Jagd erlegen. Ei
ihrer großen Feste ist der Tag, wo sie die Hö
aller im Jahre getödteten Thiere unter sich c
theilen. Bey diesen und andern Festen beluſti
sie sich mit Schmausen, Singen und Tan
und spielen zusammen kleine Lustspiele.
Tänze sind von vielerley Art und stellen die
schiedenen Umständen ihrer Jagd, Fischerey, K
gesübungen und Reisen vor. Ihre Häuser
Wohnun- stehen in kleinen Hütten, wo sie sich kaum, w
gen. sie schlafen, ausstrecken können, und diese tra
sie von einem Orte zum andern, so ofte sie
genöthigt sehen, ihren Unterhalt anderwärts
suchen. Ihr Hausrath bestehet in einem W
spieße, einer Schüssel, einer Schale, ei
kleinen Stück dürren Holz Feuer anzumach
einem Sack zu den Vorräthen und einem an

eine Stange gebunden, um die Kinder darin zu tragen. Bey einigen dieser Völker war Vielweiberey erlaubt, bey andern hatten nur Oberhäupter zwo Weiber, die übrigen aber nügten sich mit einer. Der Ehebruch war unverzeihliches Verbrechen, ausgenommen Festen und Kampfspielen, wo der Ueberwin- berechtigt war, sich der Frau des Ueberwun- n zu bedienen. Die Verheirathungen ge- hen ohne Ceremonien: ein junger Mensch reichte dem Mädchen, das er liebte, einen g; stund er ihr an, so machte sie ihm ein iches Geschenk, und durch diese gegenseitige enkungen wurde die Hochzeit unter Schmau- und Tanzen vollzogen. Sobald eine Frau ergekommen war, badete sie sich und ihr d in einem Flusse und that hernach ihre Haus- ichtungen; der Mann saß indessen in der te, stellte sich 3 bis 4 Tage krank und em- g Wochenbesuche. Sie hatten weder Tem- noch äußerlichen Gottesdienst. Sie erkann- in erstes Wesen, welches sie aber weder anruf- noch ihm einige Dankbarkeit erwiesen. Den- hatten sie Priester, die ein heimlich Ver- dniß mit den unsichtbaren Geistern vorgaben, sich über diese dummen und furchtsamen e eine unumschränkte Gewalt anmaßeten. Priester nahmen zugleich den Titel der Aerzte und wen sie nicht durch Zauberkünste hatten mtsam machen können, den schreckten sie durch cht des Todes. War der Kranke ohne Hoff-

Heirathen.

Religion.

Priester.

nung, so schnitt ihm die Tochter oder Schwe
den kleinen Finger ab, weil das vergossene B
der Familie die Betrübniß benehmen sollte.
Verwandten machten ein entsetzliches Gehe
saugten dem Sterbenden das Blut aus und b
sen ihn an. Unterdessen steckten ihm die Ae
ihre Finger in den Hals, um den Tod heraus
langen; die Weiber aber gaben ihm unter best
digem Geheule Stöße, wodurch sie ihn au
wecken suchten, bis er endlich den Geist aufg
Kaum war er verschieden, so veranstaltete n
sein Begräbniß, das ist, man verbrannte
scharrete den Körper ein, und mit selbigem al
was zu seinem Gebrauch gedienet hatte.
Kleidung der Priester bestund in einem lan
Rocke von Menschenhaaren gemacht, der v
Halse bis auf die Füße gieng. Auf dem K
hatten sie einen Busch von Falkenfedern, uni
der Hand trugen sie einen großen Fächer
Federn und ein steinernes Rohr, womit sie
Feste. Sterbenden saugten. Das feyerlichste Fest
giengen sie, wenn sie den Kindern die Nase
Ohren durchstachen. Die Priester legten d
jenigen Aeltern, die das geringste Merkmaal
Schwäche dabey blicken ließen, Strafen
Diese bestanden im Fasten, auch im Abschnei
der Haare, woraus sie ihre Ceremonienkle
machten. Zuweilen verurtheilten sie wohl
ganze Familie zur härtesten Arbeit, ja zu ein
schmählichen Tode, und die Verblendung di
Völker gieng so weit, daß dergleichen grausa

Fehle genau vollzogen wurden. Den Anfang
s Festes machten die Zauberer, die sich mit
Tack berauschten und in diesem Zustande über
h Lehren mit entsetzlicher Stimme und Geber-
n predigten. Hierauf folgten Schmausereyen,
ze und liederliche Ausschweifungen, da
nns- und Weibspersonen durch einander liefen
ihre Lüste vergnügten, ohne auf Ehrbarkeit
Schamhaftigkeit zu sehen.

§. 125.

An den mitternächtlichen Theil von Kalifor- Neualbion.
grenzt Neualbion, welches der englische
fahrer Franz Drake im 16ten Jahrhun-
entdeckte, für England in Besitz nahm und
den alten Namen seines Vaterlandes beylegte.
fand die Luft ziemlich kalt, aber rein und ge- Beschaf-
. Vögel und allerley Wildprett waren häu- fenheit.
besonders wurden die Damhirsche heerden-
zu tausenden angetroffen. Man fand auch
besondere Art von Kaninchen, welche Füße
n wie die Maulwürfe, und Schwänze wie
Murmelthiere. Drake sah auch während
s Aufenthalts fast keinen einzigen Ort, wo
Merkmaale von Gold und Silber wären zu
en gewesen. Die Einwohner waren von Einwoh-
harzbrauner Farbe, stark und groß, sehr treu- ner.
g und dienstfertig. Die Männer giengen
end; die Weiber hatten eine Rehhaut über
Rücken, und von den Hüften bis auf die
e trugen sie anstatt der Schürzen eine Art
wand von Baumrinden. Ihre Wohnun-

gen, die eine Aehnlichkeit mit Taubenhäusern h
ten, waren rund und ohne Fenster, mit einer
zigen Thüre und einer Oeffnung oben auf d
Dache, daß der Rauch hinausziehen konnte. S
schliefen auf Rohre und Tannenzweigen, wel
auf die Erde gebreitet und in einem Kreise
den Heerd gelegt waren. Sie bothen dem Dr
allerhand Arbeit von Federn an, und die klei
Krämereyen, welche er ihnen dafür gab, gefi
ihnen so wohl, daß sie die Engländer als Gö
ansahen. Als sie sich in größerer Menge
sammelt hatten, legten sie ihre Waffen ab, kar
und sangen und bathen den Drake, ihr Land
seinen Schutz zu nehmen, und setzten ihm
Krone auf. Dieses Berichts des Drake o
geachtet, glaubt man doch heut zu Tage im
mein, daß Neualbion ein fabelhaftes Land se

Das XII. Hauptstück.

Von Florida.

§. 126.

Geschichte. Diese weitläuftige Halbinsel bekam den N
men Florida von den Spaniern,
weder weil sie sie an einem Palmso
tage, den man im gemeinen Leben gr
Ostern nennt, entdeckt, oder weil sie die Fe
daselbst voller Blumen gefunden haben. N
hatte von diesem Lande eine Menge romanha

ichtungen ausgestreuet; besonders von einem
gegebenen Brunnen von Jouvence, dessen
sser die ältesten und unvermögendsten Leute
er jung machen sollte. Ponce von Leon,
: der vorzüglichsten Herumläufer seiner Zeit,
rnahm eine eigene Schiffahrt diesen Brun-
zu entdecken, und war der erste Europäer,
im Jahre 1512 nach Florida kam, wo er
all suchte und alle Wasser kostete, die er an-
Bey seiner Rückkehr nach Spanien er-
te ihm der König die Erlaubniß, Kolonien
as neuentdeckte Land zu führen; allein der
hlag wurde nicht ausgeführt. Lukas Vas-
z unternahm im Jahre 1520 die Entdeckung
Florida fortzusetzen. Er übte die größten
usamkeiten an den Einwohnern aus, lockte
Menge von ihnen auf die Schiffe und
ppte sie in die Sklaverey. Bey einer aber-
gen Reise dahin erkannten ihn die Wilden,
n auf seine Leute, hieben 200 nieder und zer-
ten die übrigen. Das Meer verschlung einen
l seiner Flotte; er selbst aber entkam und
te nach Spanien zurück, wo er endlich im
ersten Elende sterben mußte. 1539 gieng
dinand von Soto in der Absicht nach Flo-
ab, die Entdeckung zu Stande zu bringen
das Land einzunehmen. Das erste von die-
beyden Vorhaben wurde wohl ausgeführt;
dem er aber 3 Jahre herumgeschweift, so
zte er sterben, ohne einen Fuß breit Landes
onnen zu haben. Moscoso, sein Nach-

folger,

folger, führte die geringen Ueberbleibsel seiner
mee nach Neuspanien zurück, und Florida b
in den Umständen, wie es vor der Entdeck
des Ponce von Leon gewesen war, bis die S
nier sich in dem Morgentheile, in der Halbi
Tegeste setzten, wo sie die Städte S. Augusti
Pensakola und einige Festungen anlegten. 15
nahm der Admiral von Coligny sich vor,
Kolonie von reformirten Franzosen in Florid
errichten. Johann von Ribaud führte sie
hin, nahm im Namen des Königs Besitz
Lande, und legte an einem Flusse, den er P
Royal hieß, die Festung Charlesfort an
der Nachbarschaft der heutigen Stadt Cha
town in Karolina. Er gieng nach Frankr
zurück, um neue Verstärkung zu holen; als i
aber fehl schlug, gerieth seine kleine Kolonie
in das äußerste Elend, daher sie das Land
ließ. 1564 schickte der Admiral Chatillon
neue Kolonie unter dem Laudonniere dah
welcher in den Mayfluß einlief und ein n
Fort anlegte. Weil aber seine Leute den An
des Landes verabsäumten und sich nur beschäf
ten, die Spanier auf den Antillen zu plünd
so nöthigte sie der Mangel, das Fort zu schle
und sich wieder einzuschiffen. Ribaud kam z
mit 4 Schiffen zur Verstärkung an, es ers
nen aber 6 spanische Schiffe, welche die fran
schen verjagten und den Ribaud mit vielen s
Leute niedermachten. Die Spanier ließen
nun auch in diesem Theile von Florida nie
wu

den aber 1567 vom Gourgues, einem fran-
chen Edelmann, der den seiner Nation an-
anen Schimpf rächen wollte, angegriffen und
ntlich niedergemacht. Er konnte sich aber
lande nicht behaupten und mußte wieder nach
krreich zurückkehren, und die Franzosen lie-
sich erst am Ende des vorigen Jahrhunderts,
n Abend von den Spaniern, an dem Aus-
des Missisippi nieder. 1662 nahmen die
länder denjenigen Theil von Florida ein, der
zu Tage Karolina genannt wird, und
l II. überließ es acht verschiedenen Herren,
he es in eben so viele Grafschaften vertheilten
die Stadt Charlestown und andere Oer-
anlegten. Weil aber allerhand Klagen ein-
, so wurde es 1720 der Krone einverleibt
in Gouverneur dahin gesetzt. 1728 wurde
dem König Georg II. noch ein groß Stück
es gegen Mittag dazu gekauft und Geor-
genannt, wo der berühmte Oglethorpe
eine neue Niederlassung veranstaltete und
Flusse Savannah eine Stadt gleiches Na-
anlegte. Diese Provinz wurde hernach
eine Kolonie von Schweizern, die zu Pur-
ary angesetzt wurde, und noch mehr durch
Kolonie von emigrirenden Salzburgern be-
t, welche im Jahre 1734 die Stadt Eben-
anlegten. Im letztern Kriege eroberten die
inder das spanische Florida, welches ihnen
m Frieden 1762 abgetreten wurde. Bald
er überließ Frankreich seinen Antheil an

Florida

Florida den Spaniern, und bekam dagegen
diesen gehörige Hälfte von der Insel Doming

§. 127.

Größe. Florida ist ein weitläuftiges Land zwi
Neuspanien und Kanada, dessen Länge auf
und die Breite auf 150 Meilen geschätzt

Grenzen. Gegen Mitternacht wird es von Kanada, g
Morgen vom Nordmeere, gegen Mittag von
mexikanischen Meerbusen und Neuspanien,
gegen Abend von Neumexiko begrenzt. Die

Witterung. ist überhaupt gemäßigt, besonders in Karc
welches weder mit der heftigen Hitze der südl
Kolonien, noch mit der strengen Kälte der
lichen Pflanzstädte belästigt wird. Wärme
Kälte, Regen und Sonnenschein wechseln d
gängig ab und verursachen eine angenehme
änderung der Witterung. Gegen das End
Sommers lassen sich schreckliche Gewitter
spüren, und alsdenn sind die Nordwinde
stalt ungestüm, daß diejenigen, die auf dem
sind, öfters gezwungen werden, sich au
Erde zu legen, bis der heftigste Stoß vorb
gangen. Die Gipfel der höchsten Berge
gegen Mitternacht liegen, sind fast die halb
des Jahres mit Schnee bedeckt, denn
schmelzt niemalen eher, als wenn die Sonn
heißesten zu scheinen angefangen. Um di
geschiehet es auch, daß die Flüsse die Felder
schwemmen; diese Ueberschwemmungen abe
fen bald wieder ab und lassen aller Orten
Fettigkeit zurück, die das Erdreich fruc

m

het. Der Boden ist überhaupt fruchtbar, Beschaf-
in den verschiedenen Provinzen verschieden. fenheit und
Das ehemalige spanische oder das itzige eigentliche Produkte.
rida hat einen sandigen Boden und ist noch
t hinlänglich angebauet. In dem westlichen
il desselben ist es viel besser angebauet, als
stlichen, und der Boden ist zur reichlichen
vorbringung des Getreydes, Reises, In-
, Weins, Oels ꝛc. sehr tauglich. In Ka-
na wird viel Weizen und anderes Getreyde,
eine große Menge Reis und Indigo, auch
ck und Flachs gebauet. Bohnen und an-
Hülsenfrüchte, die Kochkräuter, Melonen,
fen und überhaupt alle europäische Garten-
te sind sehr gut fortgekommen. Georgien
t Reis, Indigo und Getreyde in großer
ge. Man hat auch angefangen Weinberge
egen, und es sind hier und in Karolina, wo
le Maulbeerbäume giebt, Versuche mit dem
enbau gemacht worden, welche sehr gut von
n gegangen. Von fruchttragenden Bäu-
sind, außer den Kastanien- und Nußbäumen,
n den Wäldern hin und wieder wachsen,
n: Granat- Orangen- Citronen- Aepfel- und
bäume in Menge angepflanzt worden, und
zu Tage trifft man auch Kirsch- Pflaumen-
Pfirsichbäume an. Die großen Wälder sind
Bäumen von erstaunender Höhe und Dicke
, welche schönes Holz zum Schiffbau lie-
Unter die Seltenheiten des Landes gehören
e vortreffliche Wurzeln, Oriaely genannt.

Sie

Sie hängen vermittelst gewisser Fäserchen an
ander, sind etwas dicker als eine Nuß,
und mit einer röthlichen Haut umgeben. W
sie in der Asche gedürret und in Wasser ge
werden, sind sie von unvergleichlichem Gesch
und ein vortreffliches Brustmittel. Koyme
eine andere Wurzel, bestehet aus vielen Kn
von der Größe eines Hühnereyes. Sie hat
angenehmen Gewürzgeruch, man bedienet
ihrer im Baden, den Leib damit zu was
und sie hat die besondere Kraft, die Glied
schmeidig zu machen und einen durch Arbei
müdeten Leib zu stärken. Man findet auch
empfindende Pflanze Amazuli, welche
allen, die diesen Namen führen, den V
verdienet. Sie treibt aus einer Zwiebel
dicken Strauch von langen schmalen Blä
hervor, die auf allen Seiten stachlicht sind.
ten in dem Haufen Blätter wächset ein
von der Dicke eines Daumens, der mit
schönen wohlriechenden Blume versehen ist.
Blätter sind purpurfarbig und mit gelben
ten gesprenkelt, die als Sterne funkeln.
vollkommenste Schönheit bestehet in einer G
die mit allen Regenbogenfarben pranget,
mitten darinn siehet man eine hochrothe sehr
schmeckende Frucht von der Größe einer Ki
Die Blume wendet sich beständig nach
Sonne, und schließt sich zu, sobald diese
gehet. Berühret man die Frucht, so ri
sich alle die stachlichten Blätter in die Höh

schließen die Hand, und die Pflanze verwelkt dem Augenblicke.

§. 128.

Die vielen Wiesen oder Savannen haben schönes fettes Gras und ernähren eine große nge von Rindvieh, Schafen, Ziegen und Schweinen, an welchen besonders Nordkarolina n großen Ueberfluß hat. Von Wildprett t es Hirsche, Rehe, wilde Ziegen, Damhe, wilde Schweine und Gemsen im großen erflusse. Hasen giebt es zwar nicht, aber die inchen sind sehr gemein und die Einwohner enen sich ihrer sehr weißen Häute, sich im ter damit zu putzen. In den weitläuftigen ldern, die von menschlichen Wohnungen entliegen, trifft man Tyger, Bären, Leopar. eine Art von Löwen und andre Raubthiere Füchse, Marder und andere Thiere, die s Pelzwerk liefern, sind auch häufig. An eln finden sich fast durchgehends indianische ne und eine Art von Hühnern, die den Phagleichen; desgleichen Rebhühner, Turtelen, auch Adler und andere Raubvögel, und unendliche Anzahl anderer Vögel, die wunme Federn haben. Die Tonatzulis, welche unsere Nachtigallen schlagen, sind von der ße eines Distelfinkens: Bauch und Flügel goldgelb, der Rücken bis an den Schwanz immelblau, der Kopf vielfarbig, und der nabel und die Füße haben eine Weiße wie hbein. Der Paracusse oder Königsvogel

Thiere.

Vögel.

hat auf dem Kopfe einen Busch, der eine Kr
bildet; seine Augen sehen wie zween Rubi
aus, die in goldene mit Silber ausgelegte Ri
eingefaßt sind. Sein Kopf und Hals ist
Pflaumfedern bewachsen, welche wegen der m
nigfaltigen Vermischung der Farben eine sch
Veränderung geben. Der Bauch bis unter
Flügel ist gelb und hochroth vermischt;
Rücken und die großen Federn der Flügel und
Schwanzes sind goldgelb mit schwarz vermen
Die Beine sind pomeranzengelb, Schnabel
Beine aber sind am Ende violetbraun. Die
nehmsten Flüsse sind der Missisippi, die
vannah, der May, die Seine, Loire
Fische. der Jordan. Die Flüsse und Seen haben
große Menge Fische, die von gutem Geschm
sind und unsern Karpen, Barben und Hec
gleichen. Man fängt darinn auch Aale, K
und Krabben, desgleichen Biber, davon sich
Eingebohrnen Mützen und andere Winter
Schädliche dung verfertigen. An allerley giftigen und s
Thiere. lichen Thieren fehlt es ebenfalls nicht, von
kodillen, die 12 Fuß lang sind, bis auf Ungezi
das kaum mit den Augen zu entdecken ist.
Krokodille halten sich in frischen Wasserflüsse
und die Savannah hat einen Ueberfluß da
Die größte Plage des Landes sind Myri
von Mosquiten oder großen Mücken, die
den Sommer über fast verzehren. Obwo
Metalle. Flüsse bisweilen Goldkörner mit sich führe
hat man doch in Florida noch keine Gold

S

Silberbergwerke gefunden. Kupferadern sind zwar vorhanden, sie sind aber auch noch nicht hinlänglich entdeckt. Auf den Gebirgen trifft man Bergkrystall und schöne rothe Steine an, die einen solchen Glanz von sich geben, daß man sie füglich für Rubine halten könnte.

§. 129.

Florida wird von mancherley Völkerschaften bewohnt, die in der Sprache, Sitten und Gebräuchen von einander unterschieden sind. Sie sind mehrentheils groß von Statur und wohl proportionirt, welches besonders von den Apalachigilt. Ihre Haut ist olivenfarbig; denn ob sie gleich weiß gebohren werden, so ändern sie doch ihre Farbe durch öftern Gebrauch einer Salbe, so sie aus Bärenschmalze und einem gewissen Kraute bereiten, welche die Kraft hat, die Haut wider Hitze und Kälte zu bewahren. Sie tragen insgesammt lange schwarze Haare, haben aber keinen Bart; und wenn sich ja ein Haar an das Kinn äußert, so reißen sie es sorgfältig aus und gebrauchen ein beizendes Oel, welches die Oeffnungen verstopfet und die Wurzeln der Haare verbrennet, daß sie nicht weiter zum Vorschein kommen können. Männer und Weiber pflegen ihre Haare sehr reinlich und flechten sie hinten zusammen; nur mit dem Unterschiede, daß die Weiber sie auf dem Kopfe in Gestalt eines Kranzes zusammenwinden, anstatt daß die Mannsleute sie insgemein in zwo Flechten hinter den Ohren herabhängen lassen. Gegen Fremde sind

Floridaner. Leibesgestalt. Charakter.

sind sie ungemein leutselig und freundlich, so
aber sehr hitzig und jähe und zum Kriege gene
Die so mitten im Lande wohnen, sind sehr n
und grausam, die aber bey den europäischen
lonien wohnen, sind gesitteter. Die Apalac
ren sind mehrentheils von höflicher und liebe
würdiger Beschaffenheit und wissen nicht,
sie den Europäern Höflichkeit und Gefälligkeit
nug beweisen sollen. Sie sind ordentlicher W
sehr mäßig, bey Festen und Ergötzlichkeiten o
überlassen sie sich einer großen Ausschweifu
Sie sind sehr vorsichtig und sorgfältig in
sammlung der nöthigsten Lebensmittel, auf
Jahre aber sammeln sie keinen Vorrath ein,
sie verlachen die eifrige Beflissenheit der E
päer, welche oft mit allzugroßer Sorgfalt
überflüssigen Dingen streben. Sie sind gele
und wissen leicht etwas zu fassen, daher auch
ohne Mühe lesen und schreiben und andere Kü
und Handwerker gelernt haben. Sie sind
trauisch, jähzornig, eigensinnig und einer hi
listigen Rache ergeben. Einige lassen sogar
Feindschaft in ihrer Familie erblich werden.
sind auch nicht wenig abergläubig in Ansel
ihrer Träume, und es giebt gewisse alte Trä
rinnen, welche Profession vom Traumde
machen und das arme Volk in diesem Aber
ben unterhalten. Sie haben eine besondere
erbietung für das Feuer, welches ihrer Meyn
nach das lebendige Ebenbild der Sonne ist,
sie anbeten, daher sie auch nicht dulden kön

in die Glut ein Speichel oder sonst andere einigkeit hineingeworfen wird. Die Kleidung Kleidung. Mannspersonen besteht in einer Art von ledernen oder hirschledernen Höschen, welche t bis auf die Hälfte des Schenkels gehen und mancherley Farbe sind. Den Oberleib be- en sie mit einem Mantel, der eine Art von ke ist, welche vom Halse bis auf die Waden t. Er ist gemeiniglich von feinem Marder hat einen angenehmen Muskusgeruch. Sie n auch zuweilen welche von Katzen- Hirschen- nhirschen- Bären- und Löwen- ja gar von fellen, die sie so gut zubereiten, daß man derselben wie eines Zeuges bedienen kann. Weiber haben meistentheils den ganzen Leib eine anständige Art bedeckt. Sie tragen n Rock von Fellen, der von der Hüfte bis die Waden hinuntergehet und über den Ober- auch einen Mantel von Fellen. Die Felle n sie, wie die besten Kürschner in Europa, bereiten. An einigen lassen sie die Haare Wolle, so ihnen statt des Futters dienen ; an andern aber nehmen sie solche weg, daß uf beyden Seiten glatt werden, und bemalen mit Blumen oder andern Figuren mit so leb- en Farben, daß es von ferne als die schönste genähete Arbeit aussiehet. Sie haben auch her von den Europäern gelernt, wie sie Felle en und zu Schuhen und Stiefeln tüchtig yen sollen. Die verheiratheten Mannsper- n tragen Mützen von schwarzen und glänzen-

den Marder. Sie machen sie hoch und las
einen drey Daumen breiten Rand darum, der v
wärts spitz in die Höhe gehet, und die eine S
ist mit einem Strauße von Federn geziert. D
Weiber gehen ebenfalls mit bedecktem Hau
und tragen Mützen, die mit grauem oder schw
zem Pelzwerke verbrämt sind. Die unver
ratheten Mannspersonen und Jungfrauen o
haben zu keiner Zeit einen andern Hauptputz
ihre eigene Haare, die auf vorbeschriebene
geflochten und aufgewunden sind. Das gem
Volk trägt bloß einen Ueberrock mit kurzen
meln, über ein kleines Hemde von Ziegenhaa
so ihnen bis an die Kniee reicht. Der Pa
cusse der Apalachiten, seine Hauptleute und
bedienten sind weit reicher und besser bekle
Sie haben weite Hemden von Baumwolle
Leinwand, deren Ränder und Aermel mit bu
Seide ausgenähet sind. Ihre Röcke sind
Sommer mit verschiedenen Borten, im W
aber mit dem besten Rauhwerke verbrämt.
umgürten sich auch mit einem Gürtel, der
Seide oder anderm kostbaren Zeuge gemach
und wenn sie sich in ihrem größten Staate
lassen wollen, so hängen sie noch einen M
um, der hinten bis auf die Erde reicht, vorn
aber nicht über den halben Leib gehet. Au
Brust tragen sie eine Platte von Silber ode
nem Kupfer, einer Hand breit: dadurch s
sie gleichsam, als wie durch das Zeichen
Ritterordens, ihren Vorzug anzuzeigen.

Su

Schuhe und Halbstiefeln sind auf eine solche Art gemacht, daß sie in einem Lande, wo die Künste [illegible] nicht sonderlich gestiegen, gewiß vor zier- [illegible] und nutzbar gehalten werden können.

§. 130.

Die Wohnungen der Floridaner sind mit ihrer wunderſamen Einfalt, nämlich aus in die [illegible]e gerammeten Pfählen, die an einander ge- [illegible] sind, gebauet; oder sie bestehen aus Stan- [illegible], davon die Borke abgeschält ist. Die [illegible]nde sind an allen Seiten mit fetter Erde aus- [illegible]llet, welche, wenn sie trocken geworden, der- [illegible]lt feste hält, daß auch nicht die geringste [illegible] durchdringen kann. Diese leichten Gebäude [illegible] länger als breiter, länglich rund, und bis [illegible]as Dach nicht über 5 bis 6 Fuß hoch. Das [illegible]h ist mehrentheils aus Schilf geflochten und [illegible]ichte, daß es Regen und Wind lange Zeit [illegible]halten kann. Das Pflaster dieser Wohnun- [illegible]besteht aus kalcinirtem Muschelwerk und einer [illegible]gelben und glänzenden Sande, welches einen [illegible]en Schimmer von sich giebt, wenn es gänz- [illegible] getrocknet ist, daß es scheinet, als ob der [illegible]en mit goldenen Platten belegt wäre. Die [illegible]hiedenen Nationen der Floridaner wohnen [illegible] in Flecken und Dörfern beysammen, die [illegible]lachiten aber haben auch Städte, die mit [illegible]fählungen oder Hecken und Zäunen einge- [illegible]ssen sind. Die Häuser sind in kleine finstere [illegible]mern, durch eine Art von Tapete aus [illegible]mrinden oder Palmblättern, vertheilt. Die

Wohnungen.

Kammern der Vornehmen sind mit Hirsch- u
wilden Ziegenfellen behangen, welche mit ei
angenehmen Vermischung verschiedener Far
ausgeziert werden. Es giebt auch Kün
unter ihnen, welche die Geschicklichkeit hab
aus Federn von Vögeln Tapeten zu machen,
Hausgeräthe. wie seidene Stoffen aussehen. Die Betten b
hen in 2 bis 3 Brettern, die auf vier in die
geschlagenen Pfählen liegen, auf welche gem
Leute Säcke mit Farrenkraut ausgestopft
und sich mit Bärenhäuten zudecken. Die
nehmen stopfen die Säcke mit den Pflaumfe
aus, die an einer gewissen Pflanze wachsen,
im Winter bedecken sie ihre Betten mit Ma
Biber- oder weißen Fuchsfellen. Ihre B
und einige Polster dienen ihnen statt der S
und Bänke; und ein Teppich von Leder, de
dem Boden ausgebreitet wird, um welche
sich herumsetzen, wenn sie ihre Mahlzeiten
nehmen wollen, dienet ihnen anstatt des Ti
Tischtuchs und Servietten. Die Gefäße
sie in ihrer Wirthschaft gebrauchen, sind i
oder bestehen aus Baumfrüchten, welche
holzige Schale haben; diese wissen sie inw
zu glätten und mit einem Lack zu bestreichen
Speisen und Getränke. niemals abgehet. Ihre gewöhnlichste Nahr
mittel sind Hirse, Erbsen, Bohnen,
Maiz und andere Hülsenfrüchte. Sie
selten zwey Gerichte bey einer Mahlzeit au
halten keine Heerden, und vor Ankunft der
länder aßen sie weder das Fleisch von
Ihr

ren, noch von Vögeln, Sie jagten bloß
Vergnügen, hauptsächlich aber um die Felle
rekommen. Es finden sich auch bey den Apa-
ten noch einige alte Geschlechter, welche nicht
wegen sind, Fische oder das Fleisch von
id einem lebendigen Thiere zu essen. Diese-
n, die Fleisch zu essen angefangen, genießen
ur gebraten; denn sie sagen, daß das Wasser
seine Kraft benehme. Anstatt des Brots
chen sie verschiedene Wurzeln, die auf ihrem
ben wachsen. Die Gerichte schneiden sie in
e Stücke, ehe sie aufgetragen werden; an-
der Gabel gebrauchen sie Löffel und eine höl-
oder beinerne lange Pfrieme. Ohnerachtet
häufigen Weintrauben, die bey ihnen wach-
machen sie doch keinen Wein daraus, son-
ihr ordentliches Getränk ist Wasser. Bey
Gastmahlen brauchen sie einen aus Maiz ge-
ren wohlschmeckenden Trank, und die Kriegs-
haben einen aus Hirse gemachten Trank,
sie Casine nennen, dessen man sich aber
nur bey den großen Feyerlichkeiten bedienet.

§. 131.

Die Apalachiten haben jederzeit den Müßig- Beschäf-
als die größte Pest ihres gemeinen Wesens tigung.
bscheuet. Sie bauen das Feld mit Fleiß und
n die Früchte des Landes mit Vernunft zu
he, daher sie allemal hinlänglichen Vorrath
n, sich und ihre Familien zu unterhalten,
n ihre Nachbarn, welche an die Seeküste
n, oftmals Hunger leiden, weil sie ihre Fel-

der nicht gehörig bestellet oder ihren Vorrath
Gastereyen aufgezehrt haben. Nach der S
und Aerntezeit gehen die Mannspersonen au
Jagd und Fischerey; sie pflanzen Obstbä
und legen Gärten an, oder sie bauen und be
ihre Hütten aus, oder sie verfertigen ihre K
dung, Schuhe und Halbstiefeln, daher ma
selten müßig siehet. Seitdem sie mit den E
päern Umgang gehabt, bauen sie dauerha
und bequemere Häuser, und sie haben auch
gefangen, Tische, Stühle und andere Tisc
arbeit zu machen. Nichts lassen sie sich ange
ner seyn, als ihre Bogen und Pfeile, Ke
Schilder und andere Waffen zu verfertigen,
sie theils auf der Jagd, theils wider ihre Fe
gebrauchen. Denn alle Mannspersonen, alt
jung, machen sich eine Ehre daraus, sie ber
zu können und sie glänzend und sauber zu u
halten. Wenn die Weiber ihre Hausgesch
verrichtet haben, so spinnen sie Baumw
Flachs oder Pite, woraus sie nachher verschi
Zeuge, welche zu Sommerkleidungen bequem
künstlich zu weben wissen. Sie lieben die M
und alle Instrumente, die eine Harmonie ma
so sehr, daß man kaum einen einzigen unter i
antrifft, der nicht wenigstens auf einer Flöte
len könnte. Sie haben eine angenehme un
läufige Stimme, daher sich viele darauf be
gen, den Gesang der Vögel nachzuahmen,
mit dem Gesange versüßen sie sich auch all
Arbeit. Nicht weniger lieben sie den Tanz,

Ergötzlichkeiten.

ie hüpfen, springen und allerley Stellungen
)en. Sie stellen oftmals feyerliche Tänze
wozu die Oberhäupter der Familien Zeit und
bestimmen. Ihren kleinen Handel treiben Handel.
urch Umtausch der Waaren, oder sie haben
sse schwarze oder weiße Körner, welche ihnen
der Gold- und Silbermünze dienen; jedoch
dem Unterschiede, daß ein schwarzes Korn
so viel als zwanzig weiße am Werth enthält.
Indianer am Meere machen diese Art der
ze aus den äußern Theilen der Muscheln,
ie besonders achten. Sie machen Ketten
us, und schmücken sich damit, wenn sie im
n Putz erscheinen wollen. Diese Münze hat
Lauf nicht nur unter den Eingebohrnen im
rnächtlichen Amerika, sondern sie gilt auch
en engländischen Kolonien. Ordentlicher
e heirathen die Floridaner nur eine Frau, Heirathen.
e verbunden ist, ihrem Manne treu zu blei-
bey Strafe des Todes oder sonst einer
pflichen Züchtigung. Die Großen können
le Weiber nehmen, als ihnen beliebt; jedoch
r eine die rechtmäßige, und die andern sind
Kebsweiber. Die Kinder, welche von den
en gebohren werden, erben nicht so, wie die
der rechtmäßigen Frau, von den Gütern des
rs. Die Apalachiten verheirathen sich nie-
außer ihrer Familie, und wenn einer der-
)en thut, so wird er bey der ganzen Ver-
)tschaft ein Vorwurf des Abscheues und der
chtung. Sie können sich in alle Grade ver-
heirathen,

heirathen, die unter Bruder und Schwester
Die jungen Mannspersonen brauchen nicht
Umstände zu machen, wenn sie ein Mädchen
rathen wollen; denn die Verwandten beyder
sonen verabreden oftmals die Ehe, wenn die
der noch in der Wiege liegen, und die Ki
haben so viel Ehrfurcht für ihre Aeltern, da
niemals einen Ungehorsam hierinn beweisen.
Männer sollen keinen Umgang mit ihren Wei
während der Schwangerschaft haben, ja sie
sogar nicht einmal etwas von demjenigen,
sie in dieser Zeit angerührt haben. Die W

Kinderzucht. erziehen die Knaben bis ins zwölfte Jahr,
denn überlassen sie selbige der Aufsicht ihrer
ner, welche sie mit auf die Jagd und Fisch
nehmen, und sie zur Arbeit und andern Ue
gen anführen. Man giebt ihnen Bogen
Pfeile und lehret sie schießen, da sie denn
Mäusen und Eidechsen auflauern. Man
ihnen den Namen der Feinde, die sie erlegt h
oder der Dörfer, die sie abgebrannt haben;
der Gefangenen, die in ihren Diensten gest
sind. Sie haben überhaupt viel Liebe zu
Kindern, sie lassen sichs aber äußerlich nicht
ken und überhäufen sie nicht mit Liebkosunge

§. 132.

Krankheiten. Die Mäßigkeit der Apalachiten im
und Trinken, und ihre beständigen arbeits
Bewegungen des Leibes erhalten sie gesund
bewahren sie vor Krankheiten; wenn sie ab
werden, sind sie heftigen Kopfschmerzen, M

werungen und einer Unverdaulichkeit sehr
rworfen, wodurch an ihrem ganzen Leibe
len entstehen, die oftmals in böse Geschwüre
andelt und unheilbar werden. Ihre Jauas
Priester sind auch ihre Aerzte. Sie haben
eermesser von spitzen schneidenden Fischzäh-
womit sie in die schadhaften Theile tiefe Oeff-
gen machen. Ihre Taschen, die sie an dem
tel hängen haben, sind beständig mit verschie-
n Schmalz, Blättern und Kräutern ange-
die sie als ein Pflaster auf die kranken Theile
. Sie wissen auch den Schweiß und das
hen vermittelst eines Pulvers zu befördern,
es aus der Rinde eines gewissen Strauchs
verbrannten Muschelschalen bestehet. Wenn
nichts hilft, so verordnen sie ein Bad und
Gebrauch des mineralischen Wassers, so am
des Berges Olaimy ist: endlich aber lassen
Kranken, wenn die Sonne aufgeht, vor
Hütten tragen, in der Zuversicht, daß die
len dieses Gestirns viel vermögender wären,
lle Arzeneymittel, die Gesundheit wieder her-
len. Sie beschwören diese Gottheit, ihre
e zum Vortheil derjenigen, die von ihr Hülfe
ten, zu verdoppeln. Sie erreichen mehren-
ein hohes Alter und leben auf hundert Jahr
rüber. Die Floridaner begraben ihre Tod- Begräb-
nd geben ihnen alles mit, was sie in ihrem nisse.
lieb gehabt haben. Die Weiber schneiden
ie Haare ab und streuen sie auf die Gräber
Männer. So wie ihnen die Haare wieder
wachsen,

wachsen, nimmt auch die Trauer ab, und w
sie wieder zu ihrer ersten Länge gekommen
so ist sie völlig aus und alsdenn mögen sie
wieder verheirathen. Ihre Caziquen oder
rauski begraben sie mit aller Pracht. Sie
sie in einigen Landschaften in Tempeln bey; i
dern stecken sie Pfeile um das Grab und setze
Schale oben drauf, deren er sich im Leben
Trinken bediente. Sie bringen 3 Tage mit
nen und Fasten auf dem Grabe zu und schn
sich ihm zu Liebe alle Haare ab, welches
größte Zeichen der Trauer ist. Alle Tage
Klageweiber hinaus, 6 Monate lang, und b
nen ihn dreymal des Tages. Man verbr
alles, was er im Leben besessen hat, und an
gen Orten werden auch seine Sklaven und
sten Bedienten mit ihm begraben. Die Ap
chiten balsamiren die Leichname ihrer vers
nen Freunde. Sie lassen sie 3 Monate lan
Balsam liegen, bekleiden sie hernach mit sch
Fellen und legen sie in Särge von wohlri
dem Holze, die sie 12 Monate lang bey sic
wahren. Denn trägt man sie in einen
und begräbt sie an der Wurzel eines Ba
Stirbt ein Cazique, so bekleiden sie den Leich
wenn sie solchen balsamirt haben, mit alle
nem Schmuck und verwahren ihn 3 Jahr
in dem Zimmer, wo er gestorben ist. A
diese Zeit um ist, trägt man ihn in das Gr
ner Vorfahren am Fuß des Berges Ol
Man läßt ihn in eine Kluft hinunter, vers

Oeffnung mit großen Steinen, und hängt Waffen an die Zweige der in der Nähe ste-en Bäume. Die nächsten Anverwandten ißen eine Ceder dabey und unterhalten sie mit ichster Sorgfalt. Die Hauptleute und an- Bediente, ingleichen die Häupter der Fami- welche dem Begängniß beywohnen, stoßen ürchterliches Geheul dabey aus, und alle thanen scheeren sich den ganzen Kopf kahl, auch ihre Haare nicht eher wieder wachsen, is der Leichnam zur Erde bestätigt ist. Die achiten glauben die Unsterblichkeit der Seele, daß diejenigen, welche gut gelebt haben, gen nel geführt und unter die Sterne gesetzt wer- den bösen aber weisen sie die Abgründe der ten Berge gegen Norden, unter den Bären, n unter Eis und Schnee an. Auch die an- Völker glauben eine Belohnung der From- und Bestrafung der Bösen nach diesem Leben. nennen den Himmel Hamampascha, d. i. berwelt, und die Hölle Ucupacha oder die welt, in welcher ein böser grausamer Geist, ry, herrschet, von dem die Bösen gemar- werden. Andere glauben eine Wanderung Seele, und wenn jemand stirbt, so begräbt Lebensmittel und einiges Geräthe zu seiner durft mit ihm. Hiebey ist zu merken, daß was von den Ehen, Aerzten und Begräb- der Apalachiten gesagt worden, theils von llten, theils auch von denen ihrer Nation mmen werden muß, welche annoch in der terey verbleiben. §. 133.

§. 133.

Religion. Die Völker in Florida sind Abgötter
halten die Sonne und den Mond für Gotthe
welche sie verehren, ohne daß sie ihnen
und Opfer bringen. Nach einem andern
richte bethen sie einen einzigen Gott, Schi
aller Dinge, an: sie glauben aber nicht, daß
solcher um die Geschäffte der Menschen be
mere, als welche seine Sorgfalt nicht verdie
sondern er überlasse die Führung und Einrich
der Dinge auf Erden bösen und guten Gei
Einige setzen der obern Gottheit ein böses W
welches sie Toja nennen, entgegen. Vor
sem werden sie, wie sie sagen, grausam ge
tert, daher sie es anbethen, um es zu besänft
Einige Völker opfern der Sonne oder viel
ihrem Oberherrn ihre Erstgeburt auf; wenig
geschiehet diese grausame Ceremonie in G
wart eines Parausti. Es wird vor dem
ein Block hingesetzt, worauf das Kind ge
werden soll. Die Mutter des Kindes nahe
diesem Block, huckt vor demselben nieder u
deckt sich mit ihren Händen das Gesicht. J
sie nun also weinet und seufzet, machen ihre
darinnen einen Kreis, singen und tanzen.
die das Kind trägt, trit in die Mitte des K
und singet und tanzt eben so, wie die an
Sie zeigt das Kind dabey dem Parausti
ferne, dessen Lob sie anstimmt. Unterdessen
sich der Priester zwischen sechs andern ge
und schlachtet das Kind, welches allezei

be seyn muß, auf dem Blocke. Eben diese
er nehmen die Haut von dem größten Hir-
den sie nur bekommen können, stopfen sie
allerhand Kräutern aus, schmücken sie mit
men und Früchten, und stellen sie auf den
el des höchsten Baums, so daß der Kopf
die Sonne gerichtet ist. Diese Ceremonie
hiehet alle Jahre zu Ende des Hornungs und
stets mit Gebeten und Liedern begleitet,
e der Parausti und einer der obersten Prie-
lbst an der Spitze der Andächtigen anstim-
Sie ersuchen die Sonne dadurch, die
te des Landes zu segnen und demselben seine
tbarkeit zu erhalten. Die Hirschhaut bleibt
em Baume stecken bis auf das folgende
Bey einem andern Feste versammelt sich Bußfest.
Volk, um dem Toja seine Schuldigkeit ab-
ten. Sie kommen auf einem großen Platz
men und machen einen Kreis, in dessen
drey Priester erscheinen, die mit mancher-
arben bemalt sind, und Trommeln haben,
deren Klange sie singen und tanzen und
ordentliche Geberden machen. Die Ver-
lung antwortet chorweise auf das Singen
Priester, welche drey oder viermal herum-
und darauf plötzlich in den Wald fliehen,
st den Toja um Rath zu fragen. Die Wei-
tzen die Andacht den ganzen Tag mit Heu-
d Weinen fort: sie schneiden ihre Töchter
harfen Muschelschiefern in die Arme, und
en das herausfließende Blut unter drey-

maliger Anrufung des Toja in die Luft. Zu
Tage hernach kommen die Priester wieder
dem Gehölze zurück, und der Tanz endiget
mit einer Mahlzeit, welche sie nach dreytägi
Fasten wohl nöthig haben. Das Fasten
war unumgänglich nöthig, weil sich die Gö
nur denjenigen frey offenbaren, die solches b
Priester. achten. Ihre Jauas oder Priester sind zug
Aerzte, und noch über dieses die Räthe
Staatsbediente des Parausti. Bevor sie
Priesterthum kommen, müssen sie durch die
fungen einer strengen Zucht, welche drey J
dauert, gehen, unter der Anführung an
Priester, welche sie in den Geheimnissen der
ligion unterrichten. Man übt sie durch Fa
durch die Enthaltung, durch die Eingezoge
und durch die Beraubung der sinnlichen Ver
Tempel. gungen. Diese Völker haben Tempel, si
dienen sich aber derselben nur, ihre Todten d
beyzusetzen, und dasjenige darinn einzuschli
was sie kostbares in ihrem Leben gehabt h
Sie stecken auch an den Thüren dieser Te
dasjenige, was sie ihren Feinden abgenon
haben, als Siegeszeichen auf.

§. 134.

Religion der Apalachiten. Die Apalachiten bethen auch die S
an, weil sie dafür halten, daß ihre Strale
Kraft hätten, allen Geschöpfen das Lebe
geben, Krankheiten zu heilen, und die unfr
barsten Länder fruchtbar zu machen. Sie
ben, die Welt bestünde bloß vermittelst des

f sie

es derselben, und da sie einsmals ihren Lauf
Stunden eingestellt, so wären die Gewässer
großen See Theomi dergestalt ausgetreten,
sie die höchsten Berge überschwemmet, den
imy ausgenommen, der wegen des darauf be-
lichen Sonnentempels von der Ueberschwem-
ng befreyet geblieben. Der Dienst, den sie
Sonne bringen, besteht darinn, daß sie sel-
bey dem Aufgange grüßen und einige Lob-
nge anstimmen. Eben dieses thun sie alle
nd, wobey sie sie bitten, daß sie zur gehörigen
wieder zurückkehren wolle. Außer diesem
chen Dienste, den jedermann an seiner Haus-
verrichten konnte, hatten sie ehemals noch
re feyerliche Dienste, welche sie des Jahrs
nal auf dem Berge Olaimy unter allgemei-
Zulauf aller Einwohner des Landes begien-

Der Berg Olaimy ist einer der schönsten anmuthigsten in Amerika, in der Landschaft narin, ohnweit der Hauptstadt Melilot. ist völlig rund und so steil, daß man rund m einen Weg hat hauen müssen, der dritte- Meilen lang ist, und sich so lange um den g herumschlinget, bis man auf den Gipfel get. Der ganze Umfang des Berges ist Citronenbäumen, Fichten, Palmen, Cy- en besetzt; der Gipfel aber bildet eine Ebene, ohngefähr eine Meile im Umkreise hat, und grünen Kräutern und Blumen bedeckt ist. ren auf derselben ist ein Teich mit klarem und m Wasser, womit die Wallfahrtenden ihren Berg Olaimy.

Durst löschen können. Der Ort, der ihnen
Tempel auf demselben. eines Tempels diente, ist eine geräumige Hö
welche von der Natur gegen Morgen in den
sen gearbeitet ist. Sie ist länglich rund,
200 Schritte lang und von verhältnißmäß
Breite. Das Gewölbe erhebt sich von unte
Gestalt eines Zirkels bis ohngefähr 26 Fuß
auf, und in dessen Mitte ist eine ziemlich g
Oeffnung, wodurch das Licht in die Höhle
Gerade unter derselben steht der Altar des
pels, der aus einem steinernen Tische ohne
Zierrathen besteht. Das Gewölbe ist d
gehends mit einem Salpeter überzogen, der
der Zeit hart wird, und den man für weiße
rallen ansehen sollte. Das Pflaster, so aus e
einigen Steine besteht und sowohl als das
wölbe und die Wände weder Spalten noch
gen hat, ist spiegelglatt. In der Tiefe des
pels entdeckt man ein Becken, so zu aller Zei
Opfer. klarem Wasser angefüllt ist. Das Opfer,
ches die Apalachiten der Sonne brachten, be
nicht in einer Hirschhaut, noch weniger in
gießung des Menschenblutes; sondern sie
ten Weihrauch und andere Spezereyen, w
sie unter Singen und Tanzen anzündeten.
gleichen bestunden ihre Opfer aus Kleidunger
andern Geschenken, welche sie den Jauas ei
digten, um sie den Armen zu reichen, welch
ser Feyerlichkeit beywohnten. Heut zu Tag
die vornehmsten Einwohner der Provinz B
rin den christlichen Glauben angenommen h

der Berg Olaimy und dessen Tempel bloß Neubegierde besucht; denn der Landsherr hat , die noch der alten Religion zugethan sind, insbesondere den Jauas untersagt, ferner aufzugehen und die alten abergläubischen Ge- che fortzusetzen. Ja es soll der Zugang zur le vermauert und der Weg hin und wieder hüttet worden seyn, um die Einwohner desto: davon abzuhalten. Die Jauas oder Opfer- Priester. ter der Sonne stehen im großen Ansehn, und halten ihr Amt mit Ernsthaftigkeit, Bescheiheit und Enthaltsamkeit von allen ZärtlichkeiSie rühmen sich dabey der Erscheinungen anderer abergläubischen Dinge. Ihre Klei- ist lächerlich und abgeschmackt. Sie tragen langen Rock, der aus Fellen verschiedener n Thiere gemacht, und aus lauter Streifen ungleicher Breite zusammengesetzt ist, davon Rannigfaltigkeit der Haare von außen einen terlichen Anblick verursacht. Um den Leib n sie einen Gürtel von Hirschhaut, woran e mit Arzeneyen angefüllte Taschen hängen. r diesen Rock tragen sie statt eines Mantels anze Haut von einem Löwen, Tyger oder arden, davon der Kopf und Klauen ihnen der Brust und an beyden Seiten herabhänIhre Ohren sind durchbohrt, und statt der hehenke machen sie gewisse kleine schwarze el daran feste, welche im Rauch getrocknet Sie gehen allezeit barfuß, auf dem Kopfe haben sie eine hohe spitze Mütze aus Häuten

verschiedener Thiere von mancherley Farben. Arme tragen sie bis an den Ellnbogen bloß, diese sind mit verschiedenen Charaktern und dern bezeichnet, welche ihnen zur Zeit des tritts ihres Amtes eingegraben werden.

Bekehrung zum Christenthum.

Kenntniß der christlichen Religion ist durch schiedene Stuffen zu den Apalachern gela Der erste Saame wurde durch die vom H mann Ribaud geführte französische Kolonie gebreitet. Bey dieser befanden sich zween lehrte Geistliche, welche sogleich nach Betre des Landes den Einwohnern eine Liebe zur c lichen Religion einzuflößen suchten. Na kamen vier Franzosen zu dem Paracusse der lacher, welche durch ihren Unterricht den Fort der christlichen Religion sehr befördert habe daß endlich der Paracusse selbst und ein g Theil seiner Unterthanen bekehrt worden.

§. 135.

Wissenschaften.

Von Wissenschaften und Gelehrsamkeit sen diese Völker nichts. Sie haben eine S deutungskunst nach ihrer Art, nach der sie R Dürre, Sturm und Veränderung der Witt vorhersagen. Sie halten dafür, daß die F der Erde höckericht und durch die Berge er sey, sonst aber die Erde innerhalb flach und auf einer unbeweglichen, ihnen aber kannten, Stütze ruhe. Sie glauben, da Himmel aus einer festen durchsichtigen M bestehe, und daß Sonne, Mond und S unvergängliche und belebte himmlische K

en, die sich, ohne zu ermüden, an dem blauen
äfel, von dem sie die Welt erleuchten, be-
gen. Die großmüthigen und löblichen Tha-
ihrer Könige und Vorfahren behalten sie sorg-
in ihrem Gedächtniß, gleichsam als in einem
üglichen Zeitregister, und erheben sie an ihren
tagen in ihren Liedern. Einige Floridaner
enen sich auch Denkbilder, die vorgefallenen
ebenheiten zu merken, und ihre Kinder von
Dingen zu unterrichten, welche ihre Familie
ihr Vaterland angehen. An den Orten, wo
Gefecht vorgefallen, oder sich eine Völker-
t gesetzt hat, errichtet man eine kleine stei-
e Pyramide. Die Anzahl der Steine be-
net die Zahl der Todten oder der Stifter und
nigen, welche den Ort zuerst bewohnt haben.
verschiedenen Nationen in Florida haben jede
besondere Sprache. Bey den Apalachiten Sprache.
ede von den 6 Provinzen auch ihre besondere
ndart. Die Hauptleute und Häupter der
ilien befleißigen sich zierlicher zu reden als
gemeine Mann. Ihre Ausdrücke sind nach-
klich und ihre Perioden kurz. Sie halten
auf gute Einfälle, welche tüchtig sind ihre
anken deutlich auszudrücken; auch wissen sie
Reden durch gute Gleichnisse keine geringe
ehmlichkeit zu geben. Alle Ausländer, die
ihnen Umgang haben und ihre Sprache ver-
n, versichern, daß sie weder die Trockenheit
rer amerikanischen Völker, als denen es an
ten fehlet, verschiedene Dinge auszudrücken;

noch den unnützen Ueberfluß anderer Völker
ben: sondern sie bedienen sich einer ungekünst
Reinigkeit, so durch ein gewisses Feuer be
wird und einen angenehmen Wohllaut in i
Worten und Ausdrücken veranlasset. Ihre
Justiz- rechtigkeitspflege ist sehr kurz, weil sie keine
wesen. läuftigkeit der Processe, noch Chikanen, wod
selbige verewiget werden, dulden. Die He
leute und Rathsversammlung jedes Orts h
monatlich zweymal Gerichte, beym Eintritt
Neumondes und hernach bey dem vollen M
alsdenn thun sie alle kleine Zwistigkeiten ab,
sich in den Familien ereignen. Kommt
Sache von Wichtigkeit vor, so wenden sie
an den Statthalter der Stadt oder an den P
cusse der Provinz, welche solche in der letzten
stanz schlichten. Gerathen die Paracussen
Statthalter unter sich selbst und mit ihren U
thanen in Streit, so ziehet der Paracusse
Apalacha, der seinen Siz zu Melilot hat,
der Sache Erkundigung ein und entscheid
nach geflogener Ueberlegung mit dem Senat
ihn aller Orten begleitet. Verräther, M
brenner, Todtschläger und die eingeschla
Schildwachten werden mit dem Tode bes
man bindet sie an einem Baum und durchsc
sie mit Pfeilen, oder schlägt sie mit Keulen
Straßenräuber werden in allen Gesellscha
wo sie sich einzufinden die Dreistigkeit haben
Schmach belegt; und dies ist für sie eine s
pfindliche Züchtigung, daß diejenigen, die
U

hat begangen haben, sich lieber in die Wüste
n begeben und ein irrendes Leben führen.

§. 136.

Die meisten Völkerschaften in Florida haben Caziquen, welche sie Parausti nennen, und in sie große Ehrerbietung erweisen. Einige en noch itzt ein herumschweifendes Leben, wie Zustamins oder Elamins thun, welche die vinzen von Florida beständig durchstreifen aller Orten, wo sie keinen Widerstand finden, verwüsten: deren ganze Geräthschaft auch elter nichts, als ihren Waffen und einigen lten von schlechten Fellen bestehen, worun: e die Nacht zubringen und die sie am Tage er abbrechen. Die Apalachiten, welche als ebenfalls in Wäldern und Wüsten her: reten, wurden von einem ihrer Paracussen, yrdock, überredet, sich in dem Lande, so sie itzt besitzen, niederzulassen. Seit der Zeit n sie ihr gemeines Wesen in guter Ordnung ten, unter der Regierung eines Oberhaupts, es seinen Sitz zu Melilot, der Hauptstadt Landes, hat. In jeder von den 6 Provin: ihres Landes ist ein Paracusse, und in jeder dt, deren 3 bis 4 in jeder Provinz sind, ein tthalter. Jeder Flecken und jedes Dorf hat n Hauptmann, der die Obrigkeit darinn vor: t, und jede Familie hat ihr besonderes Ober: t. Die Statthalter haben den Hauptleuten benachbarten Flecken und Dörfer zu gebieten, ein jeder hat seine vorgeschriebene Ordnung

Regierungsform.

Bey den Apalachiten.

und Grenzen der Gerichtsbarkeit, die er n
überschreiten darf. Die floridanischen Vö
Kriege. führen viele Kriege unter einander, die aber n
aus Ehrsucht und um Eroberungen zu ma
unternommen werden, sondern den Tod i
Anverwandten und Freunde an ihren Feinde
rächen. Sie bringen nicht förmliche Kriegsh
auf, um einander ordentliche Schlachten zu
fern, sondern sie stellen einander nur Hinterh
und suchen sich bey der Fischerey und Jagd
zulauern und Abbruch zu thun. Sie eilen e
nach des andern Dorfschaften, wenn sie erfah
daß die streitbare Mannschaft nicht daheim
suchen solche auszuplündern, in Brand zu ste
und Gefangene zu machen. Oft kömmt es
bey zu einem hitzigen Gefechte, wo auf be
Seiten viele erschlagen und gefangen wer
Waffen. Ihre Waffen sind Spieße, Keulen, Lan
Aexte und Streithämmer von Kupfer.
Bogen sind sehr lang und dick, gemeiniglich
Eichenholze, so daß sie sich schwerlich krüm
lassen, und doch spannen sie sie mit ungem
Fertigkeit und Stärke. Sie haben auch
lich-runde große Schilde, die aus Rohr so k
lich geflochten sind, daß, ob sie wohl nur
einem bloßen Leder überzogen und sehr leicht
sie dennoch allen Pfeilen und Wurfspießen w
stehen können. Die Apalachiten haben an
Einwohnern der Provinz Tagueſta und an
Hustamins unversöhnliche Feinde, wider d
beständig auf ihrer Huth seyn müssen.

Völker gegen den Feind ziehen, so darf kei
ohne Bewilligung des Hauptmanns seinen
g und Ordnung verlassen und sich von seinem
fen trennen, wenn er nicht für ehrlos erklärt,
gar mit Pfeilen todtgeschossen seyn will.
bald sie den Feind erblicken, suchen sie ihn ein
ließen und greifen ihn mit großer Wuth und
tzlichem Geschrey an. Sie sind so großmü
daß sie niemals das Geheimniß lernen wol
ihre Pfeile zu vergiften. Nach erfochtenem
ze üben sie niemals an den Erschlagenen eini
nmenschlichkeit aus, sondern sie lösen den
ngenen die Haarscheitel ab, tragen solche
Siegeszeichen auf ihren Wurfspießen und
n sie vor die Thüren ihrer Wohnungen als
Ehrendenkmaal auf. Bey ihrer Rückkunft
den Feldzügen stellen sie allerhand Lustbar
n an, und bringen viele Tage mit Tanzen,
elen und allerley Ergötzlichkeiten zu; wäh
dieser Zeit besingen sie ihre Tapferkeit und
nerkwürdigsten Thaten ihrer Vorfahren.

§. 137.

Unter den engländischen Kolonien in Florida uptet Karolina den ersten Rang. Es fas ie Küste von Nordamerika zwischen 31 und Graden Norderbreite in sich, und erstreckt sich er Länge auf 300 englische Meilen. Die ite ist nicht bestimmt, indem Karl II. den enthümern alles Land westwärts in einer ge n Linie, von angeführten Graden bis zu der See, verwilligte. Um die Anlegung einer

Kolonien der Engländer.

Kolonie

Kolonie hier zu befördern, verschenkte der Kö
das Land durch ein Patent 1660 an acht Eig
thümer. Einige harte Begegnungen gegen
Dissentirenden in England trugen zur geschw
den Bevölkerung dieser Kolonie viel bey, wei
haufenweise hieher flohen, da alle Religions
wandten hier völlig geduldet wurden. Di
kluge Einrichtung kam sie bald in den Sta
sich mit allen Nothwendigkeiten zu versehen,
sie wuchs ansehnlich an, weil sie von den Ei
bohrnen des Landes nicht beunruhiget wu
Die häuslichen Streitigkeiten der Kolonisten
den Eigenthümern wegen der Steuern, die
diesen zu entrichten schuldig waren, setzte die
lonie in solche Verwirrung, daß als sieben von
Eigenthümern ihren Antheil verkaufen wol
die Krone bewilligte, einem jeden für seinen
ten Theil 2500 Pfund zu geben und ihnen
gesamt noch 5000 Pfund für die schuldigge
benen Steuern zu bezahlen, welche Bewilli
durch eine Parlamentsakte 1728 bestätigt wu
Allein der Lord Carteret behielt sich seinen
vor und hat seitdem seinen achten Theil, der
60 englische Meilen an der Seeküste ausm
und an Virginien stößt, zugetheilt erhalten.
bald das Eigenthum und die Gerichtbarkeit d
Kolonie der Krone übergeben war, ward s
zwo Provinzen Nord- und Südkarolina
theilt, und jede bekam ihren eigenen Statth

Nord-karolina. In Nordkarolina wird die Anzahl der
wohner ohngefähr auf 70000 Weiße und 20

Schn

warze geschätzt, und es sind auch noch einige anische Flecken in dieser Provinz übrig geblie-

Man kann sich hier leicht ansetzen und gut en. Wenn sich jemand von bemittelten Per-n in diesem Lande niederlassen will, so sieht ch ein Grundstück aus, welches er um einen gen Preis erhalten kann. Wenn dies Land theilt ist, so bauet er darauf, schafft sich an, pflanzet Bäume und legt sich solche ren zu, für welche er sich hernach bey dem tze Sklaven, Pferde und andere Bequem-iten erhandeln kann. Und wenn er seine gen in Acht nimmt und nicht außerordentliche ücksfälle hat, so muß er mit einem kleinen nge in wenigen Jahren ein ansehnliches Ver-n gewinnen. Die Pflanzer sind größten-ungemein arbeitsam und fleißig. Die Kin-erden mit dem achten Jahre zur Arbeit an-ten. Die gemeinen Weiber tragen Sorge as Vieh, machen Butter und Käse, spin-Baumwolle und Flachs, helfen die Seide en, sie helfen säen und ärndten, sammeln rüchte und besorgen die Wirthschaft. Da gen die Männer die Handarbeit und alles, zum Hauptwerk der Pflanzung und Hand-gehört, verrichten. Die Vermehrung des s seit dem Anfange der Kolonie ist zu be-ern. Am Ende des vorigen Jahrhunderts an es als einen Reichthum an, wenn man 4 Kühe hatte. Itzt ist es nichts seltsames, 1000 zu haben, und die meisten Privat-

personen

personen haben ihrer nicht weniger als 2
welche in den Wäldern weyden. Die Anzah
Schweine ist noch größer. Weil das Land
mit Fichten bedeckt ist, so wird eine erstaun
Menge von Pech, Theer und Terpentin ve
tigt, wozu das ganze Jahr hindurch die S
ren von Negern gebraucht werden. Die S
ist hier zu großer Verbesserung gediehen.
Pflanzer verarbeiten diese Seide mit Wolle
machen verschiedene Zeuge daraus, womit si
ebenfalls keinen geringen Vortheil zu erw
wissen. Ihre vornehmste Ausfuhre nach
ropa bestehet in einer großen Menge Theer,
und Terpentin; nach den westindischen I
bringen sie Schweinefleisch, Rindfleisch
Korn und Heerden von Hornvieh nach Virgi
auf welchem Wege sie auch insgemein ihre
dukte von Taback ausführen. Die Provinz
durch einen Statthalter und Rathsversamm
regieret und ist in Grafschaften getheilt,
jede einen Landvogt und Gerichtshof hat.

Südkaro- Karolina hat ohngefähr 60000 weiße und
lina. mal so viel schwarze Einwohner, unter
viele sehr reich sind, die in großer Gemächli
und Pracht leben. Die vornehmsten Pro
die von den Pflanzern gebauet werden, sind
und Indigo; sie bauen aber auch Weizen, I
und Seide. Ihre Wälder sind vorzüglic
Rehen und anderm Wildprett versehen.
Schiffahrt auf den Flüssen Poder, Sante
Savannah ist sicher und bequem, und au

hiedenen Häfen segeln jährlich über 300
iffe, mit den Landesprodukten beladen, nach
opa und Westindien ab. Die Kolonie wird
durch einen Statthalter und Rathsversamm-
regieret, und denn hat sie einen Provostmar-
l, der als Landvogt der ganzen Provinz han-
Alle Gerichtshöfe werden zu Charles-
n gehalten, welche Einrichtung aber Be-
erden verursacht, da sie die Proceßkosten ver-
ert und die Zuziehung der Geschwornen und
en schwer macht.

§. 138.

Georgien wird durch den Fluß Savannah Georgien.
Südkarolina getrennet und erstreckt sich etwa
Meilen an der See. Es gehören auch ver-
ene kleine, doch fruchtbare Inseln dazu, die
ier kleinen Entfernung von der Küste liegen.
ward von Südkarolina getrennet und im
e 1732 hier die Kolonie angelegt. Dieses
durch eine Vorstellung veranlasset, die zum
en armer gefangener Schuldner, deren An-
damals in England sehr groß war, von eini-
delmüthigen Herren dem Könige Georg II.
reicht wurde. Gutthätige Herzen unterschrie-
ich zu einer gewissen Summe, und es ward
urzer Zeit so viel gesammelt, daß sie im
ide waren, 100 Personen frey zu machen
sie mit allen Nothwendigkeiten versehen ab-
den. Oglethorpe, ein eifriger Beförde-
er Unternehmung, führte sie hieher, fieng
iederlassung am Flusse Savannah an und
legte

legte den Grund zu der Stadt gleiches Nam
Durch sein kluges und edelmüthiges Betr
gerieth die Kolonie bald in einen blühenden
stand. Weil die Engländer die Nothwendi
einsahen, Georgien als die Vormauer ihrer
sitzungen in Amerika zu bevölkern, so gienge
von der Gewohnheit, nach der sie nicht g
Fremdlinge unter sich aufnehmen, ab, und li
zwo fremde Kolonien errichten, die eine
Schweizern zu Purrysbury und die zwot
Ebenezer von Salzburgern. Die Societä
Beförderung des Erkenntnisses Christi ließ
besonders angelegen seyn, einem Theil der w
der Religion vertriebenen Salzburger eine fi
Freystadt zu verschaffen. Sie vereinigte sich
der georgianischen Gesellschaft dahin, einige
Salzburger auf gemeinschaftliche Kosten
Georgien zu schicken und daselbst so lange zu
terhalten, bis sie im Stande wären, sich
Lebensunterhalt selbst zu verschaffen. Das
lament unterstützte dieses Vorhaben und bewi
zu besserer Einrichtung der Kolonien 10
Pfund Sterling. Es wurden also 1733 un
verschiedene Transporte von Salzburgern
Georgien abgeschickt. Man gab jedem K
vater 50 Morgen Landes erblich und ohne
Dienstbarkeit zu eigen, und stellete ihnen
korn und die erforderlichen Werkzeuge unen
lich zu. Die ersten 10 Jahre sollten sie st
frey seyn, nach dieser Zeit aber für 100
Land nicht mehr als 10 Schillinge entric

Die Salzburger waren in ihrer Arbeit unverdroß-
und kein Müßiggänger und Bettler wurde un-
nen geduldet. Diejenigen, die aus Alter und
wachheit zur Arbeit untüchtig werden, wer-
theils von den Bemittelten, theils von den
en, die von milden Händen der Gemeinde
ch zufließen, unterhalten. Sie haben zwo
hen und ihren Prediger, die zugleich das
der Friedensrichter verwalten, und den
ullehrern sind gewisse Felder zum Unterhalt
wiesen, die ihnen von der Gemeinde bear-
werden. Sie haben auch zu Ebenezer ein
wen- und Waisenhaus, darinn die Wittwen
Waisen unterhalten und besonders mit dem
enbau beschäfftigt werden. Die Umstände der
nie haben sich seitdem merklich gebessert, und
hätzt man die Anzahl der Einwohner in Ge-
n auf 8000 Weiße und 20000 Schwarze.
vornehmsten Waaren, welche die Kolonie
ihrt, sind Reiß, Korn und Indigo. Nächst-
beschäfftiget sie sich mit dem Wein- und Sei-
nu, und da der Boden und das Klima dazu
nd, so können dies künftig beträchtliche Ar-
der Handlung werden. Mit Hanf, Flachs
Potasche wird auch bereits ein beträchtlicher
del getrieben, ingleichen mit Schiffsmasten
Pelzwerk. Auch mangelt es den Einwoh-
nicht an Wachs, Leder, Sassafraß, China-
el, Kräutern und Färbewaaren von verschie-
n Sorten. Seitdem die Abgeordneten ihren
nkungsbrief im Jahre 1752 der Krone

überreicht haben, wird der Statthalter vom
nige ernannt, und die Regierungsform ist ebe
eingerichtet, als in den andern königlichen S
halterschaften.

§. 139.

Florida. Das ehemalige spanische, von den Eng
dern eigentlich sogenannte Florida liegt g
Mittag von Georgien zwischen demselben
dem Missisippifluß, in einem Umfange von
600 englischen Meilen. Da der König
Großbrittannien 1762 Herr von diesem L
wurde, ward es in zwo Statthalterschaften
Ostflorida. Ost- und Westflorida abgetheilt. Ostflorid
größtentheils einen schlechten sandigen Bo
doch haben die Engländer schon einige sehr
Kolonien in dieser Provinz angelegt, und
hat Hoffnung, es werde bald eine blühende
schaft werden, da sich Leute aus verschied
Ländern Europens dahin begeben. Die
dieses Landes ist der Sitz der Austern, so w
Sandbank von Terre neuve der Sitz der S
fische ist. Es giebt daselbst kleine Austern
vortrefflichem Geschmack; und andere viel
ßere, aber nicht so wohlschmeckende, sind so
fig, daß sie Klippen dem Wasser gleich vorst
die man anfänglich für Felsen hält. Der H
dieser Kolonie ist noch sehr gering, und b
haben sie nur wenig ausführen können, da
was sie von den Indianern erhandeln, alle
was sie missen können. Die Lage von Fl
ist in Rücksicht auf die spanischen Besitzungen
w

htig und macht es zu einer ansehnlichen Kolonie
Großbrittannien. Denn die Hauptstadt S.
guſtino iſt nur wenige Tagereiſen von dem
ſen Savannah entfernt, und die periodiſchen
nde, die zwiſchen den Wendezirkeln beſtändig
Morgen nach Abend wehen, machen die Ge-
nſchaft zwiſchen beyden Oertern leicht. Auch
Kriegszeiten kann Florida den Engländern un-
ein nützlich ſeyn, indem ſie von hieraus die
beladenen Regiſterſchiffe und Galleonen, die
Karthagena, Portobello und Vera Cruz
h den Meerbuſen von Florida nach Europa
ickkehren, leicht überraſchen und wegnehmen
nen. Weſtflorida iſt weit geſunder und an- Weſtflo-
hmer als Oſtflorida, insbeſondere in den weſt- rida.
n Gegenden an den Ufern des Miſſiſippi,
die Engländer ſich ſehr wohl befinden ſollen.
Boden iſt auch weit beſſer und zum Anbau
Reißes, Indigo und anderer Waaren ſehr
lich. Die Zahl der Einwohner in dieſer
vinz iſt daher ſchon über 6000 angewachſen
nimmt immer mehr zu. Da ſie den Miſſi-
zur weſtlichen Grenze hat, ſo iſt ihre Lage
Handel ungemein gut. Sie treibt auch
einen anſehnlichen Handel mit den India-
und führt eine große Menge von Rehhäuten
Pelzwerk und von ihren eigenen Produkten,
Reiß, aus.

Das XIII. Hauptstück.

Von Kanada.

§. 140.

Größe. Kanada führt seinen Namen von dem F
Kanada, der nunmehr S. Loren
nannt wird. Es begreift den grö
Theil vom mitternächtlichen Amerika zwi
Florida und der Hudsonsbay, und erstreckt
in der Länge von Süden gegen Norden auf
Meilen, die Breite aber von Osten gegen W
kann noch nicht bestimmt werden. Gegen

Grenzen. ternacht grenzt es zur Rechten an die Hud
meerenge und Hudsonsbay, zur Linken ab
die Grenze noch unbekannt; gegen Morge
das Nordmeer, und gegen Mittag Flo
gegen Abend aber findet man unermeßliche L
schaften, die nur von Indianern bewohnt
noch größtentheils unbekannt sind. Man t

Abtheilung. es ehemals in drey Theile, nämlich das en
dische, das französische und das indianische
nada. Seitdem aber Frankreich im Friede
Versailles 1762 seinen Antheil an Englan
getreten hat, wird es nur in zween Theile,
lich das engländische und indianische abget
Das engländische Kanada begreift neun
schaften an der Küste des Nordmeers.
sind: Virginien, Maryland, Pensylva
Neujersey, Neuyork, Neuengland, L
schottland, Neubrittannien und Neufr

rch

eh. Das indianische Kanada besteht aus
ien Ländern, die zwischen und hinter den eng-
en Niederlassungen liegen.

Der erste Abschnitt.

Von Virginien.

§. 141.

Virginien ward vom Sebastian Cabot ent- Geschichte.
deckt und von allen engländischen Kolonien
merika zuerst angebaut. Der Ritter Wal-
Raleigh wurde durch das Beyspiel und
erstaunlich glücklichen Fortgang der Spanier
merika gereizt, sich zu entschließen, auf seine
en einige Entdeckungen zu unternehmen. Er
nigte sich dazu mit einigen reichen Privat-
nen zu London, und erhielt 1584 von der
iginn Elisabeth einen Schenkungsbrief auf
heydnische Länder, die er entdecken würde.
Gesellschaft schickte zwey Schiffe aus, die in
heutigen Nordkarolina ankamen, mit den
gebohrnen handelten und nach Europa zurück-
ten, ohne eine Kolonie anzulegen. Sie gaben
Lande, zu Ehren ihrer jungfräulichen Köni-
, den Namen Virginia. Der Ritter Green-
legte 1586 in der Bay Roenoke die erste
onie an, die aber keinen Bestand hatte. Jo-
n White erneuerte 1588 die Stadt Ra-
h, welche aber wieder verlassen wurde. End-
wurden 1606 mit Bewilligung König Ja-

kobs I. zwo Gesellschaften errichtet, wovon j
ihre Pflanzstadt anlegen sollte. Die londonsc
Gesellschaft schickte den Johann Smith r
drey Schiffen nach Virginien, wo er am Flu
Puhatan die Stadt Jamestown und versch
dene andere Pflanzungen anlegte. Der Ri
Gates erbauete 1611 die Stadt Henrico
Meilen über Jamestown, und die Kolon
kamen in einen sehr blühenden Zustand. 16
hatten sie ein großes Unglück, indem die Ind
ner, durch die Ermordung eines ihrer Hau
leute, zu dem Entschluß gebracht wurden,
Engländer umzubringen. Sie überfielen sie
allen Pflanzungen bey der Arbeit und ermorde
an einem Tage 350 von ihnen. Durch den d
über mit den Indianern entstandenen Krieg
riethen die Kolonien in große Verlegenheit
Verwirrung; daher König Karl I. 1626
Gesellschaft aufhob, Virginien unter seine unm
telbare Regierung nahm und einen Statthalter
nannte. Die Kolonie bekam einen neuen Gl
und es giengen eine Menge neuer Einwoh
nach Virginien. Weil aber ein jeder sich w
läuftige Ländereyen nach Belieben nahm, so n
den sie weit zerstreuet, und dies ist die Urs
daß noch bis itzt keine eigentliche Stadt in g
Virginien ist. Der unglückliche Fall Karl
stürzte die Kolonie in neue Unruhen; sie mu
sich dem Kromwell unterwerfen, rief aber
nach auf Anstiften des Statthalters Berke
Karln II. zum Könige aus, ehe er noch in E

aufgenommen war. Bald nachher brach
ürgerlicher Krieg aus, der durch einige Auf-
, die das brittische Parlament auf die Ko-
n legte, erregt wurde. Bey diesen Unruhen
de Jamestown durch einen Brand zerstöret,
diese Stadt ist nachher nie wieder in ihren
jen blühenden Zustand gekommen. Seit der
ist die Kolonie durch die Ordnung, welche
Hof in der Regierung von Virginien ge-
t, in beständiger Ruhe geblieben, und hat
en Fortgang gehabt, daß sie itzt eine der
tigsten in Amerika ist. Unter König Wil-
s Regierung bekam sie 1699 einen ansehn-
n Zuwachs von französischen Flüchtlingen,
n der mittägigen Seite des Jamesflusses
beträchtliche Niederlassung errichteten.

§. 142.

Zu Virginien gehört ein großer Strich Lan- Größe.
der zwischen dem 36 und 39sten Grad Nor-
reite, auf 50 Meilen in der Länge, und in der
te fast 100 Meilen hat. Gegen Mitter- Grenzen.
t ist Maryland, gegen Morgen die Bay
apeak und das Nordmeer, gegen Mittag
dkarolina und gegen Abend eine große Kette
Gebirgen. Die Bay Chesapeak ist eine so
e ins Land gehende Bucht, als irgend eine in
Welt, indem sie zwischen Virginien und Mary-
fast 130 englische Meilen gehet und auf dem
en Wege für große Schiffe schiffbar und
ens 20 Meilen breit ist. Die Luft in Vir- Witterung.
n ist lieblich und gemäßigt, und eben so weit

von übermäßiger Kälte als von übermäßiger H
entfernt. Im Winter ist die Luft heiter
trocken, die Kälte ist bey Nord- und Nordw
winden sehr strenge, währet aber nicht lange.
Julius und August ist die Hitze ziemlich
und mit harten Donnerschlägen vergesellscha
Im September und Oktober fallen heftige Re
da denn die Einwohner größtentheils krank
von Kopfschmerzen, Fiebern u. dergl. ge
werden, die aber nicht gefährlich sind.

Produkte. Boden in Virginien ist ungemein fruchtbar
man kann sagen, daß er alle Arten von Pfla
und Früchten tragen kann. Weil die Ein
ner bey dem Tabacksbau den größten Vor
finden, so beschäfftigen sie sich vornehmlich d
und bauen nur so viel Getreyde und Reiß, a
zu ihrem Unterhalte bedürfen. Die Menge
Mannigfaltigkeit der Baumfrüchte ist unge
groß. Man findet verschiedene Arten von
schen, Pflaumen, Kastanien, Maulbeeren
Weintrauben. Pfirsichen sind so häufig,
man die Schweine damit mästet, und Aepfe
Birnen in solchem Ueberfluß, daß 50
Birn- und eben so viel Aepfelwein aus
Baumgärten gemacht werden kann. Ein B
trägt Honig, der in einer dicken sehr aufgei
nen Hülse enthalten ist, und aus dem Saft
andern Baumes kocht man Zucker. Eine
von Myrthen tragen Beeren, die ein schönes
nes Wachs geben. Man findet nicht nur
Färbeholz, sondern auch eine Menge von P

nd Erden, woraus man schöne Farben zie-
Die Ebenen und Thäler sind mit mancher-
Blumen bedeckt, und in den Wäldern trifft
große Bäume an, die schöne Tulpen tra-
Von heilsamen Kräutern ist besonders die
pentine, das so berühmte Gegengift wider
hand Gifte und pestilenzialische Krankheiten,
Virginien vortrefflich. Eine Wurzel, die
Kapperschlange nennet, heilet den Biß
fürchterlichen Schlange in kurzer Zeit.
sogenannte Jamestownerapfel hat die
t zu erfrischen, aber auch die gefährliche Ei-
haft, daß wenn man zuviel davon isset, man
iele Tage dumm und aberwitzig wird. Die
der haben Eichen, Buchen, Pappeln, Fich-
Cypressen, Cedern und eine Menge anderer
me von ungeheurer Größe. Von zahmen
werden große Heerden von Rindvieh und
weinen gehalten, und gute Pferde gezogen;
lt nicht an Wildprett, und nach den west-
Gebirgen zu auch nicht an wilden Thie-
Von Schlangen, Fröschen, Moskiten,
zen und Holzläusen sind die Einwohner sehr
igt. Die vornehmsten Flüsse sind der Pau-
n oder Jakobsfluß, der Yorkfluß, der
pahanok und der Potamek, welche nicht
fischreich, sondern auch schiffbar sind. Die
ten Plantationen liegen an den Flüssen, und
t jeder Kolonist die Bequemlichkeit, seine
e Waaren einzuschiffen und dafür alles
ige zu erhalten. Was die Mineralien be-

trifft, so läßt sich aus verschiedenen Umstän urtheilen, daß sie hier reichlich seyn müssen: n hat sich aber nicht beschäfftigt, sie aufzusuch Einige Eisen- und Bleyadern hat man von gefähr entdeckt.

§. 143.

Einwohner. Die Anzahl der Einwohner in den eng dischen Kolonien dieser Provinz beläuft sich e auf 200000 Weiße, und man schätzt die An der darinn befindlichen Negern und Skl halb so hoch. Die Sklaven beyderley Geschle werden gebraucht, das Feld zu bauen, Korn säen und Taback zu pflanzen, und ihre Ver tungen sind hier nicht mühsamer, als die L arbeit der Bauern in Europa. Die Virgi kommen mit den Engländern in Europa in wohnheiten und Sitten überein. Sie sind sorgfältig, großmüthig und gastfrey und Umgange sehr geneigt. Die Kolonien we

Regierung. durch einen Statthalter regieret, der vom nige ernennet wird, und auf diesem und se Rathe beruhet die höchste Gerichtbarkeit in gerlichen Angelegenheiten; sie versammeln sic diesem Zweck zweymal des Jahrs mit den präsentanten des Volks. Der Statthalter hält seine Würde, so lange es dem Könige ge Er hat das Recht, die Gesetze der allgeme Versammlung zu billigen oder zu verwerfen; Art von Parlament zu verlängern oder aus ander gehen zu lassen; den Staatsrath zu sammeln und darinn den Versitz zu haben;

Tru

pen zur gemeinen Vertheidigung nach Be-
zu gebrauchen und die Officiers zu ernen-
die Ländereyen der Krone nach den errich-
Gesetzen zu veräußern. Er hat 2000
d stehend Gehalt und andere Vortheile, die
sehnlich sind, daß Virginien ein Peru für
Statthalter ist. Der Rath bestehet aus zwölf Rath.
liedern, die vom Könige bestellet werden.
uß dem Statthalter mit seinem Gutachten
en Geschäfften der Regierung beystehen und
inen Unternehmungen widersetzen, wenn er
Schranken seiner Bestellung überschreitet.
acht das Oberhaus in der allgemeinen Ver-
lung aus und maßet sich das Recht an, alle
des Unterhauses zu verwerfen. Das Land
Grafschaften vertheilet, und jede Graf- Allgemeine
schickt Abgeordnete zu der allgemeinen Ver- Versamm-
lung, welche aus 52 Personen bestehet. lung.
werden vom Statthalter wenigstens 40 Tage
er Zusammenkunft durch einen Befehl be-
, und alle Privatpersonen, die ein freyes
haben, haben das Recht ihre Stimmen zu
Wahl zu geben, die nach den meisten Stim-
geschiehet. Sobald die Abgeordneten zu
Williamsburg beysammen sind, erwählen sie
Sprecher, und den schreitet man zu den
legenheiten, wobey man den Gebräuchen des
hauses in England nachahmet. Wenn die
in beyden Häusern durchgegangen sind, so
n sie an den König zur Bestätigung ge-
; sie haben aber gleich die Kraft eines Ge-
setzes,

setzes, sobald sie nur vom Statthalter gebill
sind, wofern sie der König nicht verwirft. A
dem Statthalter hat Virginien noch zween
nehme Beamte, die der König bestellet.
erste ist der Aufseher der Rechnungen, der
Anwendung der öffentlichen Einkünfte zu u
suchen und die Rechnungen davon nachzuse
hat. Der andere ist der Staatssecretair,
alle Archive des Landes in Verwahrung hat.
fertiget alle schriftliche Befehle aus, trägt
offne Briefe, welche die Vertheilung des La
betreffen, in die Register, hält Protokoll von
Beglaubigungen der letzten Willen, den Ve
rathungen, den Kindern, die in der Koloni
bohren werden, der Anzahl der Verstorbenen
derer, die aus dem Lande gehen, und von al
was die Ordnung betrifft. Ein anderer
beamte ist der Schatzmeister, welcher die G
aus den öffentlichen Einkünften von den b
dern Einnehmern empfängt und die Rechnu
der außerordentlichen Auflagen einzurichten

Einkünfte. Die öffentlichen Einkünfte fließen aus
Grundzins, den sich der König von allen, d
öffentliche Briefe vergebenen, Ländereyen v
hält und der in 2 Schillingen von jedem hu
Acker Landes bestehet; aus den Abgaben
Taback, da von jedem Fasse 2 Schillinge be
werden; aus einem Zoll von 6 Stüvern,
alle Reisende, die in die Provinz kommen,
zahlen müssen; ingleichen von einer Au
auf die gebrannten Wasser und Skla

ir jeden Sklaven, der hereingebracht wird, Schilling bezahlt werden; und endlich von strafen und Verwirkungen. Man hat noch Art von Kopfsteuer, welche darinn bestehet, lle weiße Mannspersonen und alle Negern rley Geschlechts eine gewisse Menge Taback müssen. Diese Schatzung wird jährlich al gehoben. Die erste in der ganzen Kolo- enet zu verschiedenem öffentlichen Aufwande: ndere in jeder Grafschaft, die zu allen öffent- Ausgaben der Grafschaft angewendet wird, ie dritte, welche die Pfarrkopfsteuer heißt, von den Häuptern jedes Kirchspiels zum enbau und Kirchenschmuck, und zur Besol- der Prediger und anderer Kirchenbedienten en.

§. 144.

Religion und Kirchenwesen.

ast alle Einwohner in Virginien sind der hen Kirche zugethan, und obgleich ein jeder , der sich den Pfarrgebühren unterwerfen völlige Gewissensfreyheit hat; so sind in nzen Kolonie doch nur drey Gemeinen von ern und zwo von Presbyterianern. Die hen Sachen stehen unter der Aufsicht eines dneten, der durch den Bischof von Lon- evollmächtigt und in Religionsangelegen- über alle Kolonien gesetzt ist. Ein jedes spiel hat seine Kirche, und diejenigen, deren kinder sehr zerstreuet sind, haben noch eine zwo Kapellen, worinn der Gottesdienst lsweise verrichtet wird. Die Besoldung

eines

eines jeden Predigers ist jährlich auf 16
Pfund Taback festgesetzt, und seine Gebühren
Trauungen und Begräbnissen werden auch
Taback bezahlt, nämlich für eine Leichenrede
und für eine Trauung 50 Pfund Taback.
nige Kirchen haben Ländereyen, auf denen
Kirchspiel eine gewisse Anzahl Vieh und N
zum Vortheil des Predigers unterhält.
geistliche Regierung in jedem Kirchspiel be
sich in den Händen des Predigers und zwölf
den vornehmsten Einwohnern. Die Pre
bekommen ihre Pfarren nicht auf immer, so
sie werden von einem Jahre zum andern ode
gewisse Jahre, nach ihrem Vergleich mi
Kirchvätern, angenommen und unterhalten.

Gelehrsamkeit. Wissenschaften werden hier nicht gänzlich v
säumet. Auf Kosten des Königs Wilhelm
Williamsburg eine Universität gestiftet un
ansehnlichen Pfründen versehen. Sie besteh
einem Präsidenten, 6 Professoren und 100
denten, welche insgesammt auf gemeine K
verpflegt werden und zu deren Behuf auch

Justizwesen. Bibliothek angelegt ist. Die Streithändel
den von zweyerley Gerichten geschlichtet,
denen in der Grafschaft oder den besondern
richten, die aus dem Sherif, seinen Unter
ten und Geschwornen bestehen, und von den
gemeinen Gerichte, das aus dem Statthalte
dem Rathe bestehet, auf welches man sic
rufen kann, wenn der Werth der Klage
unter 60 Pfund Sterling ist. Beläuft si

ße in Schuldsachen über 300 Pfund Ster-
n, so kann man sich auf den König berufen,
er um Endurtheile eine Commité setzt, welches
e die Appellationsherren nennet. In pein-
en Sachen kann man sich von dem Aus-
the des allgemeinen Gerichts nicht weiter be-
fi; der Statthalter aber hat das Recht, alle
brechen zu begnadigen, den Hochverrath und
tzlichen Todtschlag ausgenommen. Dieses
cht wird zweymal des Jahrs den 15ten April
15ten Oktober gehalten, und dauert jedes
18 Tage. Die meiste Handlung der Kolo- Handlung.
Virginien kommt auf den Taback an, und
piedene Hunderttausend werden durch Pflan-
und Bearbeitung desselben beschäfftigt und
rt. Wie wichtig dieser Handel für Groß-
nnien sey, erhellet aus der Menge der
ffe, die dabey gebraucht werden, Denn
hat angemerkt, daß insgemein, ein Jahr
s andere gerechnet, 200 große Schiffe mit
Waare befrachtet und jährlich 100000
en, deren jede 400 Pfund wieget, ausge-
werden, wovon der königliche Schatz
auf 400000 Pfund Sterling erhebet.
diesen glaubt man, daß 40000 Tonnen in
brittannien verbraucht, die andern 60000
in fremde Länder verführt werden; woraus
den Profit leicht abnehmen kann, den Eng-
daraus ziehet. Außer dem Taback wird
leisch, Schweinefleisch, Faßtauben und
es hölzernes Geräthe, hauptsächlich nach

den

den westindischen Inseln geführt. Die gemei
Art der Handlung besteht in Vertauschung e
Waare gegen die andre, und man findet hier
wenige Münze, sowohl englische als spani

Kriegswesen. Die Truppen der Kolonie bestehen aus einer
wissen Anzahl Einwohner; welche klassen
unter dem Namen der Miliz zu Pferde un
Fuß eingeschrieben sind. Ein jeder freyer
ginier ist von seinem 16ten bis in sein 6
Jahr unter der Miliz eingeschrieben. Die
zahl der Reiterey ist 1400, und des Fußv
etwas über 7000 Mann. Jede Grafschaft
die ihrigen alle Jahr einmal zusammenkom
um sie zu mustern und die abgesonderten
pagnien einigemal exerciren zu lassen.
Statthalter ist Generallieutenant dieser A
und hat das Recht, in jeder Grafschaft
Obristen, einen Obristlieutenant und Obristw
meister zu ernennen, welche Hauptleute und
dere Officiers unter sich haben. Die Ein
tung ist so gemacht, daß die ganze Miliz in
Stunden beysammen seyn kann.

§. 145.

Eingebohrne Virginier. Es finden sich noch viele Flecken der E
bohrnen in Virginien, die aber so abgenom
haben, daß sie alle zusammen nicht über
Mann, welche vermögend sind die Waffe
führen, stellen können. Sie sind in versch
Völkerschaften getheilt, und obgleich manch
aus wenigen Familien bestehen, so beobacht
nichts desto weniger noch ihre alten Gebr

leben von den andern Indianern so abgeson-
als von den Engländern. Sie sind gemei-
ch groß, gerade, wohl proportionirt und die Leibes-
en haben wunderschöne Arme und Beine. gestalt.
siehet niemals Zwerge, Buklichte und an-
Ungestaltete unter ihnen, und dieses kommt
, weil die Weiber sich allein in die Gehölze
en, um sich von ihren Kindern zu entbin-
da sie gleich diejenigen auf der Stelle be-
n sollen, welche mit einem Gebrechen auf
Welt kommen. Ihre Farbe ist kastanien-
, welche durch die Sonnenhitze und das
womit sie sich schmieren, nach und nach
ler wird. Fast alle Weiber sind von großer
nheit, haben eine feine Gestalt und sehr
Züge, und es fehlt ihnen nichts, als eine
e Gesichtsfarbe. Sie sind voller Witz, be-
ig lustig und ihr Lächeln hat eine ungemeine
hmlichkeit; es fehlet ihnen auch nicht an
hheit. Ihre Haare sind kohlschwarz: die
nspersonen verschneiden sie auf mancherley
doch behalten die Angesehensten eine lange
te hinten am Kopfe. Die Barthaare reißen
t einer Muschelschale aus. Die Oberhäup-
yderley Geschlechts erscheinen niemals ohne
Krone, die aus Muschelschalen und Beeren
mancherley Farbe gemacht ist; die Gemeinen
mit bloßem Kopfe und schmücken ihn mit
n Federn. Sie haben einen weiten Man- Kleidung.
orinn sie den Leib hüllen, und den sie zuwei-
it einem Gürtel um die Lenden fest binden.

Unter demselben haben sie ein Stück Leinwe
oder ein kleines Fell um den Bauch herum
gemacht. Das gemeine Volk hat nur ei
Strick um die Lenden und ziehet zwischen
Schenkel einen Streif Leinwand, oder einen
einem Felle, wovon beyde Enden hinten
vorn von dem Stricke gehalten werden.
Schuhe sind von Hirschleder wie ein Beutel,
oben auf dem Fuße mit Schnüren zugezo
Wohnungen. wird. Zu ihren Wohnungen hauen sie ju
Bäume um, stecken das dicke Ende derselben
die Erde, und binden die umgebogenen Spitzen
Bändern von Baumrinden zusammen.
sehen beynahe wie ein Bienenkorb aus und
mit Baumrinden gedeckt. Jedes Haus hat
ein Zimmer, in dessen Mitte der Feuerheerd
Sie schlafen längst den Wänden auf Betten
Röhren und Zweigen, die von Gabeln unters
werden und mit Matten oder Pelzwerk be
sind. Die Gebräuche dieser Leute sind weit
der Wildheit entfernt, welche immer mehr z
nehmen scheint, je weiter man gegen No
Religion. kommt. Mit ihrer Religion und Gottesd
sind sie sehr geheim, weil sie die Offenbarung
rer Grundsätze als eine Entheiligung derselben
sehen. Sie glauben einen höchstgütigen
der im Himmel wohne, und dessen gutth
Einflüsse sich über die Erde verbreiteten.
bethen aber ein böses Wesen an, damit es i
nicht ihre Güter entführe und ihnen Krieg,
ger und Pest zuschicke. Sie haben einen

occa

cosan oder Tempel, worinn sich ein ungestal-
Götze befindet, dem sie Pelzwerk, das Fett
die besten Stücke von dem Wildprett, das
auf der Jagd bekommen, Früchte und vor-
nlich Taback bringen, wovon ihnen der Rauch
Räuchwerk dienet. Ihre Priester sind zu-
h Wahrsager und Zauberer und haben viel
cht über sie. Ihre jungen Leute müssen, ehe
unter der Zahl der Tapfern einer Nation auf-
ommen werden, eine Prüfung ausstehen, die
Zuskanawiment nennen. Das vornehmste
y ist eine lange Eingezogenheit in dem Walde,
sie ohne den geringsten Umgang mit jeman-
und ohne andere Nahrung, als einen Trank
einigen Wurzeln, eingeschlossen sind, welche
Kraft haben, das Gehirn zu verrücken. Die-
Trank, den sie Wisoccan nennen, stürzet
eine Art von Thorheit, die 18 bis 20 Tage
ert, und wenn man sie genug hat trinken las-
so vermindert man das Maaß desselben, da-
sie nach und nach wieder zum Verstande kom-
. Alsdenn dürfen sie nicht sagen, daß sie
geringste Andenken des Vergangenen haben,
dern sie müssen scheinen, alle Kenntnisse ver-
en zu haben, um neue zu erlangen. Die
icht dieses gewaltsamen Gebrauchs ist, die
gend von den übeln Eindrücken der Kindheit
befreyen, damit die Vorurtheile der Erziehung
Gewohnheit keinen Antheil an dem Urtheile
en, welches sie von Dingen, vornehmlich bey
Verwaltung der Gerechtigkeit, fällen sollen.

Regierungsform.

Ordentlicher Weise hat jeder Wohnplatz di
Indianer einen König oder Oberhaupt; d
herrschen einige dieser kleinen Monarchen ü
mehrere Flecken, die durch das Recht der Er
rung oder der Nachfolge unter ihrer Bothmä
keit vereiniget worden. Denn haben sie Un
könige oder Verweser in jedem Flecken, die
bunden sind, ihnen Tribut zu geben und ih
mit ihren Unterthanen im Kriege beyzuste
Die Leichname dieser Könige erhalten sie auf
gende Art. Sie spalten die Haut längst i
Rücken auf und heben sie mit vieler Geschick
keit ab. Denn fleischen sie die Knochen
ohne die Nerven zu beschädigen, damit alle
lenke ganz bleiben. Die Knochen trocknen
an der Sonne und stecken sie wieder in die H
in ihrer natürlichen Lage, füllen den Zwisch
raum mit feinem Sande und nähen die Haut
der zu. Denn tragen sie den Körper, der
der so ganz zu seyn scheinet, als wenn das Fle
noch daran wäre, an den Begräbnißort, wo
ihn auf ein Brett legen und mit einer Matte
decken. Das in der Sonne getrocknete Fle
thut man in einen wohlverwahrten Korb
setzt es zu den Füßen des Leichnams. So ha
manche Völkerschaften ziemlich lange Reihen
Körpern ihrer Könige, zu denen sie ein Göt
bild und einen Priester zur Wache stellen.

Der zweete Abschnitt.

Von Maryland.

§. 146.

Maryland machte vormals einen Theil von Virginien aus, wovon es nur durch den Patowmek abgesondert ist, und im gemeinen Leben wird es noch öfters unter diesem Namen mit begriffen. Es wurde auf Bitte des Lords Baltimore von Virginien abgesondert. Dieser Herr, der katholisch war, hatte sich, um seine Religion freyer ausüben zu können, nach Neuenneuve begeben. In Hoffnung, ein angenehmeres Leben zu führen, bath er sich vom Könige Karl I. dasjenige Stück Land aus, welches an den obern Theil des Meerbusens von Chesapeak stößt, wo die Engländer noch nichts besaßen. Dieser Fürst überließ ihm das Eigenthum davon, und es wurde seiner Gemahlinn, der Königinn Maria Henriette, zu Ehren Maryland genannt. Der Anfang wurde mit lauter Katholiken gemacht, denen die Indianer einen Theil ihrer Besitzungen willig einräumten, und mit denen sie in der größten Einigkeit lebten. Dadurch entgieng die Kolonie den Drangsalen, worein die virginische so oft ausgesetzt war, und sie wurde von den Indianern in ihrem ersten Zustande sehr unterstützt. Ohngeachtet Lord Baltimore ein Katholik war, so beeiferte er sich doch, Leute, die die christliche Religion bekenneten, Geschichte.

sie mochten seyn von welcher Sekte sie woll
aufzunehmen; und diese niemals gestörte Ge
sensfreyheit zog eine Menge Anglikaner, P
byterianer und Quäker in das Land, und
Volk hat jemals in größerm Ueberflusse un
vollkommenerer Sicherheit gelebt. Mary

Grenzen. grenzt gegen Mitternacht an Pensylvanien
die Delawarenbucht, gegen Morgen an das a
tische Meer, gegen Mittag an Virginien, un
gen Abend an die apalachischen Gebirge.

Beschaf- Klima, das Erdreich, die Produkte, der
fenheit. del kommen mit denen in Virginien völlig
ein. Die Zahl der Einwohner wird auf 85
Weiße und auf 25000 Negern oder Sklave
schätzt. Weil es viele schiffbare Flüsse und
in dieser Provinz giebt, an denen die Plan
nen zerstreuet liegen, so giebt es keine bet
lichen Städte in derselben, und die Einwohne
zeigen wenig Lust sich in Städte zu begeben
sie alle nur mögliche Vortheile der Schiffah
ihren Pflanzungen haben. Der Taback i
ganzer Reichthum und es werden jährlich 3
Orhoft davon ausgeführt: er macht ihre
räthe, ihre Manufakturen, ihr Geld aus.
haben zwar englische und spanische Geldsc
allein sie brauchen sie nur zur täglichen Aus
in allen übrigen ist der Taback für sie das
pfand des allgemeinen Handels. Der S
richtete die Regierungsform nach dem Must
engländischen ein, und es wird eben so wie i
ginien eine allgemeine Versammlung geh

ist der Lord Baltimore nur noch von einem ien Theil der Provinz Eigenthümer, da er übrige andern abgelassen hat.

Der dritte Abschnitt.

Von Pensylvanien.

§. 147.

Geschichte.

ensylvanien, eine der vornehmsten Kolonien der Engländer in Amerika, war zwar mit ginien zu gleicher Zeit entdeckt worden, aber 1680 unbesetzt geblieben. Sie hat ihren nen vom Wilhelm Pen, dem Oberhaupt der ker, der in diesem Jahre einen Schenkungs- vom Könige Karl II. erhielt, worinn ihm obere und innere Theil dieses Landes über- n wurde. Hernach erhielt er von dem Her- von York noch ein wüstes Stück von Neu- en, nämlich die Seeküste von der Stadt ware, itzt Neukastle, bis zum Vorgebirge lopen. Sobald Pen seinen Schenkungsbrief lten hatte, so warb er eine beträchtliche An- von Leuten, welche meistentheils Quäker n, zu Kolonisten in diesem Lande an. Er aber so ehrlich in seinem Verfahren, daß er Land nicht eher in Besitz nahm, oder irgend e Ländereyen unter seine Kolonisten verthei- wollte, als bis er es den eingebohrnen India- , die er für die rechtmäßigen Besitzer hielt, kauft hatte. Zugleich überredete er die ver-

schiedenen Nationen der Indianer, die das L
bewohnten, ihm zu versprechen, daß sie keine
ihren Ländereyen verkaufen wollten, außer
oder seinen Bevollmächtigten; diesen aber ge
Befehl, nicht eher von irgend einigen Länder
Besitz zu nehmen, als bis sie sie durch e
ordentlichen Kauf erstanden hätten. Dies
müthige Verfahren brachte den Eingeboh
eine sehr hohe Meynung von seiner Rechtsch
heit bey, und legte auch den Grund zu e
dauerhaften Frieden mit ihnen. Er verei
mit seinen neuen Kolonisten die Ueberbleibse
schwedischen und holländischen Kolonien in
schweden und Neuniederland. Er blieb
2 Jahr im Lande, in welcher Zeit er ein
vortrefflichen Entwurf zur Regierung der
vinz machte, daß viele Fremde dadurch ber
wurden, sich hier lieber als in irgend einer a
Provinz von Amerika niederzulassen, zum
ihnen die völlige Religionsfreyheit gestattet w
Er legte auch den Grund zur Stadt Phil
phia, die in Ansehung der Schönheit jede a
Stadt in Amerika übertrifft, und vielleich
wenigen Städten in der Welt übertroffen
In noch nicht völlig 80 Jahren ist sie aus
Wüste zu einer blühenden Stadt von 20
Einwohnern gestiegen. Pen starb im
1718 und hinterließ einen sehr jungen Soh
erst 1732 abgieng, von der unermeßlichen
schaft, die ihm sein Vater hinterlassen hatte,
sitz zu nehmen. Die Kolonie erweiterte si

er Zeit so ansehnlich, daß die Städte Lan-
r, Chester, Neukastle, Carlisle und andere
dte und Flecken angelegt wurden.

§. 148.

Die Provinz Pensylvanien liegt zwischen dem Größe.
und 42sten Grad Norderbreite, und zwischen
72 und 78sten Grad westlicher Länge, und
über 150 Meilen in der Länge. Gegen
Mitternacht grenzt es an Neuyork, gegen Mor- Grenzen.
gen den Fluß und die Bucht Delaware, gegen
Tag an Maryland, und gegen Abend an die
der der fünf Nationen. Die Luft ist über- Witterung.
t gemäßigt, lieblich, rein und gesund. Zu
e des Weinmonats fangen die Regen an und
en bis in den Anfang des Christmonats.
n geht der Winter an, da der Wind gemei-
h Nordwest ist und strenge Kälte bringt.
Frühling dauert vom März bis in den
hmonat, und in den Sommermonaten, wel-
er Heumonat, August und Herbstmonat sind,
e die Hitze unerträglich seyn, wenn sie nicht
frische Winde gemäßigt würde. Die Na- Beschaf-
es Erdreichs ist an einigen Orten ein gelber fenheit.
schwarzer Sand, an andern ein Kieß, und
en meisten ein fettes Land, vornehmlich
hen den kleinen Flüssen und Bächen. Be-
rs sind die an der Susquehanna liegenden
er vortrefflich und fehlen selten, die Arbeit
Landmannes reichlich zu belohnen. Diese
r liefern alle Gattungen von Getreyde, be- Produkte.
rs Weizen, in großer Menge, und es ist

nichts seltenes, daß ein Scheffel Aussaat 40
zuweilen 60fältig trägt. Erbsen, Linsen,
nen und andere aus Europa hieher gebr
Früchte gerathen vortrefflich. Es fehlet
nicht an allerley Obst und besonders sind
Pfirsichen so häufig, daß man die Schwein
mit mästet. Es giebt auch Wasser- und B
melonen, Kürbisse und allerley zur Arzeney
liche Kräuter und Wurzeln. Die Viehw
sind vortrefflich und ernähren die zahlreic

Thiere. Heerden von Rindvieh und Schweinen.
Wälder sind mit Wildprett, als Hirschen, R
Elendthieren, Kaninchen und mit amerikani
Füchsen und andern wilden Thieren reichlic
gefüllt, und liefern überflüssiges Holz von al
Gattungen. Diese Provinz liefert auch das
Eisen unter allen auf dem festen Lande.

Flüsse. größten Flüsse sind der Delaware und die
quehanna, welche, so wie die vielen kl
Flüsse, eine große Menge und Mannigfalt
von Fischen, besonders Stören, haben, u
denen sich auch viele Biber aufhalten.
keine Provinz auf dem festen Lande hängt
in Ansehung der Nothwendigkeit und B
nisse, noch in Ansehung der Annehmlichkeite
Lebens weniger von ihren Nachbarn und a
Ländern ab, als diese. Unter die Merkw

Merkwürdigkeiten. keiten dieses Landes gehört der Baum Sun
dessen Saft und sogar sein Schatten die schä
sten Wirkungen hervorbringt. Man beha
daß derjenige, der diesen Baum anrühre
schw

ollene Hände bekomme, und daß er in den
nliedern ein Jucken und eine Röthe mit Ent-
ung verspüre. Eine wilde Katze, die man
Teufelskind nennet, soll, wenn sie auf der
verfolgt wird, ihren Urin auf mehr als 12
itte spritzen. Er ist so beißend, daß wenn
s davon in die Augen kommt, man Gefahr
, das Gesicht zu verlieren, und so stinkend,
man in der Nähe von dem Thiere nicht
n holen kann. Die Klapperschlange ist hier
häufig und gefährlich; allein das sicherste
ngift wider ihren Biß, die Wurzel des so-
nten Klapperschlangenkrauts, ist auch aller
n anzutreffen, und man darf sie nur stoßen
kauen und auf die Wunde legen, so hat man
Gefahr zu besorgen.

§. 149.

Die Anzahl der Einwohner in Pensylvanien Einwoh-
ckt sich an die 350000, und man findet ner.
den Engländern, Deutsche, Holländer,
zosen, Schweden, Dänen, Spanier und
n, welche unter einander in einer glücklichen
acht leben. Die Quäker, welche die größte
hl ausmachen, machten sich anfänglich ein
issen daraus, Sklaven zu halten, und hiel-
iesen Gebrauch der christlichen Moral zu-
; heutiges Tages aber machen sie es, wie
ndern, und es sind ihrer nur wenige, welche
lte Meynung beybehalten. Viele schenken
Schwarzen, wenn sie ihnen etliche Jahre
edienet haben, die Freyheit. Die Haupt-

beschäfftigungen der Einwohner sind der Lan
Handlung. und die Handlung. Diese letztere ist sehr
gebreitet und einträglich, und von Philade
gehen jährlich nicht weniger als 300 Schiffe
Europa und Westindien. Ihr Handel in
innere Land mit den Indianern ist ebenfalls
groß und ergiebig. Die vornehmsten A
welche ausgeführt werden, sind: Weizen, M
Bier, Eisen in Klumpen und Stangen, Stal
Faßbänder, Pelzwerk, Rindfleisch, Schw
fleisch, Leder, Leinsaamen ꝛc. Es werden
auch viel Schiffe gebaut. Die gewöh
Münzen. Münze dieser und anderer englischen Kol
besteht in Pappier, welches die ordentliche
des Geldes hat. Jedes Stück ist aus zwe
den über einander geleimten Blättern zusam
gesetzt, wo auf jeder Seite des Königs St
befindlich ist. Diese Stücken hat man zu
Preisen, kauft und verkauft und bestreitet
den ganzen innerlichen Handel. Weil abe
Pappier schmutzig wird und sich abnutzet, so
man die abgebrauchten Stücke in eine dazu
gerichtete Einnahmestube und empfängt a
dafür. Man hat seit einiger Zeit auch an
gen, Künste und Wissenschaften zu treiben
zwar noch in ihrer Kindheit sind, aber dur
Bemühungen der philosophischen und Bibli
gesellschaft zu Philadelphia hoffentlich in gr
Flor kommen werden. Obgleich die Quäk
Religion. zahlreichsten sind und alle Gewalt in H
haben, so findet man doch nicht, daß sie d

rauchen und andere Religionen verfolgen. ein höchstes Wesen erkennet und nichts wi- e Gesetze der Kolonie und den Staat unter- t, wird in Pensylvanien wohl aufgenom- und alle diejenigen, welche an Christum en, sie mögen übrigens gehören zu welcher ey sie wollen, werden bey Besetzung der r und Bedienungen nicht ausgeschlossen. findet daher außer den Quäkern, Anglika- Lutheraner, Reformirte, Katholiken, Her- er, Wiedertäufer ꝛc. welche alle ihre eigene n und Bethhäuser haben. Unter den ver- nen Sekten sind die Dunkards oder Dun- merkwürdig. Ein andächtiger Deutscher sich ohngefähr 20 Stunden von Philadel- inen angenehmen einsamen Ort erwählt, sich seinen Betrachtungen überließ. Viele inen Landsleuten, welche ihn besuchten, durch seine Andacht so erbaut, daß sie ihm schlugen und eine Stadt baueten, die hrat nannten. Sie haben viel Aehnlich- t den Mönchen, nur daß sie keuscher, un- ßiger, mäßiger und frömmer sind. Sie utselig, dienstfertig, gastfrey und Feinde ewaltthätigkeit. Sie sind ein Volk von en, bey welchen man eine vollkommene eit, Eintracht und Neigung das allge- Beste zu befördern, siehet.

§. 150.

Regie- rungsform.

Bey der ersten Einrichtung der Kolonie durch n Pen wurde die Regierung dergestalt ver-

verfasset, daß die gesetzgebende Macht bey
Statthalter und der Versammlung des Volks
sollte. Zu dem Ende wurde das Land in
Grafschaften getheilet, deren jede gewisse
ordneten zur allgemeinen Versammlung abs
Ohne Einwilligung der Versammlung sollten
Abgaben aufgelegt werden; es sollten auch
Privilegien und Gerechtsame der Engländ
Europa ihre Kraft in Pensylvanien h
Wenn der Eigenthümer nicht persönlich i
Provinz residiret und einen Statthalter ern
so muß er die Bestätigung des Königs h
Sonst hat er eine unumschränkte Macht,
net die obrigkeitlichen Personen, berufet die
meine Versammlung und giebt mit Zuzi
derselben Gesetze. Jede Grafschaft hat ih
sondere Gerichte und noch drey Beamte
dem Namen der Friedemacher, um Rech
del und Streitigkeiten zu verhüten. Dies
den von dem Volke selbst gewählt und
alle entstehende Streitigkeiten zu verg
suchen, ehe sie vor die Gerichte kommen.
Frühjahre und Herbst wird ein Waisen
in jeder Grafschaft gehalten, dabey die Ang
heiten der Wittwen und Waisen untersuc
besorgt werden. Das Recht wider die
thäter ist allhier sehr strenge; man hat abe
ordentlich bestellte Scharfrichter, wie in E
sondern der erste, der da kommt, verrich
ein ausgemachtes Stück Geld den Dienst.
hat hier die Freyheit, sich von den P

Justizwesen.

n zu lassen, oder die Heirath vor einem Rich-
schließen. Wenn die Aeltern die Heirath
genehmigen, so ist kein ander Mittel, als
eyde flüchtig werden: um aber der gericht-
Verfolgung zu entgehen, muß der junge
ch seiner Geliebten auf dem Rücken hucken
eyde müssen sich in dieser Gestalt vor dem
er zeigen. Das Mädchen bekennet, daß sie
Liebhaber entführt habe, und bittet den
er sie zu verheirathen. Dieses erfolgt gleich
r Stelle und die Aeltern können nichts wei-
chen. Die Quäker haben sich immer ohne Kriegs-
erhalten und haben sich lange geweigert, wesen.
Beytrag zu Anwerbung der Soldaten oder
legung von Festungswerken zu thun. Itzt
sie denjenigen ihrer Landsleute, die nicht
wie sie, die Freyheit sich in den Waffen zu
und manche Gefahr hat sie gelehrt in die
regeln zu willigen, welche die Klugheit zu
n erfordert.

Der vierte Abschnitt.

Von Neujersey.

§. 151.

e ersten Europäer, die sich an dieser Küste Geschichte.
niedergelassen, waren Schweden, die hier
flecken oder Wohnungen anlegten. Ihre
mstten Niederlassungen waren an der mit-
Seite des Flusses gegen Pensylvanien.

Sie

Sie zogen wenig Vortheil von ihren Pflan
gen, und die Holländer, welche ihre Nachbar
dem heutigen Neuyork waren, trieben die ihr
so weit, daß der nordliche Theil von Neuj
fast gänzlich in ihre Hände gerieth. Ka
einverleibte diesen Strich Landes der Ver
gung von Neuholland, die er dem Herzog
York ertheilte; doch setzten sich die Engl
nur erst viele Jahre darnach hier an, nac
sie sich in Neuyork ausgebreitet hatten. Der
zog trat hernach seine Gerechtsamen auf
Land dem Lord Berkley und dem Ritter C
ret ab, und diese verglichen sich, es in zween
zu theilen, die sie Neujersey gegen Osten
Neujersey gegen Westen nannten. Da die
dereyen den Kolonisten auf 6 oder 7 Jahr
allen Abgaben frey überlassen wurden, so f
sich viele, besonders von den Dissentirende
und ließen sich im Lande nieder. Die Ein
ner waren also eine Vermischung von Schw
Holländern und Engländern, unter welche
ge von fast jeder Religionsbekenntniß unte
Himmel waren. Diese konnten zu einer bes
ten Regierungsform nicht anders als durch
tarische Gewalt gebracht und vereinigt w
Die verschiedenen Unruhen ermüdeten endli
Eigenthümer so sehr, daß sie 1702 die
Regierung der beyden Jerseys der Krone
gaben, wobey sie sich nur alle ihre übrige
vorbehielten und auch einige Freyheiten
Besten des Volks ausbedungen. Die St
te

haft von beyden Jerseys wurde mit der von
York verbunden, bis sie 1736 eine eigene
tthalterschaft wurden. Berkleys und Carte-
Gerechtsamen sind durch Verkauf und Ver-
e auf andere Eigenthümer gekommen.

§. 152.

Neujersey hat gegen Norden das Innere Grenzen.
Landes, gegen Osten den Hudsonsfluß, ge-
Südost das Meer, und gegen Westen den
waresluß zur Grenze. In der Länge er-
t es sich ohngefähr 120 Meilen an den See- Größe.
n und längst dem Hudsonsflusse, und in der
ten Breite hat es ebenfalls 120 Meilen.
Witterung kommt mit der in Pensylvanien
ich überein, ist angenehm und der Gesund-
zuträglich. Der Boden dieser Provinz ist Produkte.
införmig, gut und leicht, und trägt Weizen,
jen, Gersten, türkisch Korn, Flachs und
e Früchte sehr reichlich und oft 40fältig.
trauben, Pflaumen, Maulbeeren und an-
Obst ist überflüssig da, und es wird hier der
Cyderwein gemacht. Die Wälder haben
utes und langes Zimmerholz, und die hiesi-
ichen werden vorzüglich zum Schiffbau ge-
t. Die Viehzucht, besonders an Rind-
nd Schweinen, ist gut, und es fehlet auch
an zahmen und wilden Geflügel. In den
ern giebt es allerley Wildprett, auch Bären,
e, Füchse, Marder und andere wilde Thiere;
ber das Land meistens angebauet ist, ist
Wild nicht sehr häufig. Es giebt hier zwar

keine Flüsse, die sonderlich weit ins Land ge
aber eine Menge Ströme, die zu Mühlen
andern Wasserwerken bequem, auch sehr
reich sind. Eisenerz ist häufig, und es sind
schiedene Oefen und Eisenhammer angelegt,
mit vielem Vortheile betrieben werden.
Land soll auch reich an Kupfer- und Silb
seyn.

§. 153.

Einwohner. Die Anzahl der Einwohner in dieser Pr
wird auf 100000 geschätzt; die Eingeboh
des Landes aber haben so abgenommen, da
rer kaum noch 200 seyn sollen. Was den
wachs der Provinz sehr hindert, ist die groß
gewißheit der Rechte der Einwohner und di
ständigen Streitigkeiten und Processe, die i
unter ihnen entstehen. Niemand wird hie
schwinder reich, als die Rechtsgelehrten.

Handel. Kolonie führet selbst keinen beträchtlichen
wärtigen Handel, sondern sie vertauscht
Waaren in Philadelphia und Neuyork
fremde Waaren, und läßt also daselbst einen
winn, den sie sonst selbst haben könnte.
vornehmste Ausfuhr ist Weizen, Mehl,
holz, Eisen in Klumpen und Stangen, und
vieh, welches sie in großer Menge nach
delphia bringen. Sie treiben auch einigen
del mit Pelzwerk und Häuten, Thran, Oe
Fischen. Die Religionsbekenntnisse sind
eben so mannigfaltig, wie in Neuyork, u
Regierungsform kommt auch mit der in Ne
überein.

Der fünfte Abschnitt.

Von Neuyork.

§. 154.

Geschichte.

Der berühmte Engländer Heinrich Hudson, der in Diensten der holländischen ostindischen Compagnie sich vergebens bemühet hatte, in den nordlichen Theilen von Amerika einen Weg in das Ost- oder Westmeer zu finden, entdeckte dieses Land zuerst und gab ihm den Namen Neuholland. Die Engländer gestehen, Hudson habe den Generalstaaten das Recht verkauft, welches er aus seiner Entdeckung gezogen, und behaupten, sie hätten sich dagegen gesetzt, weil dieser Handel ohne Theilnehmung des Königs abgeschlossen worden. Die Holländer setzten sich in Lande fest, erbauten 1615 ein Fort, stifteten Neuamsterdam und andere Kolonien, und nannten das Land Neubelgien. Sie trieben einen ungemein vortheilhaften Handel mit den Einwohnern, die ihnen ihr Pelzwerk sehr von weitem zubrachten. Sie nöthigten die Schweden, welche sich vor ihnen hier niedergelassen hatten, sich ihnen zu unterwerfen und sie als die einzigen Eigenthümer des Landes zu erkennen. Auf die Ansprüche der Engländer wurde gar nicht geachtet. Endlich aber Karl II. die Provinzen, die man itzt Neuyork, Neujersey und Pensylvanien nennet, seinem Bruder Jakob, Herzog von York, geschenkt hatte, so schickte dieser unter dem Ritter Robert

Karr im Jahre 1664 eine Flotte dahin, welche die von den Holländern angelegte Festung bald eroberte. Die Einwohner ließen sich gern gefallen, brittische Unterthanen zu werden, und daher kommt es, daß viele der besten Familien in Neuyork holländischen Herkommens sind. Das Land und die Stadt Neuamsterdam bekam den Namen Neuyork und es wurde durch die Verwaltung eine sehr blühende Kolonie. Man errichtete gleich mit den Mohaks oder fünf Nationen einen Friedensvergleich und Freundschaft, und diese sind seit der Zeit immer treu und redlich und der Kolonie von großem Nutzen gewesen. In dem Kriege, der 1673 zwischen England und Holland ausbrach, brachten die Holländer das Land zwar wieder unter ihre Bothmäßigkeit, mußten es aber in dem darauf folgenden Frieden 1674 der großbrittannischen Krone wieder abtreten, bey der es seit der Zeit beständig geblieben ist.

§. 155.

Größe. Neuyork liegt zwischen dem 40 und 45 Grad Norderbreite, und dem 70 und 79 Grad westlicher Länge, und erstreckt sich ohngefähr 120 Meilen an der Küste. Gegen Mittern

Grenzen. grenzt es an die Provinz Quebek, gegen Norden an Neuengland, gegen Süden und Süden an das atlantische Meer und Neujersey, und gegen Abend und Nordwest an die Länder der Nationen und einen Theil von Pensylvanien. Die Luft ist durchgehends gemäßigt und ge-

Produkte. Der Boden ist sehr angenehm und fruchtbar, br

get alle Gattungen von Getreyde und Früch-
die hier fortkommen, in sehr großer Menge
vor, besonders in den Zwischenthälern, deren
in den großen Flüssen sehr viele und große
. Ein Scheffel europäischen Weizens hat
Scheffel hervorgebracht, daher die Engländ-
hre Absicht stark auf den Anbau desselben ge-
t haben. Taback wird auch gebauet, Wein
mancherley Obst wächset im Ueberfluß. Un-
en Bäumen sind besonders die Eichen vor-
ch, die hier 70 und mehr Schuhe hoch
sen. Die Viehzucht an Pferden, Rind-
und Schweinen ist ungemein beträchtlich.
he, Elendthiere, Biber, Marder und an-
thiere, die Pelzwerk liefern, auch zahmes
wildes Federvieh ist in erstaunlicher Menge
nden. Die Flüsse, unter denen der Hudson
Mohock die vornehmsten sind, haben so
üssige Fische, daß die Einwohner sie nicht
ren können. Von Metallen hat man ein
eiches Kupferbergwerk entdeckt, und das dar-
gewonnene Kupfer wird fast alles nach Eng-
gebracht. Auf der südlichen und südöstlichen
sind verschiedene angenehme und fruchtbare
n, unter denen Long-Island, die lange
die merkwürdigste ist. Sie ist etwa 150
he Meilen lang und an einigen Gegenden
eit. Der mittlere Theil ist etwas unfruchtb-
die beyden Enden aber haben den vortreff-
n Boden, der alle Gattungen von Ge-
und Früchten in großer Vollkommenheit

hervorbringt, und einen Ueberfluß von Hornv
Schafen, Schweinen, Pferden hat. Die Pfe
zucht wird hier durch Wettrennen und P
wie in England aufgemuntert. An Menf
ist diese Insel so fruchtbar, daß jährlich auf
Familien von hier in andere Gegenden ziehen
insgemein ein hübsch Stück Geld zu ihrer e
Einrichtung mitnehmen; auch wird eine
viel größere Anzahl von Frauenspersonen jäh
von hier nach den benachbarten Plantationen
heirathet.

§. 156.

Einwohner. Die Anzahl der Einwohner in der ge
Provinz erstreckt sich auf 150000. Verschi
Ursachen haben ihre Vermehrung gehindert.
öftern Einfälle der Franzosen und Indianer h
viele Familien genöthigt das Land zu verle
und die in England gemachte Verordnung,
Uebelthäter dahin abzuführen, hat viele eh
Leute abgehalten sich daselbst niederzulassen.
Einwohner unterscheiden sich durch ihre S
nicht weniger als durch ihre Sprache. Di
gen, die ursprünglich aus England herstan
folgen noch den dasigen Gewohnheiten; di
länder aber behalten viele Gebräuche, di
Vorfahren nach Amerika gebracht haben.
sind berühmt wegen ihrer Rechtschaffenhei
Treue in Haltung ihres Versprechens. W
lich und fleißig ist, kann versichert seyn, d
geehrt wird und sein Auskommen findet,
Leute, die in Armuth hieher gekommen sind

urzer Zeit zu einem ansehnlichen Vermögen
nget. Die Weiber unterscheiden sich durch
lichkeit, Wirthschaft und gute Ordnung in
n Familien, welches eine Wirkung der hol-
rischen Erziehung ist. Sie sind bescheiden,
ig, gutthätig und mitleidig, welches mehr
h ist, als ein ausgeschmückter Verstand, der
n fehlet, weil die meisten kaum lesen können.

Gelehrsamkeit.

Wissenschaften sind seit einigen Jahren hier
iemliche Aufnahme gekommen. In der
ptstadt ist eine Druckerey und Buchladen,
öffentliche Bibliothek und ein wohl eingerich-
Kollegium, das aus einem Präsidenten,
fessoren und Hofmeistern bestehet. Man hat

Manufakturen.

seit kurzem verschiedene Manufakturen, be-
rs die vom Hanf und Flachs, sehr aufzumun-
gesucht, und es hat sich in der Hauptstadt
Gesellschaft hervorgethan, die zu bestimmten
n zusammenkommt und sich über die besten
el zu Beförderung des Handels, des Land-
s und der Manufakturen von Leinwand,
le und Eisen, berathschlaget. Die Lage von

Handlung.

ork ist für den Handel ungemein glücklich;
es hat einen sichern und bequemen Hafen,
r Schiffe von gewöhnlichen Lasten auf drey
hiedenen Wegen zugänglich ist. Zu Wasser
man sehr bequem zu dieser Stadt kommen
abgehen, nämlich auf ihren Flüssen und
bis Montreal und Quebek nordwärts, und
den großen Seen Erie, Ontario ꝛc. west-
s auf 600 englische Meilen; und auf der

See hat sie nicht nur den Vortheil ihrer eig
Küsten, sondern auch von Connecticut und
sey, da hier ziemlichermaßen der Mittelp
ihrer Handlung ist. Die Handlung mit
Indianern besteht in Pelzwerk und Häuten
Elendthieren, Bären, Bibern, Fischottern
andern wilden Thieren, ist aber sehr in Abna
gekommen. Die Indianer versehen auch
Engländer zur Sommerszeit mit Vögeln, F
prett und Fischen. Dagegen bekommen sie
ihnen Aexten, Flinten, Messer, Kessel, Pu
Bley, Kleider, Hemden ꝛc. Der Handel
Neuyork nach den Zuckerinseln besteht in F
Mehl, Rindfleisch, Schweinefleisch, Speck,
sen, Zwiebeln, Aepfeln, Stabholz, Bretter, F
rath, Leinsaamen, rohes und Stangeneis
wofür sie Zucker, Rum, Ingwer erhalten.
Kaufleute aus Neuyork treiben auch einen st
Handel nach den azorischen Inseln und Ma
wovon sie großen Vortheil ziehen. Nach
land wird Pelzwerk, Biberhäute, Bauhol
Kupfer gebracht: die zu diesem Handel best
ten Schiffe thun die Reise zweymal im Jahr
enden sie jedesmal in 4 Monaten. Man
hier eben so wenig baares Geld, als in den üb
Kolonien, und man bedient sich gleichfall
Pappiergeldes.

§. 157.

Religion. Die Verschiedenheit der Religionen ist i
ser Provinz ungemein groß. Es giebt E
palen, Presbyterianer, Lutheraner, Anabapti

Quä

ker, Herrnhuter und Juden, die ihren Gottes-
nicht nur auf verschiedene Weise, sondern
in verschiedenen Sprachen, halten und doch
uter Verträglichkeit leben. Der König von
ßbrittannien ist der unumschränkte Herr des Regie-
ens dieser Provinz, und von ihm werden der rungsform.
tthalter, Unterstatthalter, Sekretair und Rath
annt. Der Statthalter hat eine ausgebreitete
alt, muß aber den Rath, der aus 12 Glie-
bestehet, zu Rathe ziehen, und kann ohne
n Genehmhaltung keine besiegelte Urkunde
rtigen. Die Lehnsbesitzer erwählen ihre
e Repräsentanten, und diese stellen bey den
meinen Versammlungen das Unterhaus vor,
r Rath das Oberhaus vorstellet. Beyde zu-
ien machen die gesetzgebende Macht aus und
en vom Statthalter zusammenberufen, kön-
ich aber auch ohne seine Einwilligung ver-
eln. Die Städte Neuyork und Albanien
eben die obrigkeitlichen Personen, wie die
te in England, und durch ihre Gnadenbriefe
ie berechtigt, für sich Nebengesetze zu machen,
ber ihre Gültigkeit nur ein Jahr behalten,
ie müßten vom Statthalter und der General-
mmlung der Kolonie bestätigt worden seyn.
Gerechtigkeit wird von den Friedensrichtern
Sherifs in den Grafschaften, worinn die
inz auch getheilt ist, verwaltet: von diesen
die Appellationen an den Rath, und von
wichtigen Sachen an den König. Das
swesen ist wie in den andern Kolonien be-

stellt, und die Einwohner sind in eine Miliz Fuß und zu Pferde eingeschrieben.

Der sechste Abschnitt.

Von Neuengland.

§. 158.

Geschichte. Ein engländischer Hauptmann, Bartholomäus Gosnold, hielt sich im Jahre 16 zuerst an dieser Küste auf. Der vortheilh Handel, den er mit den Wilden geführt ha machte, daß auf seine Erzählung verschied Privatpersone die Reise dahin versuchten. 16 bildete sich, unter der Gewalt des Hofes, London eine Gesellschaft, welche der Plymou Rath genannt wurde, weil die meisten von Gesellschaftern aus Plymouth waren. Ihre fene Briefe enthielten ein Recht, sich in den dern zwischen dem 38 und 45sten Grad Nor breite niederzulassen. Popham und Gilb giengen mit zwey Schiffen dahin und legten Flusse Sagadabok eine Niederlassung und Fort S. Georg an, welche aber keinen Bes hatte. Die Religionsunruhen in England gen das meiste zur anfänglichen Bevölkerung Neuengland bey. Der Erzbischof von Ka bury, Laud, in den Karl I. ein großes Zutr setzte, verfolgte die Nonconformisten mit gr Heftigkeit. Viele von diesen entschlossen sich die Gewissensfreyheit, welche sie in dem

Eng

England nicht haben konten, in dem neuen zu
ihen. Die erste Kolonie gieng im Jahre 1621
a, und kaum war sie in Amerika angekommen,
verfertigte sie eine Urkunde, darinn sie sich als
Unterthanen der Krone England erkannte, und
ählte einen Edelmann, Namens Carver, zum
Statthalter, worauf sie die erste Stadt anlegten
) ihr den Namen Neuplymouth gaben. Im
henden Jahre schlossen sie mit dem großen
achem, dem Könige der Massasoiten, einen
rgleich, wodurch er ihnen das Land, welches
in Besitz genommen hatten, überließ. Die
lonie breitete sich immer weiter aus, und die
ruhen in England, die noch fortdauerten, ver-
afften ihnen von Zeit zu Zeit ansehnliche Ver-
kungen. Einige ließen sich in der Massachu-
ucht und an der Küste von Connecticut nieder,
) erbauten Charlestown, Boston und an-
e Städte. Nach und nach wurden auch Neu-
mpshire, Maine und Rhode-Island besetzt
) viele Städte darinn angelegt. Jede von
en Pflanzstädten hatte ihre besondere Gesetze
) eigene obrigkeitliche Personen, und ob sie
ch viele von einander unterschiedene Statt-
terschaften ausmachten, so waren sie doch in
chen, die das allgemeine Beste betrafen, durch
Bündniß zusammen vereinigt. Diese erste
richtung von Neuengland hat nachmals aller-
Veränderungen erlitten. Itzt sind hier vier
atthalterschaften, nämlich die von Maine und
assachusetsbay, die von Neuhampshire,

die

die von Rhode-Island und die von Connecticut.

§. 159.

Größe. Die Landschaft Neuengland erstreckt sich der Länge beynahe auf 300 Meilen längst Küste, ohne die Buchten und Winkel mitzure nen; in der Breite aber hat sie nirgends me als 50 Meilen in gerader Linie. Sie gre

Grenzen. gegen Nordwest an Neufrankreich; gegen N ost an Neuschottland; gegen Osten und Sü an das Weltmeer, und gegen Westen an N

Witterung. york. Die Luft und das Klima ist nicht so linde und ordentlich, als in den europäischen L dern, die mit demselben in gleicher Parallel lieg worunter einige Stücke von Italien und Fra reich begriffen sind. Der Sommer ist kürz aber heißer als in Europa, und der Winter ger und kälter. Die Luft aber ist sehr gesund der Leibesbeschaffenheit der Engländer gem die Witterung ist auch beständiger, denn es nichts seltenes, daß man zween Monate hi einander einer heitern Luft genießet. Das

Beschaf- reich ist insgemein fruchtbar, doch an einem

fenheit. mehr als an dem andern. Um die Massach bay ist es fett und schwarz, an andern Orten sandig und unfruchtbar. Die ersten Bepflan trafen in den Thälern das Gras über eine hoch an. Die vornehmsten Gebirge sind weißen Gebirge in Neuhampshire, die so n als Schnee aussehen und aus weißem K bestehen, von welchem die Zurückprallung

Se

Sonne sehr glänzend und blendend ist. Sie sind
gemeinlich hoch, unten mit Fichten und Büchen,
in der Mitte mit schwarzen Beeren bewachsen
und mit weißem Moos bekleidet, oben aber ganz
kahl. Das indianische Korn oder Malz wird Produkte.
meistens gesäet; es werden aber auch Gerste,
Hafer, Erbsen, Bohnen und alle Arten nütz-
licher Getreydes gebauet. Flachs und Hanf
wächst auch in großer Menge und würde noch
mehr anzutreffen seyn, wenn mehrere Sorgfalt
darauf verwendet würde. Allerley Arten von
Gartenzeln, als Rüben, Pastinak, Mohrrüben,
Kürbisse und Zwiebeln finden sich im großen
Ueberflusse. Alle Obst- und Gartenbäume, die
aus England hieher gebracht werden, kommen gut
fort. Die Einwohner bereiten eine Menge von
Apfelwein, und die Ausführung der Aepfel in die
Westindinseln ist eine der wichtigsten Handlungen
des Landes. Die Wälder und Sümpfe haben
einen Ueberfluß an Nutzholz, als Eichen, Ulmen,
vortreffliche Tannen zu Masten und Segelstan-
gen, Eschen, Cypressen, Kastanien, Cedern, Nuß-
bäumen, Sassafraß und Gumach oder Gerber-
röthe, die von den Färbern und Gerbern ge-
braucht werden. Die Eichen geben vortreffliches
Schiffholz, und die Tannen Pech, Theer, Harz,
Terpentin; daher ist auch der Schiffbau und
Handel mit Schiffen hier in großer Aufnahme.

§. 160.

Die Viehzucht ist wichtig, und Kühe, Schafe, Thiere.
Schweine und Pferde werden in großer Menge

ge-

gehalten; die letztern sind kleiner als die engl
dischen, thun aber bessere Dienste. Bär,
Wölfe, Füchse, Luchse, sind die Thiere des L
des: es giebt auch Elendthiere, Hasen, Ka
chen, ingleichen Biber, Fischottern, Rakka
oder amerikanische Füchse, die dem Leibe n
einem Dachse, und dem Schwanze nach ei
Fuchse gleichen; Muskusratzen und Zobel,
che letztern Arten bey der Niederlassung der E
länder den wichtigsten Handel ausmachten.
seltsamste Thier ist das Mose-Thier. Es
12 Fuß hoch, hat vier Gewelhe und diese h
breite Palmen, davon einige 12 Fuß von
Spitze eines Horns bis an die Spitze des an
gehen. Der Leib ist einem Stier an Größe
Hals aber einem Hirsche gleich und das F
wohlschmeckend. An Vögeln und Federvie
nicht leicht an einem Orte ein größerer Ueber
als in Neuengland. Indianische Hühner,
hühner, Gänse, Enten, Reiger, Störche,
hähne, Birkhühner, Schwäne, wilde E
ingleichen allerley Arten von Raben, Kr
und Zugtauben, kommen und gehen zu gen
Zeiten des Jahres. Die vornehmsten Flüss
der Connecticut, Kinnebeki und Saro,
che nebst vielen andern Strömen vortref
Fische. Fische im größten Ueberflusse haben. Der S
fischfang an der Küste ist ungemein wichtig,
es werden alle Jahre mehr als 30000 Ce
des besten Stockfisches nach Spanien, I
und dem mittelländischen Meere verführt,

ungefähr eben so viel an Ausschuß bleibt zur Köstigung der Sklaven übrig. Bey diesen ...en Vortheilen des Landes fehlt es auch nicht ...n Unbequemlichkeiten. Die gefährlichen Klap- ...chlangen sind sehr häufig: Frösche, Kröten, Ungeziefer. ...ledermäuse und Eulen schwärmen allenthalben ...um und machen ein solch fürchterliches Ge- ..., daß diejenigen, so solches nicht gewohnt ..., davor erschrecken, und es soll sich auf etliche ...ilen weit hören lassen. Eisenstein trifft man Metalle. ...großer Menge an, und man giebt vor, daß sich ... verschiedene Eisenadern hier finden lassen ... Kupferadern möchten vermuthlich auch ...troffen werden, wenn man sie aufsuchen ...te.

§. 161.

Keine engländische Errichtung in Amerika ist Einwoh- Neuengland zu vergleichen, und dieses giebt ner. ...nsehung der Zahl der Einwohner, der Men- ...er Handelsstädte und der vielen Manufak- ..., den volkreichsten und blühendsten Provin- ...n Großbrittannien wenig nach. Nach neuen ...richten wird die Anzahl der Einwohner in ... dazu gehörigen Kolonien auf 550000 See- ...eschätzt, unter denen 100000 im Stande ... die Waffen zu führen. Sie kommen mit ... Einwohnern in England in ihren Sitten ... Gebräuchen um so viel mehr überein, weil ...meisten von den Kaufleuten nach Europa rei- ...nd die dortigen Moden und Gebräuche mit ...kbringen. Ein Engländer, der von Lon-

don

don nach Boston kommt, wird fast nicht
wahr, daß er den Ort verändert hat; er fi
hier eben die Luft, den nämlichen Umgang, ei
ley Kleidung, gleiche Reinlichkeit, einen
lichen Geschmack im Essen und Trinken.
sind fast durchgängig arbeitsam und fleißig,
werden dazu um so viel mehr aufgemuntert,
man hier durch Fleiß sehr leicht zu einem an
lichen Vermögen gelangen und sich ein beque
Leben verschaffen kann. Nirgends findet
in Amerika so viel Manufakturen als in Neu
land. Es werden Tücher verfertiget, die
grob sind, aber ungemein dauerhaft; H
Strümpfe und Leinwand, doch nicht in so
Menge, daß das Land hinreichend damit ver
werden könnte. Der Schiffbau ist ansehl
und ernähret eine Menge Leute. Die vorneh
Handlung. Beschäfftigung ist die Handlung, und Bosto
der Haupthandelsplatz in dem engländischen
rika. Diese Stadt liegt sehr angenehm auf
Halbinsel, hat 4500 wohlgebauete Häuser,
20000 Einwohner und einen sehr schönen H
der mehr als 500 Schiffe fassen kann.
Handelszeit sieht man hier so viele Schiffe,
ihre Masten einen Wald vorstellen, wie in
sterdam und London. Es laufen jährlich g
nlglich 5 bis 600 Schiffe mit völliger La
aus und eben so viele laufen ein, ohne die u
liche Menge Fahrzeuge für die Küsten und F
rey zu rechnen. Außer denen Erzeugungen
sie aus dem Lande nehmen, sind die Einwo

gewisse Art die Mäkler von ganz Westindien, von einem Theile von Europa. Nach Eng- schicken sie Masten und Segelstangen, Pech, er, Bretter, Bauholz, Häute, Pelzwerk, hthran; wofür sie Wein, seidene Stoffe, lene Tücher und Zeuge, Leinwand, Pappier andere Manufakturen, Wirtsschaftsgeräthe Thee eintauschen. Nach den antillischen In- bringen sie Korn, Mehl, Aepfel, Cyder, senfrüchte, Fleisch, Butter, Käse, und neh- Zucker, Syrup, Rum und Baumwolle mit ick. Sie handeln auch unmittelbar mit Spa- , Portugall, Italien und Madera, wohin hauptsächlich Stockfisch bringen. Mit den zösischen Inseln treiben sie einen Schleichhan- mit Holz, Pferden und Lebensmitteln, dafür Geld, Rum und Zucker erhalten. Die Stadt rtsmouth in der Provinz Neuhampshire hat einen wichtigen Handel und schickt jährlich Schiffe mit Zimmerholz, Fischen und Lebens- eln nach den antillischen Inseln. Wenn diese Waaren losgeschlagen haben, werden sie neue beladen und segeln alsdann nach Eu- , wo Ladungen und Schiffe verkauft werden, die Schiffer kehren als Passagier zurück. Provinz Connecticut hat wenigen auswär- Handel und wird mehrentheils mit fremden aren von Boston und Neuyork versehen, wo- sie Rindfleisch, Schweinefleisch, Leinsaamen Zwiebeln schickt; doch verschickt sie auch eini- Hausgeräthe und Pferde nach Westindien

und viel Sassafras nach Holland. Rho
Island führet Schafe, Pferde, Fische
Lebensmittel aus, welche Waaren sie mit Zu
Rum und Syrup aus den Inseln, mit Thee
Holland, und mit Sklaven von den afrikanis
Münzen. Küsten vertauscht. Das ausgemünzte Gold
Silber ist hier eben so rar, als in den übri
engländischen Kolonien, alle Zahlungen gesch
in Pappiergelde, und man hat Zettel von gro
Summen bis auf die Summe von 3 Schi
gen. Also ist eines jeden Geld in seinem Tasch
buche, und der Wechselcours ist so hoch, daß
Pfund St. in London oft 225 Pfund in
england ausmachen.

§. 162.

Religion. Man hat hier Leute fast von allen Reli
nen in der Welt, und viele bekennen sich zu
keiner. Es wird auch niemand darüber bef
und wird einem jeden überlassen, in Religi
sachen zu denken und zu handeln wie er
wenn er nur ein guter Bürger ist und die Ge
beobachtet. Die Juden sind ungemein zahlre
besonders in Rhode-Island, für welche sow
als für die benachbarten Provinzen, sie eine
sind. Es ist hier eine Gesellschaft von Missi
rien zur Bekehrung der Heyden errichtet wor
Ein Priester, Namens Elliot, unternahm
zuerst, den Wilden dieses Landes das Eva
lium zu predigen. Er erlernte ihre Spache
übersetzte die Bibel und verschiedene geistl
Bücher in dieselbige. Das Parlament in E

ad, um seine Bemühungen zu unterstützen, richtete eine Gesellschaft, die es bevollmächtige, eine Beysteuer einzusammeln, wodurch sie in den Stand kam, sich liegende Gründe zu kaufen. Gegenwärtig genießt sie ein jährliches Einkommen von mehr als 5000 Thalern, von sie 15 oder 16 Missionarien unterhält.

Gelehrsamkeit.

Beförderung der Wissenschaften und Gelehrsamkeit sind hier bessere Anstalten, als in den andern Kolonien. Zu Boston sind 5 oder 6 Buchdruckereyen, deren Pressen beständig beschäfftigt sind, und viele Buchläden, die mit allen Arten von Büchern reichlich versehen sind. Zu Kambridge ist seit 1630 eine Universität unter dem Namen Harvardscollegium gestiftet. Es besteht aus einem Präsidenten, 5 Professoren und einem Schulmeister, und hat gute Fonds zu seiner Unterhaltung. Einige Zeit nachher wurde ein anderes zur Erziehung der indianischen Jugend gebauet; die Schwierigkeit aber, den Indianern eine Neigung zu den Wissenschaften beyzubringen, hat gemacht, daß man es in eine Buchdruckerey verwandelt hat. Durch die Freygebigkeit einer grossen Anzahl Liebhaber der Wissenschaften, hat das Collegium nach und nach eine ziemlich zahlreiche Bibliothek bekommen. Zu Newhaven ist ebenfalls ein Collegium gestiftet, worinn man Schüler von allerley Sekten aufnimmt. Die Gerechtigkeit wird von den Friederichtern, den Stadtgerichten, den Sherifs in den Provinzen und den Räthen der Kolonien verwaltet. Die

Justizwesen.

Weitläuftigkeit des Landes und die geringe An
der Gerichtshöfe verursacht viele Unbequem
keiten in gerichtlichen Angelegenheiten. So i
der Provinz Neuhampshire nur ein Ort, wo
richtshöfe gehalten werden, nämlich zu P
mouth, einer Stadt, die am äußersten Ende
selben liegt. Viele Einwohner haben daher
Kleinigkeiten willen oft 150 bis 200 engl
Meilen zu reisen.

§. 163.

Regierungsform.

Die Provinzen Massachusetsbay Maine machen zusammen eine Statthalters aus, wo der König den Statthalter, den U statthalter, den Secretair und die Bediente Admiralität ernennet. Die Lehnsbesitzer w eine Versammlung von Repräsentanten des V und jede Privatperson, die ein Einkommen 4 Schillingen in Ländereyen hat, oder ein K von 50 Pfund St. besitzt, wird für einen f Bürger gehalten und hat mit Theil an der wählung der Mitglieder der Versammlung. wird alle Jahre zu Ende des Mays zu B gehalten. Sie erwählet zuerst einen Sp und den Rath oder das Oberhaus, und sch sodann zur Wahl der Gerichte, zur Hebun Steuern und von Zeit zu Zeit zur Errich einiger Gesetze, die aber den Gesetzen Eng nicht widersprechen dürfen. Die Macht Versammlung erstreckt sich weit, und alles, die Regierung ausführen will, kommt a und ihre Genehmhaltung an. Sie haben

nals dahin gebracht werden können, dem
atthalter und andern königlichen Bedienten in
Provinz einen Gehalt zu bestimmen, obgleich
königlichen Befehle darauf dringen. Indessen
en sie ihm gemeiniglich jährlich 1000 Pfund

In der Statthalterschaft Neuhampshire
den der Statthalter, Unterstatthalter, Rath,
retair und Bedienten der Admiralität auch
Könige ernennet, welcher unumschränkter
r dieses Landes ist. Die verschiedenen Städte
Bezirke wählen ihre Repräsentanten zur allge-
nen Versammlung, und alle untere in Aem-
stehende Bediente werden von dem Statt-
er mit Zuziehung des Raths ernannt. Die
onie Connecticut hat durch einen Gnaden-
das Recht, sich jährlich ihren Statthalter
Unterstatthalter, sowohl als den Rath und
Abgeordneten zur allgemeinen Versammlung,
welche alle Unterbediente ernannt und be-
nächtigt werden, selbst zu erwählen. Die
sammlung wird wechselsweise zu Hartfort
Newhaven gehalten. Die Kolonie von
de-Island hat eben dieselbigen Privilegien
Freyheiten, wählet ihren Statthalter, Rath
Repräsentanten des Volks auch selbst, und
die allgemeinen Versammlungen wechsels-
e zu Newport und Providenz. Sie nimmt
viele Freyheiten heraus, die den andern Pro-
ien und der englischen Nation oft schädlich
n; besonders in Kriegszeiten, da sie mit den
den einen unerlaubten Handel treibt und sie

mit den nothwendigsten Artikeln versiehet. D
Statthalter, dem jährlich nur 50 oder 60 T
ler bewilligt werden, nimmt selbst Antheil
solchen verbotenen Mitteln, sich Lebensunter
zu verschaffen. Ueberdies, da er jährlich gew
wird, finden sich allezeit mehrere, die sich um
Statthalterschaft bewerben, und der das me
Geld austheilt und die besten Gastmahle gi
bekommt gemeiniglich die meisten Stimm
Diese Wahlkosten belaufen sich insgemein
hoch und müssen während der Regierung des
der erwählt worden ist, auf die eine oder an
Art ersetzt werden. Der Kriegsstaat in Neue
land ist in eben der Verfassung wie in den and
Kolonien, und besteht in einer in Klassen ei
theilten Miliz zu Fuß und zu Pferde. Die
glücklichen Streitigkeiten der Kolonien mit E
land über das Recht, welches sich das britti
Parlament und Ministerium zueignete, ih
Taxen aufzulegen, und welche bereits im Ja
1763 angiengen, beunruhigten zuerst die P
vinz Neuengland, von da sich die Unruhen a
in die übrigen Provinzen verbreiteten. Da
Stadt Boston sich am widerspenstigsten be
gete, und deswegen mit Verschließung ihres H
vens bestraft und von dahin geschickten kör
lichen Truppen besetzt wurde; so nahm sich n
nur diese Provinz ihrer an, sondern die übri
englischen Kolonien in Amerika machten ebens
gemeine Sache. Es kam zum völligen Aufr
und zu einem förmlichen Kriege mit der kör
lich

Kriegsstaat.

Krieg mit England.

ben Armee unter dem General Gage im Jahre
775, welcher Krieg, da keine von beyden Par-
hey nachgeben will, und die Kolonien ein
er von 100000 Mann aufgebracht haben,
ny weit aussehend ist, und sowohl England als
die Kolonien in große Noth und Schaden versetzt.

§. 164.

In dem Gebiete von Neuengland sind nur wenige Indianer übrig, und diejenigen, die noch daselbst vorhanden sind, haben die Bildung, die Sitten, die Gebräuche, die Religion und die Sprache der Engländer so durchgängig angenommen, daß man sie fast nicht mehr unterscheidet. Indessen behalten sie doch noch ihre alten Namen. Sie bildeten ehemals eine Menge kleiner Staaten, deren jeder von seinem Sachem regiert wurde. Diese Könige oder Häupter waren gemeiniglich nur Privatpersonen, welche von den Alten eines Kreises gewählt wurden, und die königliche Würde blieb so lange bey einer Familie, als die Weisheit und Herzhaftigkeit einigen, die damit bekleidet waren, diese Wahl rechtfertigte. Man kannte keinen andern Adel; nur genossen die Abkömmlinge der Sachems viele Vorrechte bey ihrer Völkerschaft. Diese Indianer sind itzt so schwach, daß der zehnte Theil der einländischen Miliz hinlänglich seyn würde, sie alle zusammen auszurotten. Sie sind nur Knechte in den Pflanzungen der Engländer, und leben, wie die Armen bey uns, von der Bezahlung für ihre Dienste und von der freywilligen

Indianer in Neuengland.

Freygebigkeit derjenigen, die sie brauchen. meisten, auch diejenigen nicht ausgenommen, sich zum Christenthum bekannt haben, sin träge und faul, daß sie aller Arbeit feind sind

Der siebente Abschnitt.

Von Neuschottland oder Akadien

§. 165.

Geschichte. Dieses Land wurde schon 1497 vom bastian Cabot entdeckt, aber viele J lang vernachläßiget und war verschiedenen änderungen unterworfen, ehe eine beträcht Kolonie darinn angelegt wurde. Die Franz sind die ersten gewesen, welche zu Anfange 17ten Jahrhunderts das Land in Besitz gen men und den Grund zu einer Pflanzstadt g haben. Der meiste Theil der Kolonisten w Protestanten, welche Peter von Monts hi führte, der die Stadt Portroyal, itzt Anna lis, anlegte, welche, seitdem die Engländer sie haben, beträchtlicher geworden ist. Weil d Ort einen Sicherheitsort für die Kaper abg die zu Kriegszeiten auf die englischen Sc kreuzen, so war den Engländern daran gele sich des Besitzes von Akadien zu versichern. vertrieben also die Franzosen daraus, mu ihnen aber das Land im Frieden zu Breda 1 wieder einräumen. Die Streitigkeiten über Oberherrschaft dieser Provinz dauerten inde

im

ner fort, bis endlich der Utrechterfriede 1713 der Krone Großbrittannien zuerkannte, von her Zeit an die Engländer es beständig be- n haben. Da aber die Friedensartikel besag- , daß sie Akadien nach seinen alten Grenzen ezen sollten, und diese Grenzen nicht ausge- ht waren; so fieng man darüber wieder Strei- eiten an, welche zufolge des Aachnerfriedens 1748 durch Commissarien entschieden wer- sollten. Man schickte auch Commissarien da- die aber nichts ausmachten, und so entstand diese Irrungen der Krieg 1755, der für nkreich so unglücklich ablief, daß es in dem den zu Versailles 1762 nicht nur Akadien, ern auch Neufrankreich an England über- n mußte.

§. 166.

Größe.

Neuschottland ist der östliche Theil des nor- en festen Landes in Amerika, liegt zwischen 44 und 50sten Grad Norderbreite und hat nahe 600 englische Meilen auf der Küste, he aber größtentheils wüste ist, daß sogar die ianer selten dahinkommen.

Grenzen.

Gegen Mitter- t grenzt es an Kanada oder die Provinz Que- gegen Morgen an den Meerbusen S. Lorenz, n Mittag an das atlantische Meer, und gegen nd an Neuengland.

Witterung.

Die mitternächtliche dieses Landes setzt es im Winter strenger te und tiefem Schnee aus; indessen ist die gesund, besonders für die Engländer, denen mitternächtliche Länder zuträglich sind. Der

Beschaffenheit. Boden des Landes ist verschieden, in einigen
genden sehr rauh und unfruchtbar, in andern
angenehm und fruchtbar, und hier giebt es e
gen Ackerbau und gute Viehweyden. Beson
sind die Ufer der Flüsse S. Jean und Penta
von guter Beschaffenheit. Die Wälder ha
sehr große Eichen, Fichten von 60 und
Fuß hoch, Buchen, Eschen, Ahorn und
dere Bäume, deren Holz von Werth ist.
findet auch Weinstöcke, die vortreffliche Trau
hervorbringen, und Nußbäume, deren Frü
dreyeckig und von sehr gutem Geschmack
Unter den wilden Thieren des Landes sind
Bären am häufigsten, welche von Eicheln le
und deren Fleisch so weiß und schmackhaft ist,
das von einem Kalbe. Die vornehmste We

Stockfischfang. und fast der einzige Handelsartikel sind die Fi
besonders der Stockfisch. Die Schiffe, die z
Stockfischfange gebraucht werden, sind in
sammt kleine Boote, welche täglich an das
kommen, wo die Fischer den Stockfisch auf
zu dem Ende errichtetes Gerüste werfen. Ei
derselben, welcher der Enthaupter genannt w
öffnet den Fisch mit einem zweyschneidigen Me
und schneidet ihm den Kopf an. Ein and
überreicht den Fisch dem Zerleger, der gegen
über an einem Tische stehet und den Fisch
einem scharfen Messer von einander schnei
Hierauf wird er dem Einsalzer übergeben,
ihn mit der Haut unten in ein Faß legt,
dünne mit Salz bestreut, und so fortfährt, ei

sh über den andern ordentlich auszubreiten. hdem man den Stockfisch einige Tage im ze liegen lassen, wäscht man sie wohl ab, legt n Haufen zusammen und breitet sie bey schö- Wetter auf einem Gerüste von geflochtenen den, etwa 2 Fuß von der Erde, aus. Vor ruch der Nacht wendet man sie um, daß die t oben liegt, welches auch geschiehet, so ofte s regnet. Wenn sie ein wenig gedörret sind, en sie in größern Haufen zusammengelegt, so bleiben sie ein oder zwey Tage, um zu itzen. Hierauf legt man sie wieder an die wendet sie, nachdem es nöthig ist, um, legt sie in noch größere Haufen zusammen. Verlauf von 14 Tagen werden sie noch- ausgelegt, hernach wieder zusammengelegt, n zum letzten mal der Luft ausgesetzt, und h, wenn sie ganz dürre sind, werden sie ein- kt. Diese auf die Art bearbeiteten Fische esser als diejenigen, welche auf den Schiffen See zubereitet werden. Der Fisch, welcher rühlinge vor der großen Hitze zubereitet , ist insgemein der beste, wenn gehörig da- erfahren wird, welches von der Geschicklich- nd dem Fleiße derer, die dabey beschäfftigt abhängt, wie auch von der Beschaffenheit Salzes, dessen sie sich bedienen. In dieser n Rücksicht ist der von den Engländern ge- ne Fisch insgemein dem von den Amerika- gefangenen nachzusetzen, indem das Salz, sie sich bedienen, oft eine mineralische Be- enheit hat.

§. 167.

§. 167.

Einwohner. Die Einwohner in den englischen Kolo
können itzt auf 20000 geschätzt werden, die
größtentheils mit dem Fischfange und der H
lung beschäfftigen. Die aus dieser Provinz
Handlung. andern Gegenden geführten Waaren sind
nehmlich Pelzwerk, welches von den Wilde
handelt wird, Bretter, Stabholz, Faßbän
Balken und anderes Nutzholz und Stock
Der vornehmste Hafen ist der von Chebu
oder Halifax, der für den besten in ganz A
rika gehalten wird, und dem besten Hafen in
ropa gleichgemacht werden könnte, sowohl w
der Sicherheit als Bequemlichkeit, da er ei
guten Ankergrund und für jedes Schiff ge
sames Wasser hat. Er ist der Sammelplatz
königlichen Flotten in Amerika, und hat ei
königlichen Werft und alle Bequemlichkeiten
ein Schiff von jeder Größe, um es herabzul
und auszubessern. An diesen Haven liegt
Stadt Halifax, welche erst 1747 angelegt
doch schon eine beträchtliche Stadt ist, die
mehr als 1000 Häusern besteht und die Ha
Regierung. stadt der Provinz ist. Der König ist Ober
des Landes und ernennet den Statthalter, U
statthalter und Rath, die das Oberhaus
machen. Zum Unterhause der allgemeinen
sammlung erwählen die Lehnsbesitzer die R
sentanten, doch kann der Statthalter ihrer
seine verneinende Stimme entgegensetzen.

§. 1

§. 168.

In dem innersten von Akadien rechnet man Indianer.
ien oder achterley Nationen von Indianern.
e vornehmsten sind die Abenakier, die Ete-
mins, die den westlichen Theil des Landes
haben, und die Suriquois, die in der Ge-
d von Portroyal wohnen. Sie sehen ziem-
schwarzgelb aus, haben aber Zähne so weiß Leibes-
Schnee. Ihre Haare sind lang und werden gestalt.
nals weiß: sie binden sie mit Rassade, wel-
eine Art kleiner schwarzer oder weißer Glas-
en ist, zusammen und schlagen einen großen
ten darein. Die Mannspersonen haben kei-
Bart. Sie triefen beständig von Fett oder
an, womit sie besonders den Vorkopf ein-
ieren. Ihr vornehmster Zierrath ist, daß
ch an verschiedenen Stellen auf dem Leib und
r im Gesichte allerley Zeichen und Figuren
en, worinn sie rothe Farbe oder Schießpul-
reiben, welche Zeichen niemals vergehen.
Kleidung der Manns- und Weibspersonen Kleidung.
venig unterschieden, sie bedecken ihre Blöße
n mit Häuten von wilden Thieren, oder mit
ken, die sie für ihr Pelzwerk eintauschen.
Sommer tragen viele nur ein bloßes kurzes
nde und einen Gürtel, woran ein Stück
g oder Haut befestigt ist, um die Schaam zu
en. Dieses Hemde verfaulet ihnen am Leibe,
m sie es nie wieder ausziehen, als bis es
zerrissen ist. Beyde Geschlechter gehen fast
ndig mit bloßem Kopfe und setzen nur zuwei-

len

len eine kleine Plattmütze auf, welche bloß Scheitel bedeckt. Sie machen sich Schuhe vielmehr Socken von Fellen der Seewölfe, mit Riemen an den Füßen befestiget wer Sie sind insgesammt, Manns- und Weibe sonen, jung und alt, große Liebhaber des backs, und finden ihr größtes Vergnügen Rauchen. Ihre vornehmsten Beschäfftigu sind die Fischerey und Jagd, welche ihnen Hauptnahrungsmittel liefern. Hierbey gera sie durch ihre zerbrechlichen Fahrzeuge oftmal Gefahr zu ersaufen. Diejenigen, welche kommen, ziehen die Verunglückten aus dem W ser und suchen sie durch Tabacksklystiere wi lebendig zu machen. Sie füllen den Magen einem Thiere oder einen großen langen Darm Tabacksrauch an. Das eine Ende binden fest zu, und an das andere fügen sie ein S von einer Tabackspfeife, welches sie als Röhre dem Ertrunkenen in den Hintern stec und vermittelst derselben bringen sie ihm de dem Darme befindlichen Rauch bey, da sie chen beständig mit den Händen drücken. E lich hängen sie den Verunglückten bey den Fü an einen Baum und geben Achtung auf i Mehrentheils verspüren sie, daß diese Ra klystiere das eingeschluckte Wasser wieder n treiben und den Todten solchergestalt wieder le dig machen, welches sie an den Bewegungen, er macht, bald abnehmen können. Diese W den treiben die harte Begegnung gegen ihre W

Art, die Ertrunkenen lebendig zu machen.

Harte Begegnung der Weiber.

bis zur Grausamkeit, und in der Wuth zer-
chen sie sie auf eine unmenschliche Weise.
l ihnen jemand dabey einreden, so sagen sie:
in Herr in meinem Hause; ich kann meinen
d schlagen, so oft es mir gefällt. Eine Frau,
n Ehebruch begriffen wird, wird oftmals am
n gestraft. Die unverheiratheten Mädchen
sehr eingezogen, fügt es sich aber, daß eine
heimlichen Fehltritt begeht, so wird es sorg-
verborgen; denn wenn es ruchtbar wird,
das Mädchen aus dem Hause gejagt. Sie
ihre Kinder auf das zärtlichste. Bey der
irt eines Sohnes geben sie ein Fest und brin-
iesen Tag in großer Freude zu. Kriegt das
den ersten Zahn, so geben sie ein zweytes
und ein drittes weit kostbareres, wenn der
Mensch das erste wilde Thier von der Jagd
Hause bringt: man rechnet diese That als
nfang des männlichen Alters. Jedes Dorf
n Oberhaupt, Samago genannt, das über
ngen Leute eine unumschränkte Gewalt hat.
müssen demselben gehorsam seyn, bis sie ver-
het werden; alles, was sie durch ihre Ar-
werben, gehört ihm, und auch nach ihrer
irathung müssen sie einen Tribut bezahlen,
mit größter Schärfe fordert. Dies Ober-
wird erwählt; doch wird mehrentheils der-
genommen, der die zahlreichste Familie
Er entscheidet alle Streitsachen, und wenn
Partheyen sich nicht vergleichen können, fäl-
ein Urtheil auf der Stelle, nach dem Recht

Regie-
rungsform.

der

der Wiedervergeltung. In Dingen, welch
ganze Völkerschaft betreffen, wird nichts
allgemeine Bewilligung aller versammelten
Kriege. häupter ausgemacht. Wenn sie ihren Fei
den Krieg ankündigen, so versammelt sich
ganze Völkerschaft, und der Beleidigte beklag
auf das heftigste über die ihm wiederfahrne
leidigung. Hierauf hält er eine Art über
Kopf und schwöret sie zu rächen: alle Anwe
heben ihre Art ebenfalls in die Höhe, und i
ser Stellung fangen sie an in einem verdrießl
und drohenden Tone zu singen, wobey sie
Schüttelung ihrer mit Kieselsteinen gefü
Flaschenkürbisse ein dumpfiges Geräusch ma
Ehe sie in eine Schlacht gehen, versuchen si
Kräfte in ordentlicher Schlachtordnung wide
Weiber: werden diese überwunden, so er
tert dies ihren Muth und sie versprechen sich
Sieg; tragen die Weiber hingegen den Sie
von, so sehen sie es als ein übeles Zeichen a

Der achte Abschnitt.

Von Neubrittannien oder Hud sonsbay.

Geschichte. §. 169.

Den Versuchen der Engländer, einen
nach Ostindien über Nordwesten zu
decken, hat man die Erfindung dieses Land

F

ken. Johann Cabot war der erste, den nig Heinrich VII. von England dazu aus- kte, und Sebastian Cabot, sein Sohn, eckte 1516 die Küsten von Nordamerika, die zwischen der Insel Terreneuve und Florida nden. Forbisher wiederholte diesen Ver- , unter der Regierung der Elisabeth, ohne ern Vortheil, als daß er die nach ihm ge- nte Meerenge entdeckte. Johann Davis eckte 1585 eine andere nach ihm benannte renge. Derjenige aber, der seine Bemü- gen am weitesten getrieben hat, ist der be- nte Heinrich Hudson, welcher verschiedene en that, auf denen er die nach seinem Namen nnte Meerenge und Meerbusen entdeckte, auch sein Leben verlohr. Nach ihm haben ton, Baffin, Bristol und viele andere Versuche angestellt, keiner aber hat den ge- chten Weg gefunden, ob sie gleich alle die lichkeit denselben zu finden behaupten. Der heil des Pelzhandels bewog die Engländer, pier zu setzen und die Karls- und Nelsons- ze zu erbauen. Sie blieben im ruhigen Be- s zum Jahre 1694, da die Franzosen ihnen elsonsschanze abnahmen, welche sie Fort bon nannten. Die Engländer vertrieben lgenden Jahre die Franzosen wieder daraus, e sie jedoch 1697 aufs neue einnahmen bis zum Utrechter Frieden behielten, da sie England wieder zurückgaben.

§. 170.

Größe. Die Hudsonsbay erstreckt sich zwi
dem 51 und 64sten Grad Norderbreite in
Länge von 600 englischen oder 150 deut
Meilen. Die Hudsonsstraße liegt im 6
Grade Norderbreite, ist bey der Mündung 6
lische Meilen breit und ohngefähr 120 lang.
beyden Seiten wird das Land von Wilden
wohnt, die noch wenig bekannt sind. Die
tägliche Küste führet den Namen Labrador
nordliche aber ist unter so vielen Namen bek
als Schiffer von verschiedenen Nationen d
gefahren sind, welche sich die Entdeckung z
nen. An der Westseite haben die Engländer
Fort York am Nelsonshafen und nennen
Land Neusüdwallis; im Grunde der B
haben sie am Rupertflusse das Fort Charles

Witterung. Der Winter dauert hier vom Ende des Sep
bers bis Ausgang des Mays, und die Käl
überaus strenge, zumal wenn der Wind
Norden oder Nordwesten kommt. Der Hi
ist fast niemals heiter; denn im Frühlinge
Herbst ist die Luft beständig mit dicken und f
ten Nebeln umgeben, im Winter aber mit l
kleinen Eisspitzen angefüllet, die aus denen
nicht zugefrornen Flüssen entstehen. Ueberall
Wasser stehen bleibt, erhebt sich ein sehr d
Dunst, den man Frostrauch nennet, we
frieret und von dem Winde unter der Gestal
ser kleinen Spitzen fortgeführet wird. Die
bensonnen, deren man zuweilen bis sechs

inal siehet, sind hier sehr gemein, und noch
hr sieht man um die Sonne und den Mond
ne und glänzende Ringe mit allen Regenbogen-
a·en geschmückt. Beym Auf- und Untergange
e Sonne erhebt sich gerade über ihr ein Licht-
el; dieser aber ist mit der Sonne nicht so ge-
hwind verschwunden, als das Nordlicht tau-
n helle Stralen über den ganzen Himmel
ßt. Der Sommer dauert zwar nur kurze
, die Hitze aber ist binnen 6 bis 8 Wochen
lich heftig. Es donnert hier sehr selten, wenn
ein Gewitter entstehet, so ist es desto heftiger.
e an den Küsten ist der Boden niedrig, sum- Beschaf-
fi und mit verschiedenen Arten Bäumen be- fenheit.
n. Weiter im Lande finden sich große Ebe-
n auf welchen man wenig Gras, aber viel
os siehet, mit Büschen, Seen und einigen
eln untermengt, deren die meisten mit Ge-
hen und sehr hohem Mooße bedeckt sind. Der
ten trägt hier kein Getreyde und wenig Erd-
fte; man findet bloß einige Arten von Bee-
r als Johannisbeeren, Erdbeeren, Brom-
en, und die Engländer haben bey ihren Wohn-
n Gärten, worinn verschiedene europäische
Gewächse gut fortkommen. Hingegen
f man große Wälder an, die mit Tannen,
ten, Pappeln, Weiden und andern Bäumen
t sind. Von Wildprett findet man hier eine
zliche Menge Hirsche, Hasen und Kaninchen, Wilde
ichen Biber, Marder, Füchse und andere Thiere.
ie, die Pelzwerk liefern. Diese Thiere, da-

von die meisten grau oder braun aussehen, den im Winter weiß, welches auch den Bä wiederfähret; es färben sich aber nur die Sp der Haare und Federn, das übrige behält natürliche Farbe. Die Natur giebt hier Thieren sehr dicke Pelze: nach dem Maaße wie die Wärme wieder kömmt, fällt das H nach und nach aus. Sie haben größtent kurze Ohren, Pfoten und Schwänze, und sich einige Thiere finden, die diese Theile haben, so sind sie gegen die Kälte mit ei buschigten Haare sehr wohl verwahret. Sie d streichen im Frühjahre eine erstaunende T Landes von Süden gegen Norden, um ihre gen in sichern, das heißt, in mehr nordli und ganz unbewohnten Gegenden auszuhe Auf diesem Wege werden sie von großen Mi geplagt, und um diesen auszuweichen, flü sie sich in die Flüsse und Seen, wo sie die den leichter erlegen können. Unter diesen flü gen Thieren sind die Caribour die merkwü sten. Sie haben etwas vom Hirsche und Rennthiere und sind außerordentlich geschn Die Wege, die sie in den Schnee machen, den mehr betreten, als die Gassen in Paris London. Um sie zu fangen, hauen die W Bäume um, legen sie über einander und l Oeffnungen dazwischen, um Fallen anzubrin worinn sie eine unglaubliche Menge Carib fangen. Es giebt hier eine Art Hunde, die fern Fleischerhunden gleichen und niemals be

Caribour.

son

ern nur murren. Sie sind das einzige Zug- des Landes, werden vor kleine Schlitten annet und ziehen schwerere Lasten und weiter die Menschen. Eine Art von Stachel- ein ist dem Biber an Gestalt und Größe sehr ich. Der ganze Leib ist mit weichen, 4 Zoll n Haaren bedeckt, zwischen welchen sich eine von starren und stachlichten Röhren, von er Farbe mit schwarzen Spitzen, befindet, an nicht leicht aus der Haut herausziehet, n man damit gestochen wird. Ein noch son- reres Thier ist die Volverene, von den ändern Quick-Hatch genannt. Es ist von größe eines Wolfes und vertheidigt sich, wenn gegriffen wird, mit so vieler Hartnäckigkeit ebhaftigkeit. Es soll die Geschicklichkeit ha- alle Arten von Netzen und Fallen, die man ellet, in tausend Stücken zu zerbrechen und rreißen. Von Vögeln giebt es Rebhühner Vögel. glaublicher Menge, wilde Gänse, Enten, wäne, Phasanen, Brachvögel, Pelikane, , gekrönte Uhu, große weiße Uhu und an- Die Fischerey ist im Sommer ein wich- Fische. Hülfsmittel für die Einwohner der Hud- ay, und verschafft ihnen eine Menge von fflichen Fischen, als Hechten, Forellen, fen, und vornehmlich einen weißen Fisch, he in der Gestalt eines Herings, dergleichen sonst nirgends findet. Man versieht sich reichlich auf den Winter, und die einzige hn zu erhalten ist, daß man ihn in den

Schnee legt, wo er frieret und nicht verdi
bis der Sommer wieder kömmt. Es ist
zu zweifeln, daß das Land nicht verschie
Mineralien. Mineralien habe. Man hat Eisen und
gefunden, und die Esquimaux bringen den
ländern oft Stücken Kupfer. Es giebt ver
dene Arten Marmor und Bergkrystall von
schiedenen Farben. Der Amiant ist sehr gen
so wie gewisse schwarze Steine, die glatt
glänzend sind, und sich leicht in dünne durch
tige Blätter ablösen, woraus die Einwohner
Spiegel machen.

§. 171.

Einwohner. Die vornehmsten Bewohner der Hudson
sind die Esquimaux, welche die Engl
Nodwais nennen. Sie sind von mitteln
Leibesgestalt. ger Statur, gemeiniglich handfest, wohl
Leibe und schwarzbraun. Sie haben einen
ten Kopf, ein rundes plattes Gesicht,
schwarze funkelnde Augen, eine flache Nase,
Lippen, schwarze und lange Haare, breite S
tern und überaus kleine Füße. Sie sind m
Charakter. und lustig, aber fein, listig, schmeichlerisch
betrügerisch. Es ist leicht sie zu erzürnen,
man sieht sie alsdenn ein trotziges Wesen an
men: allein es ist eben so leicht, sie in Furch
jagen. Ihren Gebräuchen hängen sie unge
fest an, und haben eine große Liebe zu i
Lande, weil sie, so oft sie wollen, sich den B
voll Fischthran saufen können. Sie werde
ihrem Betragen durch eine natürliche Billi

ntrieben, vermöge der sie nicht leicht einige
Gewalt noch Unrecht ausüben. Ihre Kleidung Kleidung.
ordentlicher Weise von den Häuten der See-
er und des Rothwildprets, oder auch von
n Fellen der Land- und Wasservögel, die
künstlich zusammenzunähen wissen, gemacht.
Die Kleidungen haben eine Art von Kapuze,
ben um den Leib zugemacht und gehen bis auf
Mitte des Schenkels. Sie haben weite
sen, die vorn und hinten wie ein Beutel zuge-
n werden. Viele Paar Stiefeln und Socken
einander dienen ihnen, sich die Beine und
e warm zu halten. Sie haben auch Schnee-
he, die fast 5 Fuß lang sind und dazu dienen,
man im Gehen nicht in den Schnee sinket.
Weibspersonen unterscheiden sich an ihren
en durch einen Schweif, der bis auf die Fer-
hehet, und durch große Kapuzen, darein sie
Kinder stecken, wenn sie sie auf dem Rücken
n. Einige Mannspersonen haben Hemden
zusammengenäheten Blasen der Seekälber.
Kleider sind sehr sauber mit einer Nadel von
gräten und mit den Sehnen von Thieren,
e in sehr dünne Fäden spalten, zusammenge-
t. Sie verbrämen und zieren sie auch mit
dern von Häuten, welches ihnen ein sehr
s Ansehen giebt. Ihre Schneeaugen geben Schnee-
n vortheilhaften Begriff von ihrer Geschick- augen.
heit. Es sind kleine Stückchen Holz oder
nbein sauber gearbeitet, womit sie ihre Augen
cken und die sie hinten am Kopfe zubinden.

Jedes hat eine Spalte so lang als das Au
aber sehr schmal, wodurch man alles deu
sehen kann. Diese Erfindung verwahret sie
der Verblindung, einer gefährlichen und schn
haften Krankheit, die durch die Wirkung des
stark vom Schnee zurückprallenden Lichtes
ursacht wird. Ihre Wohnungen machen sie
16 Fuß langen Bäumen, die sie sehr dicht
einander setzen, so daß die Enden oben an ei
der treffen, unten aber weit aus einander ste
Die Zwischenräume werden mit Mooße au
füllet und mit Leimen überzogen, auch mit T
häuten bedeckt. In der Mitte ist ein H
oben mit einem Loche, daß der Rauch hin
ziehen kann. Sie nähren sich von dem Fle
der wilden Thiere, der Vögel und Fische.
Fleisch kochen sie, ohne es zu würzen, uni
Brühe brauchen sie zu ihrem Getränke.
liebster Trank ist Fischthran, und wenn sie Bro
wein bekommen können, welchen sie von den
ländern erhandeln, so trinken sie ihn mit gro
Vergnügen, überlassen sich aber hernach
Arten der Ausschweifungen. Ob sie schon
größten Theil ihres Lebens mit Anschaffung
Nothdürftigen zubringen, so haben sie doch
Vorsicht genug, sich wider mangelhafte Z
zu versorgen. Sie tödten oft mehr wilde Th
als sie verzehren können, und lassen zuw
3 bis 400 Stück auf dem Platze liegen und
faulen. Ihre Vorräthe verzehren sie alle,
lange sie sie im Ueberflusse haben, ohne an

Wohnungen.

Speisen und Getränke.

Wi

ter zu denken. Der Mangel bringt sie her- zu den grausamsten Mitteln: sie fressen erst die Häute und ihre Kleider, und endlich sogar Weiber und Kinder.

§. 172.

Die Esquimaux überlassen ihre Weiber gern Fremden, weil sie sich einbilden, daß die da- erzeugten Kinder die von ihrer Nation über- n müßten. Ihre Einfalt geht so weit, daß auben, jeder Mensch zeuge vollkommen sei- gleichen, und zwar in dem eigentlichsten Ver- e; nämlich ein Sohn eines Hauptmanns ihrer Meynung nach wieder ein Hauptmann en. Sie nöthigen ihre Weiber oft, vermit- eines gewissen Krauts, die Frucht abzutrei- aus Furcht, mehr Kinder zu bekommen, sie ernähren können. Den Weibern begeg- sie mit weniger Achtung: sie halten sich zu- mit ihnen aus einem Gefäße zu trinken, sie nehmen es sehr übel, wenn sichs eine ein- läßt, in ihrer Gegenwart die Kniee über der zu legen. Sie genießen gemeiniglich dauerhaften Gesundheit, wenn sie sich nicht den Branntwein verderben. Die Brust- werden, welche bey ihnen am gemeinsten werden durch Schwitzen gehoben. Sie en einen großen runden Stein glühend und zen ihn in eine kleine Hütte, die sie sorgfältig opfen. Denn gehen sie nackend hinein und engen den Stein mit Wasser, welches sich eiße Dünste verwandelt, die dem Kranken

Weiber.

Krank- heiten.

eine sehr geschwinde Ausdünstung und Schw
verursachen. Ehe die Schweißlöcher sich wie
verschließen, laufen sie heraus und tauchen
ins kalte Wasser, oder wälzen sich in den Sch
herum. Dieses Schwitzen wird für ein ohnf
bares Mittel wider die meisten Krankheiten
halten. Wider die Kolik und alle Unordnun
in den Gedärmen brauchen sie Tabacksrauch,
sie häufig verschlingen. Wenn die Väter
Gewaltsamer Tod der Alten. Mütter in einem Alter sind, welches ihnen n
mehr erlaubt zu arbeiten, so befehlen sie ih
Kindern, sie zu erdrosseln, und dies ist eine Pfl
des Gehorsams, der sich die Kinder nicht
ziehen können. Die alte Person steigt in
Grube, die ihr zum Grabe dienen soll: sie un
redet sich darinn eine Zeit lang mit ihnen, ra
eine Pfeife Taback und trinkt einige Gläser sta
Getränk. Denn giebt sie den Kindern ein
chen, welche ihr einen Strick um den Hals le
sie im Augenblicke erdrosseln, hernach mit S
bedecken und einen Steinhaufen aufrich
Man sieht viele unter ihnen, die das Gew
Quacksalber. der Quacksalber treiben. Sie kaufen von
Engländern Zucker, Ingwer, allerhand Sp
reyen, Saamenkörner, Süßholz, Schnupftab
welches sie in kleinen Portionen als Hülfsm
wider verschiedene Krankheiten, oder als
Mittel zur Fischerey, zur Jagd, zu den Ge
ten anrühmen. Ein Drittel der Handlung
der Hudsonsbay hängt itzt von diesen Quacksalb
ab, die ihre eigene Freunde betriegen, indem

falsche Droguen gegen gute Pelzwaaren um-
n, die sie den Engländern verhandeln. Ihre
ptsächlichste Verrichtung ist die Jagd und
herey, daher sie auch oft ihre Wohnplätze
rn. Ihre Geräthe zum Fischen und Jagen
rtigen sie mit vieler Geschicklichkeit. Ihre
punen und Wurfspieße sind gut gemacht und
em Gebrauche bequem, wozu sie solche an-
den. Ihre Bogen sind besonders sinnreich
rtigt. Sie bestehen aus dreyen Stücken
nenholz, die künstlich und sauber zusammen-
gt sind. Weil aber dieses Holz weder stark
elastisch ist, so helfen sie diesen Mängeln da-
h ab, daß sie es hinten mit einer Binde von
rsehnen oder Spannadern verstärken. Sie
n die Bogen oft ins Wasser, und die Feuch-
it, welche diese Seyten verkürzt, giebt ihnen
ich mehr Stärke und Federkraft. Sie haben
seit der Zeit, da sie mit den Europäern han-
ihren Bogen für die Flinte verlassen. Ihre
ote sind von Holz oder Wallfischribben ge-
t, sehr dünne und ganz mit der Haut von
Kälbern bedeckt, außer einem Loche in der
te, das mit einem fischbeinernen Rande
faßt und nur so groß ist, daß es einen
gen Menschen fassen kann, der darinn sitzt
die Füsse vorwärts kehret. Von diesem
de geht ein Stück Haut in die Höhe, das er
um den Leib herumbindet, und welches dem
sser alles Eindringen verwehret. Diese Ka-
haben 20 Fuß in der Länge, 18 Zoll in der

Beschäfftigungen.

Kanote.

Breite,

Breite, und gehen an beyden Enden spitz a
Sie regieren sie mit vieler Geschicklichkeit
einem Ruder, welches auf beyden Seiten
rudern dienet. Sie haben aber auch andre
note für die Weibspersonen, welche größer
offen sind, und worinn wohl 20 Personen s
können. Der Handlung wegen thun sie r
den engländischen Faktoreyen der Bay sehr g
Reisen. Reisen, auf welchen sie aber oft in Gefahr
Mangels gerathen, wenn sie unterwegens
Beyhülfe von der Jagd nicht antreffen, wo
sie sich Rechnung gemacht hatten. Es ist
ihnen sehr gewöhnlich, daß sie 2 oder 300 S
den auch mitten im Winter herumschweifen, o
eine Hütte oder ein Zelt zu haben. Nahet
Nacht heran, so säubern sie einen Platz
Schnee, umgeben ihn mit Buschholz, zünden
Feuer an, und schlafen zwischen den Sträuch
und dem Feuer. Finden sie irgendwo kein H
so machen sie ein Loch in den Schnee und l
sich hinein.

§. 173.

Religion. Ihre Begriffe von der Religion sind sehr
geschränkt. Sie erkennen ein Wesen von e
unendlichen Güte und nennen es Ukcowi
d. i. das große Haupt. Sie sehen es als
Urheber aller Güter an, die sie genießen; sie re
mit Ehrerbietung von ihm; sie singen sein Lo
einem Liede mit einem sehr ernsthaften und s
ziemlich harmonischen Tone: ihre Meynu
von dessen Wesen aber sind so verworren,

n nichts davon versteht. Sie erkennen auch
ey ein anderes Wesen, welches sie Witikka
nen und als die Quelle und das Werkzeug
s Bösen ansehen. Sie fürchten sich sehr da-
o man weis aber nicht, ob sie ihm einigen
ast erweisen, es zu besänftigen. Sie sind
aberglaubisch, und wenn sie auf ihren Rei-
ein Grab antreffen, so halten sie es für eine
rige einer unglücklichen Begebenheit. Um
e abzuwenden, legen sie einen Stein auf das
b und setzen ihren Weg fort. Seit einiger
haben die mährischen Brüder eine Mission
r ihnen errichtet, und sie sollen auch so glück-
heyn, einige zum Christenthum zu bekehren.

Regie-
rungsform.

s Volk ist eins von den ungebundensten in
Welt. Sie haben keine andere Gesetze als
Vernunft, die Ehre, das Gewissen und ein
ses altes Herkommen von Sitten und Ge-
hen, davon sie nicht abgehen. Ein jeder
t, was er will, und sie kennen keine Zwangs-
l, dadurch Uebertreter gestraft oder im Zaum
ten würden. Sie haben wohl Belohnun-
on Ehre, von Beute, von Nahrung, aber
wirkliche Leibesstrafe, nicht einmal für die
er. Zu ihren Oberhäuptern in jedem Stam-
wählen sie die Aeltesten der Nation, und ge-
en Vorzug denenjenigen, die sich durch Ge-
chkeit auf der Jagd, durch Erfahrung in
lungsgeschäfften, und durch Tapferkeit in den
gen Kriegen mit ihren Nachbarn hervor-
n haben. Diese Häupter regieren den gan-

zen

zen Haufen und theilen die verschiedenen h
lichen Verrichtungen aus: ihrem Rathe aber
man mehr aus Hochachtung, als aus Schu
keit. Eine Nation hat mit der andern einen f
lichen Frieden geschlossen, der durch Eidschw
Unterpfänder, Geiseln versichert worden ist;
fällt er aber einem einzigen nicht, wäre es
nur ein unbesonnener junger Mensch, so setzt e
vor, den Frieden zu brechen; er geht, sieht, da
einem von den Feinden den Haarzopf abschn
kann, bringt diesen im Triumphe nach Hause
lachet über die Aeltesten. Man misbilliget
Verfahren, aber man läßt ihn machen und
Anstalten vor, einen neuen Krieg auszuhalt

§. 174.

Besitzungen der Engländer.

Außer dem Fort York oder Bourbon
sitzen die Engländer noch drey andere Poste
der Bay, welche die Namen Churchill,
Alban und Moosefluß führen. Die Sch
rigkeiten, Lebensmittel zu bekommen, und
strenge Kälte machen glauben, daß ihre h
Kolonie niemals eine große Menge Einwo
bekommen werde; denn bey allem Gewinn
Handlung findet man sich genöthigt, alle be
tige Vorräthe aus Europa oder Neuen
kommen zu lassen, welches große Kosten v

Handlung.

sacht. Der Handel nach der Hudsonsbay i
den Händen einer eigenen Gesellschaft, w
Flinten, Pulver, Schrot, Tuch, Kesseln, M
Taback und dergleichen hieher bringt, und
für von den Wilden Rauhwerk, Biber,

e. Füchse und anderes Pelzwerk eintauschet. Drey Drittel der Biber, welche die Compagnie ny England schickt, wird von den Hutmachern e Nation verarbeitet, das übrige wird außer ades nach Holland geschickt, von da es nach Deutschland gehet. Die hiesigen Biberhäute ren für besser als die aus Kanada gehalten. werden um einen sehr leichten Preis einge- cht. Denn die Compagnie bekommt zehn Biberhäute für eine Flinte; eine Haut für halb Pfund Pulver; zwo Häute für einen m und einen Spiegel u. s. w. Man kann leicht erachten, daß dieser Handel ungemein näglich ist, und es könnte der Vortheil noch er seyn, wenn der Handel gehörig unterhal- würde. Im Anfange soll man nicht weniger 00 mit 100 dabey gewonnen haben.

Der neunte Abschnitt.

on Neufrankreich und Luisiana.

§. 175.

dem ehemaligen französischen Kanada wur- Geschichte.
den zwo große Landschaften gerechnet, näm- Neufrankreich und Luisiana. Neufrank- wurde 1606 zuerst vom de Monts und mplain entdeckt, welcher letztere 1608 die tstadt Quebek am Lorenzflusse anlegte. Franzosen breiteten sich von da den Fluß f immer weiter aus, und ließen sich 1641

auf

auf der Insel Montreal oberhalb Quebek nie
aus welcher Niederlassung mit der Zeit eine z
lich ansehnliche Stadt entstund. Die Kol
kam in der Folge in einen sehr blühenden Zus
und hatte den größten Antheil an dem vort
haften Pelzhandel. Gegen das Ende des
rigen Jahrhunderts entdeckte de la Sale
großen Länder am Missisippi, welche mit
Namen Luisiana belegt wurden. Iber
errichtete 1701 eine Niederlassung am
Mobile, und 1702 eine andere auf der
Dauphine. Im Jahre 1717 wurde die S
Neuorleans erbauet und die Occidentgesell
zu Paris errichtet, welcher der Handel in
nada und die Provinz Luisiana überlassen w
Bey dieser Gelegenheit errichtete der berü
Law den berufenen Actienhandel, der sich
Luisiana und den Missisippi gründete, und
durch eine große Menge der reichsten Fran
an den Bettelstab gebracht wurden. De
Niederlassungen der Franzosen hinter den
nien der Engländer, die Flüsse S. Lorenz
Missisippi hinauf, sich erstreckten, und da
Nation zum Nachtheil der andern sich auszu
ten suchte; so konnte es nicht fehlen, daß
Streitigkeiten und Kriege zwischen ihnen ent
den, die um desto blutiger waren, weil sie
die Eingebohrnen verhetzten, an ihren jedes
gen Händeln Antheil zu nehmen. Endlich n
die Engländer im letzten Kriege, der 175
Amerika seinen Anfang nahm, so glücklich,

unruhigen Nachbarn gänzlich vom Halse zu
ffen, indem sie die Franzosen 1760 völlig
Kanada oder Neufrankreich vertrieben, wel-
ihnen auch, nebst dem Theil von Luisiana auf
Ostseite des Missisippi, durch den Frieden zu
Fsailles 1762 auf ewig abgetreten wurde. Die
rzosen behielten zwar noch die Stadt Neu-
lns, überließen sie aber bald nachher den
niern. Da nun auch das spanische Florida
ben diesem Friedensschlusse den Engländern
treten wurde; so besitzen diese itzt eine un-
rbrochene Linie der Seeküste vom mexikani-
Meerbusen bis an die Hudsonsbay, und in
mitternächtlichen Gegenden ein Land von
kanntem innern Umfange.

§. 176.

Die Engländer begreifen die von den Fran- Größe.
ihnen abgetretenen Länder unter der Statt-
rschaft und Provinz Quebek oder Kanada,
e die größte von allen auf dem festen Lande
indem sie sich in der Länge von Nordost nach
west etwa 500 englische Meilen erstreckt und
200 Meilen breit ist. Sie grenzt gegen Grenzen.
ost an den Meerbusen S. Lorenz und den
S. Johann, der sie von den Ländern der
onsbay scheidet; gegen Nordwest an wilde,
g bewohnte Länder, gegen Südwest an eben
eichen Länder, und gegen Süden an Neuyork,
england und Neuschottland. Das Klima ist Witterung.
ehr kalt und der Winter lang und verdrieß-
besonders in den nordöstlichen Gegenden der

Provinz. Dagegen sind die Sommer ungen
angenehm und so fruchtbar, daß der Landm
seine Aernten in 16 Wochen nach der Aus
einzubringen hoffen kann. Ohngeachtet der
Beschaf- ternächtlichen Lage kann das Land ein gesun
fenheit. fruchtbares und angenehmes Land genannt
den, daß die meisten Nothwendigkeiten und
quemlichkeiten des Lebens hervorbringt; und
es gleich nicht an der See liegt, so genießt es i
vermittelst des S. Lorenzflusses, auf welc
man sehr leicht von einer Gegend der Provin
der andern kommen kann, alle Vortheile e
sich weit erstreckenden Seeküste. Dieser F
der bey seinem Einlauf in die See 80 engl
Meilen breit ist, gehet fast mitten durch die
vinz von Südwest nach Nordost, nimmt
viele schiffbare Flüsse auf und hat überall
große Menge von Buchten, Hafen und In
Unter den Inseln ist die Insel Orleans, et
unterhalb Quebek, beträchtlich. Sie hat e
vortrefflichen Boden, und da er wohl geb
wird, so ist er ein Garten für die Stadt Qu
und bringt alle Gattungen von Getreyde
Früchten, die in diesem Klima fortkommen
Produkte. großer Menge hervor. Der Boden ist in v
Gegenden gut und liefert, außer dem indianis
Korn oder Maiz, die meisten Gattungen
europäischem Getreyde und Hülsenfrüchten.
fel, Birnen, Pfirsichen, Kastanien und and
Obst, auch Melonen, Kürbisse, Gurken
andere Gartenfrüchte sind überflüssig vorhan

man trifft hie und da ganze Wälder von ß- Kastanien- und andern Obstbäumen, nebst wachsenden Weinstöcken an. Die Forsten Wälder liefern vortreffliches Bauholz von yen, Erlen, Tannen. In denselben hält sich große Menge von Wildprett auf, als Elend- e, wilde Ochsen, Dammhirsche, Moosethiere, Bären, Marder, Ottern, Eichhörner ꝛc. Fischfang in dem S. Lorenzfluß und in den gen unzählichen großen und kleinen Strömen ehr reich und einträglich. Es fehlet auch an Mineralien und man hat Eisen, Kupfer Bley gefunden.

§. 177.

Es finden sich an den Ufern des Lorenzfluß- und der in denselben sich ergießenden Flüsse, auch auf den Inseln, die in demselben liegen, Kolonien; allein keine derselben sind so be- lich, als **Quebek** und **Montreal**. Das e liegt an der mitternächtlichen Seite des s, etwa 300 englische Meilen von der dung, und enthält über 1500 wohlgebauete er und verschiedene schöne öffentliche Ge- . Es hat nicht nur eine sichere Lage, son- st auch wohlbefestigt. **Montreal** ist fast so groß und volkreich als Quebek, und hat ehr angenehme Lage auf einer Insel im S. zflusse, etwa 200 englische Meilen über ck. Es hat wohlgebauete, bequeme und nehme Häuser, und die öffentlichen Gebäude reffen diejenigen, die zu Quebek sind, an

Einwohner.

Schönheit. Die gesammte Anzahl der Einw
ner in den Kolonien dieser Provinz erstreckt
über 100000. Sie bestehen aus Engländ
und Franzosen, welche letztern, bey der Abtret
des Landes an Großbrittannien, hier gebli
sind, da ihnen der Besitz ihrer Güter und V
mögens gesichert und ihre Freyheiten und Pr
Handlung. legien bestätigt wurden. Der Handel dieser P
vinz ist ansehnlich und die vornehmsten Waa
die ausgeführt werden, sind Bau- und Sch
holz, Wildprett, Elendthiere, Biber- Ma
und andere Felle, auch Bären- Wolfs- Hi
Religion. Reh- und Moosethierhäute. Die Religion der
sigen französischen Einwohner ist die katholi
deren freye Uebung ihnen durch die Kapitula
zugestanden und durch den darauf folgenden
densschluß bestätigt worden. Das Kirchen
ment bey ihnen beruhet auf einem Bischofe,
von dem Könige von Großbrittannien ern
Regierung. wird. Der König ist Oberherr der Provinz
ernennet den Statthalter, der sein Oberfel
ist. Er ernennet auch den Unterstatthalter
den Rath, welche das Oberhaus ausma
Die Lehnsbesitzer wählen die Repräsentanten
Unterhause; es kann aber der Statthalter
Wahl seine verneinende Stimme entgegensetz

Der zehnte Abschnitt.

Von dem indianischen Kanada.

§. 178.

Die Indianer auf dem festen Lande von Nordamerika haben sich meistentheils von den Küsten nach den innern oder westlichen Gegenzurückgezogen, und man findet wenige derin innerhalb 2 bis 300 Meilen von der See. Lage und Größe.

e besitzen sie unermeßliche Länder, die nach gers Beschreibung größer sind, als das ganze Land von Europa, die uns aber noch größheils unbekannt sind. Dieses sich so weit erkende Land kann unter drey Abtheilungen beAbtheilung.

tet werden, welche durch die drey großen se, die fast in dem Mittelpunkte desselben entgen, nämlich S. Lorenz, Christino und ssisippi, veranlasset werden. Die Länder chen dem S. Lorenz und Missisippi bis zum Superior hinauf, sind den Europäern ziembekannt, was sie aber von dem Lande über See Superior wissen, ingleichen die Nachen von dem Flusse Christino, kommen ledigvon den Indianern her. Der S. Lorenz-

S. Lorenzfluß.

entspringt über 2000 englische Meilen von r Mündung, in einem See Nippissong, undem 52sten Grad Norderbreite. Hier wohdie Seeindianer oder Nippissongs, deren Land sehr schwerem Zugange ist, daher sie wenig kehr mit den Engländern haben. Von hier

läuft der Lorenzfluß durch ein rauhes unbewoh
tes Land zum See Superior, wo die So
ties oder Attawawas wohnen, von denen e
anderer Stamm, die Bulls, ihre Wohnsitze g
gen Mitternacht dieses Sees haben. Der S
hat über 2000 englische Meilen im Umfange,
sehr tief und hat ungemein hohe und steile Ufe
Von hier fließet der Lorenz etwa 150 englisc
Meilen zum See Huron, der eine dreyeckige G
stalt und etwa 900 Meilen im Umfange hat. G
gen Abend von demselben liegt der See Mich
gan, der fast dieselbe Gestalt hat, nur daß
länger ist und sich weiter gegen Mittag erstrec
Beyde Seen haben Gemeinschaft durch eine
Engen, welche die Engen von Michlimaki
heißen, wo die Engländer ein Fort haben.
dem mittägigen Ende fließet der S. Joseph
fluß in den Michigan, und in die sogenan
grüne Bucht fließet ein anderer großer Fluß,
zwischen dem See Superior und dem Missisi
entspringt, und der Fluß der Füchse genan
wird, weil eine Nation Indianer an demselb
wohnet, welche die Fuchsindianer heißen. V
Huronsee läuft der Lorenzfluß zum See Si
clair, der etwa 18 Meilen breit ist, wo auch
Zweig der Souties wohnet. Von hier geht
in den See Erie, oberhalb welches das englis
Fort Detroit ist. Der See Erie ist 300 M
len lang, 40 bis 90 Meilen breit und durch ei
Enge mit dem 30 Meilen langen See Sandus
verbunden. In diesen See fließt der Fluß Sa

sky oder Huron, an dessen Ufern die Huronen
ohnen. Aus dem See Erie geht der Lorenz-
ß weiter nach dem See Ontario etwa 50
eilen. Auf diesem Wege ist nahe bey dem
rt Kleinniagara ein merkwürdiger Wasser-
l in demselben, da er sich von einer senkrechten
he von 150 Fuß hoch, mit einem erschreck-
yen Getöse herabstürzt. Am Einflusse dessel-
n in den Ontario liegt das schöne Fort Nia-
ra. Der See Ontario ist 260 englische
eilen lang und in der Mitte 150 Meilen breit.
s Land an dem See zwischen den Flüssen
enz und Toranto wird von den Missisaugaus
ohnt, und an dem Morgenende fließt der Fluß
swego hinein, wo die Engländer das Fort
wego haben. Das Land an diesem und dem
bleFluß, der auch in den See gehet, gehört
von den Engländern sogenannten fünf Natio-
n oder Iroquesen, die aus den Tsonontua-
n, Goyoguanern, Onontaguern, Ono-
ten und Agniern bestehen. Von dem See
tario läuft der Fluß noch 80 Meilen bis zu
Cedars, der itzigen westlichen Grenze der
ovinz Quebek, durch welche er seinen Lauf
ter in die See fortsetzt. Der Fluß Christino Christino.
von den Indianern, den Christinaux, die
umliegende Land besitzen, den Namen. Er
springet auf den hohen Gebirgen, die gegen
itternacht des Sees Nippissong liegen und das
hste Land in Nordamerika sind, in verschiedenen
römen, die an verschiedenen Orten in einander

fließen und sich, nach einem Laufe von 150 Meilen von ihrer Quelle, insgesammt vereinigen, nimmt verschiedene kleine Ströme auf, bis sich endlich, nach einem Laufe von 500 Meilen, in die Hudsonsbucht fast 200 Meilen nordwärts vom Fort York ergießet. Der Missisippi entspringt auf dem mittägigen Theile eben desselben hohen Gebirge und ergießt sich, nach einem Laufe von mehr als 3000 englischen Meilen, in den mexikanischen Meerbusen. Er gehet zuerst durch das Land der sogenannten weißen Indianer bis zum Muddyfluß, der sich in ihn ergießt. 200 Meilen weiter vereiniget sich mit ihm der blutige Fluß, dessen Wasser von den Bergen Misauri herkommen, einer doppelten Kette von Bergen, die sich bis zu der Erdenge von Darien erstreckt. 400 Meilen weiter ergießt sich dann der Illinesenfluß, der so wie der blutige Fluß von den Illinois bewohnt wird, welche auch die westlichen Ufer des Missisippi auf verschiedene hundert Meilen besitzen. Etwa 100 oder 200 Meilen weiter vereinigt sich der Misauris mit dem Missisippi auf der Abendseite, an welchem die Misaurisindianer, eine streitbare Nation, wohnen. 2 bis 300 englische Meilen weiter fällt der Ohio, oder schöne Fluß hinein, der nicht weit vom See Ontario entspringet, an welchem das Fort Pitt lieget, und der bis in den Missisippi fast 1000 Meilen läuft. Das Land um denselben bewohnen die Schawanees, die Delawaren und die Tweeghtwees oder Yh-

Missisippi.

tales

reesindianer. Unter dem Ohio, an der
orgenseite des Missisippi, wird das Land bis
seiner Mündung von den Chicketaws be-
hnt. Die Iroquesen bewohnen das süd-
stliche Ende der apalachischen Gebirge, und
schen diesen, den Chicketaws, Georgien und
rida wohnen die Creekindianer.

§. 179.

Witterung.

Ohngeachtet diese Länder der Sonne eben so
he liegen, als die mittäglichsten Provinzen in
ankreich, so ist doch die Kälte überaus groß
d so lang, daß sie vieles von dem Frühlinge
nimmt. Vor dem Ende des Herbstes sind
Flüsse daselbst schon mit Eisschollen angefül-
und das Land ist bald darauf mit Schnee be-
kt, welcher 6 Monate währet und oft 6 Fuß
h wird. Diese übermäßige Kälte schreibt
n theils den vielen Gebirgen, Gehölzen und
en des Landes zu, theils der Nachbarschaft
Nordmeeres, welches über 8 Monate lang
Jahre mit Eis bedeckt ist. Sobald der Mo-
t May kommt, findet sich die Wärme ein,
d die Lieblichkeit dieses Endes des Frühlings ist
so viel angenehmer, weil sie auf so strenge
lte folget. Der Sommer ist sehr warm und
ngt in weniger als 4 Monaten das Getreyde
Reife. Man ackert die Felder im Herbste
, säet von der Mitte des Aprils bis zum
ten May, und schneidet das Getreyde von der
itte des Augusts bis in die Mitte des Septem-
s. Der Herbst ist heiter und man hat den-

selben hindurch eine Reihe von schönen Tag
Es regnet selten, und die Luft ist die meiste
Produkte. heiter, rein und gesund, Obgleich der Bo
sehr trocken ist, so ist er doch, da er von d
vielen Schnee gut gedünget wird, in den mei
Gegenden fruchtbar und bringet allerley Getre
vornehmlich Maiz und Weizen, auch Bohn
Erbsen und andere Hülsenfrüchte hervor. K
bisse, Melonen und Wassermelonen werden
den Indianern häufig gebauet. Sie haben
Art von Kürbissen, die kleiner ist als die un
gen, und von einem zuckerhaften Geschmack,
che man im Wasser oder unter der Asche g
kochen läßt und ohne andere Zubereitung
An Aepfel- Nuß- Kirsch- und andern Obstbäum
auch an Johannisbeeren und mancherley and
Beeren fehlt es nicht. Die größten Wälder
der Welt, die vermuthlich so alt sind, als
Erde, die sie träget, werden hier angetroffen,
man kennet noch nicht alle Arten von Bäum
woraus sie bestehen. Die Tannen, Ceder
Fichten, Eichen, Buchen sind hier von erstau
licher Höhe und Dicke. Es giebt dreyerley
ten von Eschen und der Ahornbaum ist gem
sehr stark und wird zum Hausgeräthe gebrau
Die Indianer ziehen einen Saft aus demsel
der gesund und von sehr angenehmen Geschm
ist, aber bald zu einem vortrefflichen Essig w
Sie verfertigen aus diesem Safte, wenn sie
kochen, eine Gattung von Zucker, der fast
Honig schmeckt, aber noch angenehmer

Nic

hts ist auf allen Seiten gemeiner als der
baum, wovon man einen weißen und rothen
Von seiner Rinde machen die Iroquesen
Kanote, und man sieht welche von einem
igen Stücke, die 20 Mann halten können.
Essigbaum, der nur in diesem Lande bekannt
ist eine sehr markichte Staude, welche eine
fe Frucht in Trauben und von der Farbe
Rindsblut hat. Man weichet solche im
sser ein, um einen sehr guten Essig daraus
achen. Die Mannigfaltigkeit und Menge
kleinern Pflanzen, Blumen und Kräuter ist
oß, daß man noch viel weniger eine vollkom-
e Kenntniß davon haben kann, als von den
umen

§. 180.

Dieses große Land ist von allerhand Thieren Thiere.
roßer Menge bevölkert, davon einige im
ter ihren Aufenthalt verlassen, um eine ge-
re Luft zu suchen; die andern aber hat die
ur fähig gemacht, eine übermäßige Kälte
ustehen, oder hat sie auch mit einem bewun-
swürdigen Triebe sich dawider zu bewahren,
bet. Den ersten Rang muß man dem son-
arsten Thiere, dem Kastor oder Biber, ein- Biber.
nen. Dieses vierfüßige Thier, das etwa 4
lang und 60 bis 70 Pfund schwer ist, lebt
dem Lande und im Wasser, und ob es wohl
lange im Wasser bleibt, so kann es doch
lange leben, ohne sich darinn zu baden.
Farbe ist verschieden nach dem Lande, gegen

Mitter-

Mitternacht fast ganz schwarz und gegen Mi
weiß; je heller aber die Farbe ist, je schlechte
das Fell. Er wird sehr alt und die Weib
werfen insgemein 4 Junge auf einmal.
haben einen kleinen Kopf, eine lange Schna
zween große Schneidezähne, kurze Vorderf
breite Hinterfüße, die zwischen den Zehen mit H
ten versehen sind, und einen Fuß langen Schw
der wie das Vordertheil eines Ruders ge
tet und dessen Fleisch ungemein wohlschmec
ist. Sie haben über dem ganzen Leibe zweye
Haare: das größte ist 8 bis 10 Linien l
grob, stark und glänzend; das andere ist
weiche Pflaumfedern, einen Zoll lang und
eigentlich nur gebraucht. Die Biesamgeilen
ser Thiere sind in den Apotheken von gro
Nutzen, und die Indianer gebrauchen sie in v
Krankheiten. Der Fleiß, das Vorhersehen
die guten Einrichtungen dieser Thiere sind
staunlich und kaum glaublich für diejenigen,
Ihr Bau. sie nicht gesehen haben. Wenn sie einen
anlegen wollen, so versammeln sich mehrere
selben und suchen einen Ort aus, wo ihre
rungsmittel, die aus Baumrinden, Lilien
zeln und Grase bestehen, und alles, was zum
nöthig, vorhanden ist. Dieser muß mit W
umgeben seyn, und wo weder See noch
dazu da ist, so machen sie einen dadurch, da
den Lauf eines Flusses mit einem Damme
halten. Sie hauen dazu Bäume mit
Schneidezähnen ab, ziehen sie zu dem best

Ort und zerschneiden sie, wie es die Umde erfordern. Sie legen große Baumstämme über das Wasser, oder befestigen Pfähle im Grunde, flechten sodann zwischen denselben kleine Reige und füllen die Lücken mit Thonerde, Schlamm und Moos dergestalt aus, daß der Damm sehr fest wird. Ihre Hütten sind nicht weniger künstlich, stehen insgemein auf Pfählen, sind von runder Gestalt und mit einem runden Dache. Die Wände sind 2 oder 3 Fuß dick, vollkommen dichte und bestehen aus eben den Materialien, wie die Dämme. Zwey Drittheile des Gebäudes stehen über dem Wasser und darinn wohnen sie, in dem untersten Stockwerk aber baden sie sich. Sie halten alles ungemein reinlich. Sie haben gemeiniglich 3 oder 4 Eingänge zu einer jeden Hütte; allein alle ihre Thüren sind unter dem Wasser. Sie werden nie früh den Winter übereilt, ohne ihren Vorrath geschafft zu haben; sie legen ihn nahe bey ihren Hütten in Haufen zusammen, und wissen ihn unter dem Wasser in den zusammengebrachten Damm zu befestigen, daß der Strom ihn nicht wegführen kann. Es giebt auch sogenannte Landbiber, die von den andern abgesondert leben und unter der Erde wohnen, wo ihre einzige Arbeit ist, daß sie sich einen bedeckten Gang machen, um nach dem Wasser zu gehen. Sie sind mager, haben wenig Haar auf dem Rücken und sind den Bibern sehr ähnlich, die man in Deutschland, Frankreich und besonders in Pohlen findet.

det. Die Biber haben nicht Stärke genug, zu vertheidigen, und werden daher mit leic Mühe gejagt. Die Indianer fangen sie mit len, welche sie in den Gängen legen, die Biber zu nehmen pflegen, oder sie schießen auch; welches letztere aber wegen ihres scha Gesichts und ihrer schnellen Bewegung schwer ist.

§. 181.

Orignal. Ein anderes in Kanada sehr gemeines T ist das Orignal, welches mit dem europäis Elendthiere einerley ist. Es ist so groß als Pferd, aber einem Reh ähnlich, und erne jährlich sein Geweihe. Sein Fleisch ist lei nahrhaft und von gutem Geschmack, und die H stark, sanft und markig. Es soll der fallen Sucht unterworfen seyn und bey seinen Anfä sich das Ohr mit dem linken Hinterfuße krat um sich davon zu befreyen; daher man das H dieser Klaue als ein Hülfsmittel wider eben Krankheit auch bey Menschen ansiehet.

Carcaju. gefährlicher Feind des Orignals ist das C caju, eine Art wilder Katze, deren Schwan lang ist, daß es solchen vielmals um den schlinget. Es springt auf das Orignal hin hält sich an dessen Hals feste, um den es sei Schwanz schlinget, und mit seinen Zähnen be es ihm die Gurgelader ab. Das Thier hat ein Mittel sich zu retten, daß es nämlich sich schwinde in das Wasser stürzt, welches sein Fe nicht vertragen kann. In den südlichen

lichen Gegenden der großen Seen und am
ssippi sind die Büffelochsen sehr häufig. Es Büffel-
in großes Thier, mit kurzen schwarzen Hör- ochsen.
und mit einem großen Barte, der von sei-
Maule und Kopfe herabhängt. Es hat
Höcker auf dem Rücken, der an den Hüf-
anfängt, bis an die Schultern fortgehet
immer zunimmt. Der Höcker ist mit einem
en röthlichen Haare bedeckt, der übrige Leib
mit einer schwarzen Wolle, die sehr hoch ge-
t wird. Das Fleisch ist von gutem Ge-
ack; die Haut wird leicht gegerbet und ist
stark, dabey aber so geschmeidig, als das
Gemsenfell. Die Indianer, wenn sie diese
e jagen, umringen einen so großen Bezirk,
e können: denn zünden sie das Gras und die
ter an, und so wie sich das Feuer dem Mit-
kte nähert, schließen sie sich immer näher
men und erschlagen solchergestalt alle, die
f diese Weise eingeschlossen haben. Die
elochsen gegen die Hudsonsbucht haben die
Wolle in großer Menge, woraus man
mpfe verfertigt, die schöner sind als seidene;
ben aber einen so starken Muskusgeruch von
daß man sie zu gewissen Zeiten gar nicht
kann. Die Hirsche und Rehe, die in
da sehr gemein sind, sind von den europäi-
nicht unterschieden. Das Caribu, eine Caribu.
von wildem Esel, hat von dem Esel in der
lt viel an sich, gleicht aber dem Hirsche an
windigkeit. Die Bären sind hier auch in Bären.
großer

großer Menge vorhanden und von Natur
grimmig, außer wenn sie gejaget oder vom
ger gequälet werden. Sie halten sich im W
in hohlen Bäumen oder in Höhlen auf.
sammeln keine Lebensmittel und haben wäh
dieser Jahrszeit keine andere Nahrung, als
sie aus ihren eigenen Pfoten saugen. N
wird von den Indianern mit so großer Feye
keit unternommen, als die Bärenjagd, weil
die ganze Familie mit Speise und Kleidung
siehet. Die Hasen und Kaninchen sind sehr
fig und kommen mit den unsrigen völlig übe
nur daß sie längere Hinterbeine haben. L
katzen, schwarze, graue, rothe und weiße F
Hermeline, Marder, Eichhörnchen, liefern
Pelzwerk in Menge. Unter den hiesigen
Teufels- dern ist das Teufelskind oder Stinkthier
kind. würdig, weil sein Harn, den es von sich
wenn es verfolgt wird, die Luft in einem gr
Muskus- Raume vergiftet. Die Muskusratte is
ratte. dem Kastor bloß dadurch, daß sie kleiner ist,
durch den Schwanz unterschieden, der dem
tenschwanze gleichet. Im Sommer hält sic
Männchen und Weibchen beysammen; allei
Annäherung des Winters trennen sie sich,
jedes sucht in einem hohlen Baume Schutz,
den geringsten Vorrath, indem sie nichts fr
so lange die Kälte dauert. Ein anderes
Opposum. würdiges Thier in diesem Lande ist der O
sum oder die Holzratte, welche unten am B
einen Beutel hat, worinn sie die Jungen

darinn Schutz suchen, wenn sie verfolgt wer-
. Das hiesige Stachelschwein ist von der Größe eines mittelmäßigen Hundes. Seine Stachelschwein.
Borsten sind 3 bis 4 Zoll lang, weiß, hohl, wie ein kleiner Strohhalm dick und sehr stark, beson-
auf dem Rücken. Es schießt solche auf die-
jenigen, die es angreifen, und so wenig die Borste
länglich auch in das Fleisch hineingehet, so
get sie doch tiefer ein, wenn man sie nicht
herausziehet. Der Martin oder Sable ist Martin.
ng, wie eine gemeine Katze, aber sehr dünne,
sich vornehmlich in den Gebirgen auf, und
ein sehr schönes und schätzbares Fell. Die
von den Mardern, Hermelinen, Fischottern,
ratten, Sablen, Wieseln und wilden Katzen
en in der Handlung das kleine Pelzwerk ge-
it.

§. 182.

Von Vögeln findet man in Kanada zweyer- Vögel.
lerten von Adlern, Falken, Geyer, Habichte,
von den unsrigen nicht unterschieden sind;
zlein, deren Fleisch dem Hühnerfleische vor-
ziehen wird; Raben, die auch gut zu essen sind;
efflicher Schnepfen, bis auf zwey und zwan-
ley Enten; ingleichen Schwäne, indianische
ner, Kraniche, Wasserhühner, Gänse, Trap-
und andere große Flußvögel im Ueberfluß.
100 Meilen gegen Süden von Quebek sie-
man Kardinäle, die ein glänzendes Gefieder
dem schönsten Incarnatroth, einen kleinen
erbusch auf dem Kopfe und einen lieblichen

Gesang haben. Der Fliegenvogel, der
Namen von seiner Kleinheit hat und von sei
Gesumse, das er mit den Flügeln macht, kor
mit dem anderswo beschriebenen Kolibry zien
überein. Er soll ein Todtfeind des Raben s
unter dessen Flügeln er sich setzet und ihn mit
nem Rüssel sticht, bis er todt herunterf
Sein Nest, welches er an einem Baumzw
aufhängt, ist aus kleinen Holzsplittern wie
Korb geflochten und inwendig mit einer Art
Pflaumfedern bekleidet. Er legt 3 bis 5
von der Größe einer Erbse. Im May
Brachmonat zeigt sich ein Vogel sehr häufig,
man Tourte nennet und der eine Art von
taube ist. Man fängt sie in großer Anzahl le
dig und füttert sie so lange, bis die erste Kälte
fällt, da man sie denn tödtet und sie den ga
Winter über gefroren aufbewahrt. Unter den
Schlangen. chenden Thieren sind die Klapperschlangen in
nada sehr häufig, und man findet sie von der
eines Menschenbeins, zuweilen noch dicker
von einer gemäßen Länge. Die Wilden unterl
nicht sie zu jagen und essen ihr Fleisch, welche
sehr gut finden; und die Erfahrung beweiset,
es nicht schadet. Die Menge und Mannigfa
Fische. keit der Fische in den Flüssen und Seen ist u
mein groß. Man findet sehr große Störe
10 bis 12 Fuß lang und von gemäßer D
Karpen, Barben, Forellen, Lachse, Lampre
Aale, Stockfische ꝛc. Unter die besondern F
gehört der Chausaru, der beynahe die Ge
e e

s Hechtes hat und mit einer Schuppe bedeckt
wodurch kein Dolch gehet. Unter dem Rachen
t eine platte, zackigte, hohle Gräte hervor,
urch er Athem holet. Er ist nicht nur ein
eräuber für die Einwohner des Wassers, son-
er führet auch einen Krieg mit den Vögeln.
verbirgt sich im Schilfe so gut, daß man nur
Gewehr sehen kann, welches er gerade über
Wasser in die Höhe hält. Die Vögel halten
ür ein Stück Holz und setzen sich darauf um
uruhen: sogleich öffnet er den Rachen und
t seinen Raub so listig, daß er ihm selten ent-
t. Die Seewölfe haben nichts ähnliches
dem Wolfe, sondern sie haben ihren Namen
ihrem Geschrey zu danken. Sie sind Am-
ien, haben einen Kopf, der dem Hundskopfe
s beykömmt, vier sehr kurze Pfoten, von
n die hintern die Gestalt der Floßfedern ha-
Die Haut ist hart und mit kurzen Haaren
verschiedenen Farben bedeckt. Man unter-
det ihrer vielerley Arten, wovon die größten
uf 2000 Pfund wiegen. Sie entfernen sich
als sehr vom Ufer, und man entdeckt stets
, der gleichsam auf der Schildwacht bleibet
den andern ein Zeichen giebt, wenn Gefahr
anden ist, worauf sie sich alle ins Meer stür-
Sie haben viel Fett, woraus man einen
guten Thran ziehet, und die Häute gebraucht
vornehmlich die Kuffer damit zu überziehen.
haben sehr lebhafte Sinne, und dies ist ihre
ge Vertheidigung. Die Delphine oder

Meerschweine sind im S. Lorenzfluß häu
weis und so stark wie eine Kuh, und so fett,
sie nicht weniger als eine Tonne Oels ge
Das Fleisch von den grauen Meerschweinen
für eine gute Speise gehalten. Die Haut
gegerbet und wie Saffian zugerichtet, und
sie auch so dünn gearbeitet wird, daß ma
brauchen kann, Kleider daraus zu machen,
sie dennoch allezeit so stark, daß man glaubt,
könne eine Kugel aushalten.

§. 183.

Anzahl der Einwohner.

Die Anzahl der Einwohner in diesen mi
nächtlichen Gegenden von Amerika ist ge
und stehet mit der Größe des Landes in gar
nem Verhältniß. Da das Land gleichsam
großer Wald mit untermengten Seen ist, un
alles, was es zur Nahrung und Kleidung
vorbringt, erjagt werden muß; so können
nicht so viele Menschen darinn nähren, al
einem ordentlich angebaueten Lande; indem
Nation von Jägern zu ihrem Unterhalt eine
größere Strecke Landes nöthig hat, als eine
tion von Ackerleuten. Die beständigen Kr
die gemeiniglich der Jagden wegen entste
vermindern die Anzahl der Indianer beträ
und es sind ganze Völkerschaften ausgerottet
den. Ueberhaupt theilen sich die vielen Vö

3 Klassen.

schaften in Kanada in 3 Klassen, welche d
ihre Sprachen von einander unterschieden s
nämlich die siusische, die algonquinische
die huronische. Die Völker, welche zu

en gehören, kennet man wenig, und man weis
t einmal, wie weit sie gehet. Die Stusen
die zahlreichste Völkerschaft in Kanada, wohn
auf großen Wiesen unter Zelten von Häuten
ziehen truppweise herum, wie die Tatarn.
algonquinische Sprache erstreckt sich überaus
t. Sie fängt in Akadien und am S. Lorenz
n an, wendet sich von Südost durch Norden
nach Südwest und machet einen Umfang von
00 Seemeilen. Die huronische Sprache er
kt sich lange so weit nicht, sie hat aber fast so
e Mundarten, als es Flecken giebt. Es ge
n dazu alle Wilden gegen Süden des Lorenz
es, von dem Sorelflusse an bis an das Ende
Eriesees. In der Beschaffenheit des Kör- Leibes-
s geben sie den Europäern nichts nach, sie gestalt.
en vielmehr manche Vorzüge. Die meisten
groß, wohlgewachsen, gut gebildet, von einer
nden Leibesbeschaffenheit, wohl bey Leibe, ge
kt und stark. Sie würden sehr lange leben,
n sie mehr bedacht wären sich zu schonen; sie
ten sich aber durch übertriebene Märsche und
triebene Enthaltungen, worauf eine aus
beifende Unmäßigkeit folget, zu Grunde. Der
anntewein, ein klägliches Geschenk der Euro
, wozu sie eine rasende Begierde haben und
sie nur trinken, um sich zu berauschen, beför
ihren Untergang vollends und wird, aller
Ahrscheinlichkeit nach, mit der Zeit das Land
ig von ihnen reinigen. Ihre Farbe ist sehr
oarzbraun und von einem schmutzigen und

dunkeln Rothe; sie ist aber nicht natürlich kömmt daher, daß sie sich ofte mit allerl Dingen zu reiben pflegen. Außer den Ha auf dem Kopf, die sie insgesammt sehr sch haben, und an den Augenwimmern und Ai braunen, die sich einige sogar ausreißen, h sie sonst kein Haar auf dem ganzen Leibe, ur diesem Stücke sind fast alle Amerikaner eina ähnlich. Die Weibspersonen, vornehmlich huronischen, sind wohl gestaltet und schön bildet.

§. 184.

Vollkommenheit der Sinne.

Sie besitzen eine ungemeine Vollkomme der Sinne und haben darinn große Vorzüge uns. Ohngeachtet des blendenden Schnees des Rauchs, den sie 6 Monate im Jahre stehen, schwächt sich ihr Gesicht doch nicht. haben ein ungemein zartes Gehör und eine feinen Geruch, daß sie lange vorher Feuer chen, ehe sie es sehen können; daher habe auch eine Abneigung vor Muskusgeruch und allem, was stark riecht. Sie haben eine meine Einbildungskraft und brauchen nur ein an einem Orte gewesen zu seyn, um eine ric Vorstellung davon zu behalten, die niemals gehet. Sie gehen durch die weitläuftigsten wildesten Wälder, ohne sich zu verirren, sie nur beym Hineingehen die Himmelsge wohl gemerkt haben, und sogar im trüben ber ten Wetter werden sie ihren Weg mit gr Richtigkeit fortsetzen. Dabey haben sie ein

liches Gedächtniß, welches ihnen allemal ge-
ist. Sie handeln oft eine Menge Sachen
ordentlich und umständlich in ihrem Rathe
und reden 4 bis 5 Stunden hinter einander,
ey sie zwanzigerley Geschenke darlegen, deren
s eine eigne Rede erfordert, und doch vergeß-
sie nichts und man sieht sie niemals stottern.
fehlet ihnen nicht an einem guten natürlichen Charakter.
stande und am Scharfsinn, und viele lassen
ge Fähigkeit zu jeder Kunst und Wissenschaft
en. Sie besitzen eine erstaunliche Geduld
Gleichmüthigkeit, und eine Herrschaft über
Leidenschaft, außer der Rache; sie bringen
darinn weiter, als unsere Philosophen und
isten es gemeiniglich zu bringen pflegen. Ein
rwarteter Unglücksfall bringt sie nicht aus ih-
Gelassenheit und verursacht nicht einmal eine
änderung in ihrem Gesichte, und ihre Be-
digkeit in den Schmerzen ist unbeschreiblich.
lbst wenn sie sich unter den abscheulichsten
rtern befinden, wozu die Gefangenen oft
urtheilet werden, nehmen sie nicht nur ein
liches Ansehen an, sondern sie reizen und er-
ern auch ihre Peiniger mit den bittersten Vor-
rfen. Den Tod erwarten sie mit der größten
eichgültigkeit, und sagt man ihnen, daß sie nur
h wenige Stunden oder Minuten zu leben
en, so sind sie im geringsten nicht niederge-
agen, sondern reden mit Muth und Gelassen-
t. Sie sind ungemein lebhaft und dies ver-
rt man in allen ihren Reden. Diese sind sehr

pathetisch und voller glänzenden Züge; sie b
nen sich dabey vieler verblümten Redensarten
lebhafter Figuren mit aller Annehmlichkeit,
che ihrer Sprache zukömmt. Ohngeachtet
äußerliches Ansehen lauter Wildheit anzeiget
beweisen doch diejenigen, die von derselben
tion sind oder im Bündnisse stehen, eine Sc
muth, Gefälligkeit und Achtung gegen einan
die man bey den gesittetsten Völkern nicht fir
Nichts ist so selten, als Zänkereyen, und en
hen ja Streitigkeiten unter ihnen, so schw
und fluchen sie niemals, und bedienen sich ke
ungeziemenden Ausdrücke und Schimpfnar
Allein ihrer Rache kann auch keine Zeit ein E
machen; sie erbt sich von einer Geschlechtsf
zur andern, und wird vom Vater dem Sohne
ein Vermächtniß hinterlassen, bis sich eine
legenheit darbietet, sie auszuüben. Sie sind
dessen nicht unempfindlich gegen die Vort
und Reize der Freundschaft; denn ein jeder w
sich in einem gewissen Alter einige von glei
Jahren mit ihm zu seinen Busenfreunden,
welche er einer jeden Gefahr Trotz biethet, un
deren Beystand und Rettung er alles wagen w
An ihren guten Eigenschaften haben das Ten
rament und die Eitelkeit vielen Antheil.
verachten alle andere Menschen und schätzen
am höchsten. Sie sind Sklaven der menschli
Ehrerbietung, leichtsinnig, unbeständig,
stellt, argwöhnisch gegen die Europäer, und
räther, wenn es auf ihren Nutzen ankommt.

Man

Mannspersonen sind ungemein faul und sie rühmen sich sogar der Faulheit, indem sie sagen, daß alle Arbeit sie beschimpfe und sich nur bloß für die Weiber schicke; daß sie aber bloß zum Kriege, zur Jagen und Fischen bestimmt wären.

§. 185.

Die Mannspersonen haben in der warmen Jahrszeit oftmals nur eine bloße Binde um den Leib, im Winter bedecken sie sich mehr oder weniger nach Beschaffenheit der Himmelsgegend. Ein ledernes Kamisol bedeckt sie bis an den Gürtel, und darüber tragen sie eine Decke, wenn sie solche bekommen können. Sonst machen sie sich einen Rock von einer Bärenhaut oder von zusammengenäheten Biberfellen und anderm Pelzwerke, mit den Haaare inwendig. Sie haben auch eine Art von Schuhen von geräuchertem Leder, und ihre Strümpfe sind auch von Fellen oder Stücken Leder, die sie um die Füße winden. Der Weiber Kamisöler gehen bis unter die Knie, und bey strenger Kälte bedecken sie den Kopf mit ihrer Decke oder mit ihren Röcken. Ein Stück Zeug oder Haut dienet ihnen zum Unterrocke, und hängt sie von dem Gürtel an bis über die Waden. Beyde Geschlechter tragen gleich gerne Strümpfe, die meisten aber tragen sie so lange, bis sie ihnen abfaulen, denn sie geben sich nicht die Mühe sie zu waschen. Die ledernen Kamisöler lassen sie vom Rauche durchziehen und reiben sie ein wenig, und in diesem Zustande können sie wie Leinwand gewaschen werden. Sie

Kleidung.

tauchen auch die Felle in Wasser und reiber
mit den Händen so lange, bis sie trocken
brauchbar werden. Einige lassen sich den ga
Leib zerritzen, andere aber lassen es bey ein
Figuren von Vögeln, Schlangen oder Laubw
bewenden. Diese Verrichtung ist nicht schn
haft. Man zeichnet zuerst auf die wohlgespa
Haut die Figur, darauf ritzt man mit Fischgr
oder Nadeln die Züge bis aufs Blut und
wohlgepülverte Farben hinein, die sich so
setzen, daß sie niemals vergehen. Jedoch
dies nicht sowohl für einen Putz, als für
Vertheidigung wider die Ungemächlichkeiten
Wetters und die Verfolgung der Mücken geha
Aus eben dem Grunde bemalen sie das G
und den Leib mit mancherley Farben und sch
Putz. ren ihn ofte mit Fett ein. Der Putz der Ma
personen sind Pflaumfedern von Vögeln, d
auf ihre geschmierte Haare streuen. Sie f
noch Federn von allerhand Farben und Bi
von Thierhaaren hinzu. Sie tragen d
Ohrenringe, zuweilen auch Nasenringe, eine
cellainene Muschelschale am Halse, und au
Brust Klauen, Pfoten, Köpfe von Raubv
und kleine Hörner von Rehböcken. Der
nehmste Putz der Weiber bestehet in ihren
ren, auf welche sie so viel halten, daß es
größte Merkmaal des Schmerzes ist, wen
bey dem Tode ihrer Verwandten einen Theil
selben abschneiden. Sie schmieren das Haa
und pudern es mit einem Baumrindenpulver

rother Farbe; sie wickeln es in eine Schlan-
haut in Gestalt der Haarzöpfe, die ihnen bis
den Gürtel hinunterhängen. In das Ge-
zeichnen sie nur einige Linien mit rother
anderer Farbe. Die Naselöcher durchboh-
ie nie, in den Ohren aber tragen sie Porcel-
ügelchen. Bey ihrem besten Putze haben
öcke mit allerhand Figuren gezieret und kleine
ellainene Halsbänder, nebst einer Einfas-
von Stachelschweinhaaren, die sie mit ver-
denen Farben malen. Ihre Wohnungen
bloße Schuppen oder Lauben von Rinde ge-
t und von einigen Pfählen gestützt, zuweilen
Erde überzogen; kurz, mit nicht mehr Kunst,
gkeit und Sauberkeit gebauet, als der Biber
Sie sind 15 oder 20 Fuß breit und ordent-
100 Fuß lang, haben weder Fenster noch
chfänge, sondern nur in der Mitte des Dachs
Oeffnung, den Rauch herauszulassen. Das
the und der Vorrath von Lebensmitteln
n oben auf den Balken, welche durch das
äude gehen. Ihre Flecken und Dörfer sind
Haufen Kabanen ohne Linien und Ordnung
haben keine regelmäßige Gestalt. Sie be-
gen sie mit ziemlich guten Pfahlwerken, die
eilen doppelt und dreyfach und mit Baum-
gen dicht durchflochten sind. Sie umgeben
uch mit Schanzen, wo es niemals an ge-
amen Wasser und Steinen fehlt. Jedes
f hat einen großen Marktplatz, man siehet
wenige, die recht ordentlich sind.

Wohnungen.

§. 186.

§. 186.

Speisen. Die gemeinste Kost der Wilden ist eine bereitung des Maiz, die sie Sagamite nen Nachdem sie solchen rösten lassen, zerstoße ihn, nehmen die Spreu davon weg und k das übrige im Wasser, da es denn eine Art einem sehr unschmackhaften Brey macht, nicht etwas Fleisch hineingesteckt oder Früchte darunter gemischet werden. A machen ein Mehl daraus, welches ihr Vorrath zu den langwierigen Reisen ist. mischen alle Arten von Fett und oft ekelhafte widrige Sachen unter ihre Speisen, und Pfund Talglicht in einem Kessel voll Sag machen ein vortreffliches Gericht für sie. den westlichen Völkerschaften dienet der Haber statt des Maizes, ist aber nicht so haft. Unter den herumschweifenden Völke in Ermangelung der Jagd und Fischerey die zige Zuflucht eine Art von Moose, Felsenla genannt, welches ein unschmackhaftes und nahrhaftes Gericht ist. Ihre natürliche M keit macht, daß sie dem Hunger lange wid hen können. Sie rauchen beständig und b nen sich dazu des Petun, eines wilden Tab der aller Orten wächset, dem sie aber den vo Europäern gebaueten Taback vorziehen.

Beschäfftigungen der Männer, Mannspersonen machen sich eine Ehre aus Müßiggange, und bringen über die Hälfte Lebens in Unthätigkeit zu. Sie glauben nur Kriege, zur Jagd und Fischerey gemacht zu

verfertigen sie auch alle Werkzeuge, die zu
n Uebungen dienen, die Waffen, die Netze,
Canote. Die Erbauung der Kabanen und
Pfahlwerks ihrer Dörfer gehöret auch für sie.
sie von den Europäern Aexte und andere
kzeuge erhielten, hatten sie eine besondere
ie Bäume zu fällen und zu bearbeiten. Sie
nten sie unten am Fuße ab, und sie zu spal-
nd zu behauen hatten sie Aexte von Kiesel-
n, die nicht zerbrachen, aber eine unge-
Geduld erforderten, sie zu fällen. Woll-
e einen Handgriff daran machen, so schnit-
e die Spitze von einem jungen Baum ab,
ten oben am Stamme einen Einschnitt und
n den Kopf von ihrer Art hinein. Der
n, der sich in seinem Wuchse wieder schloß,
ie nothwendig sehr feste. Darauf schnitten
n kleinen Stamm so lang ab, als sie den
haben wollten. Die Weiber haben außer der Wei-
äuslichen Besorgungen und der Eintragung ber.
nöthigen Brennholzes, auch den Feldbau.
ald der Schnee geschmolzen ist und die Was-
erlaufen sind, bereiten sie die Erde, und
Art von Grabscheit mit einem sehr langen
griff dienet ihnen solche zu umgraben. Sie
einander dabey, und bey der Aernte schä-
sich auch wohl die Männer nicht, mit Hand
egen. Alles endigt sich mit einem Fest und
m Schmause, der bey der Nacht geschiehet.
Korn und die Früchte werden in Löchern
hoben, welche die Männer in die Erde gra-

ben

ben und mit Baumrinden umher auslegen. lassen auch den Maiz in Aehren, die sie zusam flechten und auf große Stangen über dem gange der Kabanen legen. Die Weiber v tigen auch aus den innern Häutchen der R eines Baumes, den sie Weißholz nennen, F die sie fast eben so wie wir den Hanf ber Sie färben und verfertigen unterschiedene Geräthe, die sie mit Figuren von Stachelsch haaren auszieren. Sie machen Schalen anderes Geräthe von Holz, malen und be ihre Kleider mit Rehfellen und stricken S und Kniebänder aus Ochsenwolle.

§. 187.

Vielweiberey. Unter den meisten Völkern von der algonc schen Zunge ist es eine Gewohnheit, viele W zu haben. Sie heirathen sogar alle Schwes und alle Weiber, die Schwestern sind, gen auch einerley Rechte: unter den andern aber scheidet man zwo Klassen, und die von der ten sind Sklavinnen der erstern. Einige V schaften haben in allen den Gegenden We wo die Jagd sie nöthigt, sich etwas aufzuh Auch unter den Huronen, die sich sonst einer Frau begnügten, ist die Vielweiberey gerissen, und in dem iroquesischen Kanton T nontuan herrscht die Vielmännerey. Die Heirathen. ronen und Iroquesen heirathen niemals in Verwandtschaft: stirbt aber die Frau, so der Mann ihre Schwester oder in deren Er gelung diejenige heirathen, welche ihm ihr

darbeut. Alle Völkerschaften haben ange-
e Familien, die sich nur unter sich verhei-
n können. Die Beständigkeit der Heirathen
lig; die auf eine Zeitlang gemachten Ver-
sind zwar auch unter einigen Völkern üblich,
en aber als eine Unordnung angesehen. Bey
Niamiern hat der Mann das Recht, seinem
echerischen Weibe die Nase abzuschneiden:
reeks und Chiktaws strafen ihre Weiber da-
daß sie ihnen die Haare abschneiden: die
esaws hingegen lassen sich von gar keinem
ichtigen Geiste beunruhigen. Bey den Iro-
n und Huronen sind beyde Geschlechter gleich
ichtig, und man kann einander mit beyder
n verlassen, aber ohne Lärm; es können
beyde Theile sich anderwärts von neuem ver-
n. Die Heirathen werden unter den Ver-
ten der Familien, aber nicht ohne Einwilli-
beyder jungen Personen, geschlossen, und die
Schritte müssen durch Matronen geschehen.
Bräutigam machet Geschenke, von denen
die er macht, sind einige Sinnbilder und
ndigungen der Sklaverey, als das Hals-
, eine lange und breite lederne Binde, wel-
erschiedene Lasten zu tragen dienet, einen
und ein Scheit Holz. Dadurch wird ihr
kennen gegeben, daß sie verbunden seyn
, Lasten zu tragen, die Küche zu versehen
Holz anzuschaffen. Allenthalben sind die
er Sklavinnen ihrer Männer, und es ist kein
in der Welt, wo sie mehr verachtet sind.

Einen

Einen Wilden für ein Weib schelten, ist die
scheulichste Beschimpfung für ihn. Die H
zeiten werden mit Schmausen, Tanzen und
dern Lustbarkeiten vollzogen. Die wesentli
Ceremonie ist, daß die beyden Brautleute
auf eine Matte stellen und ein Stäbchen,
an einem Ende, halten, welches, nach ver
denen Reden der Alten, des Bräutigams un
Braut, in so viele Stücke zerbrochen wird,
Zeugen da sind, denen sie solche mittheilen.
Mädchen wohnet noch so lange in ihres V
Hütte, bis sie Mutter wird, alsdenn nimm
Mann sie erst in seine Hütte. Die meisten
Nieder. ber bringen ihre Kinder ohne Mühe und
kunft. ohne Hülfe zur Welt. Geht es zuweilen
dabey zu, so lässet man die jungen Leute im T
plötzlich ein großes Geschrey vor ihrer T
machen, und das Erschrecken befördert die
dige glückliche Entbindung. Mehrentheils
den sie bey der Arbeit auf dem Felde oder a
ren Reisen entbunden. Für diejenigen, die
Zeit wissen, richtet man außer dem Flecken
kleine Hütte auf, worinn sie 40 Tage nach
Entbindung zubringen. Ihre Kinder säug
2 bis 3 Jahr, und in dieser Zeit nähern
ihnen die Männer nicht. Sobald die K
Kinder- entwöhnt sind, überläßt man sie sich selbst, i
zucht. Meynung, man müsse der Natur freyen
lassen. Sie gehen nackend, ohne andere
rer als ihren Eigensinn, in das Wasser, in
Holz, in den Koth und in den Schnee.

kömmt die Kraft und Munterkeit und die
rordentliche Hurtigkeit und Härte wider alle
werliche Witterung. Die Knaben bekom-
zeitig Bogen und Pfeile, und die Nacheife-
macht, daß sie sich im Gebrauch derselben
erstaunende Geschicklichkeit erwerben. Sie
ien sich auch leicht im Gebrauche des Feuer-
hrs vollkommen. Man läßt sie von den
Jahren an mit einander ringen, und die-
en, die ihrem Gegner unterliegen, ruhen
eher, als bis sie ihn wieder überwunden
n. Die einzige Erziehung, die man ihnen
, ist, daß man ihnen Grundsätze der Ehre
ingt, wozu der Unterricht von den schönen
en ihrer Vorfahren hergenommen wird.
schärfste Bestrafung, die sie zur Besserung
Kinder anwenden, ist, daß man ihnen ein
Wasser ins Gesicht gießet, worüber sie sehr
ndlich sind, so daß sie sich aus Verdruß
gar umbringen. Die Handlung, welche
ste Kindheit endigt, ist die Beylegung eines
ens, welches bey einem Schmause geschie-
wo alle Gäste von dem Geschlechte des Kin-
ugegen sind. Man macht niemals neue
en, sondern jede Familie behält deren eine
sse Anzahl, die nach der Reihe wieder vor-
nen. Oftmals ändert man ihn in einem
n Alter und nimmt alsdenn die Stelle des-
en ein, der ihn zuletzt geführt hat. Man
t die Namen in den Familien, diejenigen,
e sie bekommen, dadurch zu vermögen, daß

sie den schönen Thaten derer, die solche gefü
nachahmen, daß sie sie rächen, wenn sie get
worden, und noch mehr, daß sie ihre Anverw
ten trösten. Wenn also eine Frau ihren M
oder Sohn verlohren hat, so sucht sie den Na
desjenigen, den sie beweinet, bald auf jemar
bringen, welcher alsdenn eben die Verbindlic
gegen sie hat. Die Mädchen werden von i
Müttern zeitig zu den häuslichen Verrichtu
und zu den Arbeiten, dazu sie bestimmt sind,
geführet. Ihre Lebensart ist bey den me
Völkern sehr frey und liederlich, und man n
ihnen kein Verbrechen daraus, daß sie sich s
den lassen. Besonders sind die Illinesen uni
dere Völker in den südlichen Gegenden aussch
fend, wollüstig und geil. Den jungen Leute
alles zu thun erlaubt, weil man sagt, daß sie
dem natürlichen Rechte der Freyheit mit il
Leibe nach Belieben schalten und walten kön
Ein junger Mensch sagt den Mädchens nie
bey Tage etwas von Galanterie; denn sie wü
es für einen Schimpf halten, wenn er ihnen s
daß er sie liebte. Da die Hütten Tag und N
offen stehen, so geht er des Nachts hinein, t
das Feuer ausgegangen ist. Er zündet be
unter der Asche glimmenden Glut eine Art
Schwefelhölzchen an und nahet sich dem Mädc
Bläset sie ihm das Hölzgen aus, so ists ein
chen, daß er ihr willkommen ist; thut sie
dieses nicht, so gehet er ohne alles Geräusch
der fort.

§. 18.

§. 188.

Die Indianer sind fast alle von einer gesun- Krank-
Leibesbeschaffenheit, und haben die meisten heiten.
unsern Krankheiten erst seit dem Umgange
den Europäern kennen lernen. Von diesen
n sie erst die Kinderpocken bekommen, welche
iele von ihnen hinraffen. Die Ausschweifun-
bey ihren Schmausen und das übermäßige
en ziehen ihnen Schwachheiten der Brust
des Magens zu, und die Schwindsucht,
e eine natürliche Folge von den großen Be-
rlichkeiten und gewaltsamen Uebungen ist,
eine Menge junger Leute hin. Selten sehen
ne Krankheit für natürlich an, und sie halten
ge Hülfsmittel für vermögend, daß sie durch
bloße Kraft heilen können. Wider die fal-
Sucht, Wassersucht und venerischen Krank-
n gebrauchen sie einen Trank, den sie aus
abten Gayak und Sassafras verfertigen.
Aderlassen, welches ihnen unbekannt war,
en sie durch Scarificiren an den Theilen,
an das Uebel empfand. Darauf setzten sie
Art von Köpfen von Kürbissen, welche sie
erbrennlicher Materie anfülleten, die sie in
d steckten. Die Klystiere, die Brennmittel,
Begbeizen, welches sie mit verfaultem Holze
hten, sind sehr im Gebrauch. Ihr vor-
hstes Verwahrungsmittel wider alle Krank-
ist das Schwitzen, welches sie oft bloß vor-
hen, um sich am Leibe und Gemüthe zu er-
, und gemeiniglich springen sie unmittelbar

hernach in einen Fluß, oder lassen sich mit ka
Wasser begießen. Ihre Kräuter brauchen si
meiniglich zu den Wunden, Brüchen, Ver
kungen und Zerquetschungen. Sie drücken
Saft aus vielen Pflanzen aus, und diese
position soll nicht nur den Eiter, sondern
Splitter, Eisen und alle fremde Körper aus
Wunde herausziehen. Eben diese Säfte sin
einzige Nahrung des Kranken, so lange bis
die Wunde geschlossen hat. Weil aber bey i
stets etwas wunderbares seyn muß, so lege
Gaukler die Zähne auf die Wunde und zeiget
auf ein Stückchen Holz oder einen andern
per, den er vorgiebt herausgezogen zu ha
und überredet den Kranken, sein Leben sey d
Zauberey in Gefahr gerathen. Einige V
tödten die Kranken, wenn die Krankheit ver
felt ist, damit sie nicht lange siechen mögen.
sehen das Ende ihrer Tage herannahen, ohn
geringsten Kummer darüber zu bezeigen.
Sterbender nimmt alle Kräfte zusammen,
Umstehenden anzureden und seinen Kindern
mahnungen zu geben. Er ordnet einen Schm
an, wozu alle Lebensmittel in der Kabane
wendet werden müssen. Darauf empfängt er
seiner Familie die Geschenke, die ihn ins
begleiten sollen, und man wünscht ihm eine g
Begräbnisse. liche Reise. Die Leichenceremonien sind
bey den verschiedenen Völkern sehr unterschie
kommen aber doch in den Tänzen, Schma
Anrufungen und Gesängen mit einander übe

Zuneigung und Großmuth der Lebenden gegen ihre Todten ist zu bewundern. Sobald der Kranke seinen Geist aufgegeben hat, erschallet das von Seufzern. Die Leiche wird in ihrem besten Rocke, mit gemaltem Gesicht, ihren Waffen und alles, was sie im Leben besessen, an der Seite, vor die Thür der Hütte in eben der Stellung gesetzt, die sie im Grabe haben soll, und diese ist gemeiniglich die Stellung, wie sie ein Kind im Mutterleibe hat. Die Zeit bis zum Leichenbegängniß wird zum Weinen und Complimentiren und zum Loben des Verstorbenen angewendet. Man miethet auch wohl Klageweiber, die singet, tanzet und weinet nach der Cadanz. Man trägt den Leichnam ohne Ceremonien zum Grabe, welches eine kleine Zelle mit guten Häuten ausgelegt und weit kostbarer als eine Kabane ist. Man richtet darauf einen hölzernen Pfeiler auf, an welchen man alles dasjenige heftet, was Hochachtung anzeigen kann, die man für den Todten heget. Man trägt alle Tage neue Lebensmittel dahin und überredet sich, daß die Seele desjenigen zu ihrer Erquickung bediene, was sie hiere davon wegholen. Man enthält sich eine Zeit seinen Namen zu nennen, und wenn eine andere Person aus der Familie führet, verläßt sie ihn so lange als die Trauer währet. Zu das Begräbniß folgen Geschenke, die man der betrübten Familie im Namen des Fleckens bisweilen der ganzen Nation bringt, und das Grab den Todten bedecken. Die große Trauer dauert

Trauer.

dauert 2 Jahre, da ein jeder in der Kabane
Verstorbenen sich die Haare abschneiden,
ganze Gesicht schwärzen, oftmals aufgeri
stehen, den Kopf in einer Decke gehüllet ha
niemand ansehen, keinen Besuch abstatten, n
warmes essen und sich aller Vergnügungen be
ben muß. Ein Mann beweinet seine Frau n
die Weiber aber beweinen ihre Männer ein
zes Jahr lang, rufen sie ohn Aufhören un
füllen das Dorf mit Geschrey, vornehmlich
Morgens und Abends, wenn sie zur Arbeit g
und wieder davon zurückkommen. Die M
trauren eine lange Zeit über ihre Kinder,
die Nachbarn machen dem Vater, der sein
verlohren hat, Geschenke, dafür er ihnen
Todtenfest. Gastmal giebt. Das Todtenfest oder der Se
schmaus ist ein merkwürdiges Stück von
Religion der Wilden. Man wählet dazu
Oberhaupt, das alle Ceremonien einrichtet
die benachbarten Dörfer dazu einladet. An
stimmten Tage gehet man Paar und Paar
dem Gottesacker, wo ein jeder zuerst beschä
ist, die Leichen aufzudecken. Man betra
sie eine Zeitlang mit einem traurigen Stillsch
gen, welches die Weiber zuerst durch ihr
schrey unterbrechen. Denn nehmen sie die
chen, welche sie auch wohl wieder neu klei
und tragen sie nach dem Flecken in ihre Kaba
in deren jeder ein Schmaus zur Ehre der To
aus jeder Familie gegeben wird. Die folge
Tage hält man öffentliche Schmäuse, die

Tär

zen, Spielen und ordentlichen Kämpfen be-
t sind, wobey man Preise aussetzet. Einige
hernach begiebt man sich durch einen dritten
ang in einen großen Saal, wo man die
chen und Leichen an die Wand hängt und
enke hinsetzt, die für die Todten bestimmt
Man führet auch wohl die Leichen von
Flecken zum andern spatzieren und bringt
dlich in das Grab, wo sie auf immer bey-
t werden sollen, welches eine große mit dem
sten Pelzwerk ausgelegte Grube ist. Man
die Leichen unter vielem Heulen und Klagen
, bedeckt sie mit Pelzwerk und oben drüber
Rinden, worauf man Holz, Steine und
wirft.

§. 189.

Alle diese indianische Völker sind große Lieb- Ergötzlich-
von mancherley Lustbarkeiten, Tänzen und keiten.
en. Die Glücksspiele sind eine Leidenschaft,
bis zur Ausschweifung treiben. Das vor-
ste ist das Schüsselspiel, welches nur zwo Schüssel-
nen spielen. Ein jeder hat 6 oder 8 Knöchel- spiel.
mit 6 ungleichen Seiten, wovon zwey ge-
sind, die eine schwarz, die andere weiß.
wirft sie mit der Hand in die Luft, oder
ie aus einer runden hohlen Schüssel, die
auf die Erde oder auf den Tisch stößet, in
ft springen, und nachdem sie beym Her-
fallen viele oder wenige Seiten von gleichen
n zeigen, nachdem gewinnt derjenige, der
fen hat, mehr oder weniger Augen. Die

ganze Parthie ist 40 Augen und dauert oft
6 Tage, unter Anrufung der Schutzgeister
Verfluchung derer von der Gegenparthey.

Halmspiel. Halmspiel wird mit kleinen Binsen von der
eines Kornhalms, 2 Zoll lang, gespielet.
nimmt gemeiniglich 201 solcher Halmen
sondert sie mit einem spitzigen Knochen in
Häuflein, jeden von 10 Halmen. Ein
nimmt seinen Haufen auf gut Glück, und
den bekommt, worinn 11 sind, gewinnt

Krummstabspiel. Anzahl Augen. Das Krummstabspiel gesch
mit einem Ball und gekrümmten Stäben,
wie ein Raquett ausgehen. Man richtet
Pfähle auf und theilet die Spieler in zwo
den, deren jede ihren eigenen Pfahl hat.
kömmt darauf an, daß man den Ball zu
Pfahle des Gegners bringt, ohne daß er au
Erde fällt und mit der Hand angerühret
Die Geschicklichkeit der Wilden, den Ball
den Krummstäben aufzufangen, ist so sonde
daß diese Parthieen zuweilen viele Tage da

Tänze. Die Tänze sind mancherley. Die meisten g
hen in der Runde, nach dem Klange der
mel, und die Weiber sind stets von den Mä
abgesondert. Ob man gleich einander nic
anfasset, so trennet man den Kreis doch
und da ihre Musik nur 2 oder 3 Töne hat
unaufhörlich wieder vorkommen, so ist es
schweres den Takt zu halten. Alles läuf
Verdrehungen und Beugungen hinaus, die
ausdrücken. Der vornehmste ist der Calü

, wobey bloß die Kriegsleute die spielenden Calü-
onen sind. Sie sind so ausgerüstet, als metstanz.
n sie in den Krieg ziehen, und machen einen
s um das Calümet (dessen Beschreibung un-
folget), welches an dem sichtbarsten Ort ge-
t ist. Zu Ende jedes Tanzes thut ein Kriegs-
n einen Hieb mit seiner Streitaxt auf einen
aufgerichteten Pfahl, worauf ein Still-
eigen erfolgt und er mit lauter Stimme einige
seinen schönsten Thaten erzählt. Hat dieser
einen Friedensvertrag oder ein Bündniß
Gegenstande, so gräbt man eine Schlange
ie Röhre des Calümet und setzt an die Seite
Brett, worauf zween Männer von den bey-
Völkerschaften, die sich verbinden, vorge-
sind. Der Endeckungstanz ist eine Vor- Ent-
ng von allem, was bey einem Kriegsunter- deckungs-
nen vorgehet. Es tanzt dabey allezeit ein tanz.
m allein. Er steht erst unbeweglich, denn
er den Aufbruch der Kriegsleute, den Marsch
das Lager vor. Er scheint auf Entdeckungen
ugehen, macht Annäherungen, hält ein,
nt auf einmal in Wuth, thut als ob er einen
der Versammlung greifen und einem andern
Kopf einschlagen wolle. Denn fängt er an
ufen, anfänglich über Hals und Kopf, her-
weit ruhiger, wodurch er den Rückzug vor-
t. Zuletzt erzählt er seine Heldenthaten, lügt
er dabey, so schwärzt man ihm das Gesichte,
dem feinen Verweise: es geschiehet, deine
lande zu verbergen; das nächstemal, wenn

du den Feind sehen wirst, wird deine Blässe
Malerey vertreiben.

§. 190.

Jagd. Die Jagd gehöret auch zu den Lustbark
der Wilden, ist aber mit tausenderley besch
lichen Mühseligkeiten verbunden. Die berü
teste und am wenigsten beschwerlichste ist
Biberjagd. Kastorjagd. Man stellet den Bibern Fa
auf ihren Wegen und legt zur Lockspeise kl
Stückchen von zartem frischen Holze hin, we
der Biber nicht sobald berühret, als ihm ein sch
rer Kloß auf den Leib fällt, und der Jäger,
dazu kommt, macht ihn leicht todt. Man h
auch Löcher in das Eis, die Biber kommen
hin, um mit mehrerer Freyheit Athem zu ho
und denn ist es leicht, ihnen den Kopf einzusc
gen. Sie stellen auch Netze über den Löch
und zerstören alsdenn den ganzen Bau der Bi
welche ins Wasser flüchten und in den Netzen
Bärenjagd. fangen. Auf die Bärenjagd bereiten sie sich s
fältig zu. Ein Kriegsoberhaupt bestimmt
Zeit und ladet die Jäger ein. Zuerst beobach
sie ein achttägiges Fasten, wobey sie den gan
Tag singen. Wenn sie durch Träume den bes
Ort zur Jagd festgesetzt haben, müssen sie
baden, und denn giebt ihnen das Oberhaupt ei
Schmaus. Man stellet die Jagd nur im A
ter an, da die Bären in Höhlen oder hohlen B
men versteckt liegen. Haben die Jäger den
ausgefunden, wo viele Bären sind, so mac
sie einen Kreis, gehen darauf vor sich, zie

immer enger zusammen und ein jeder sucht
von diesen Thieren vor sich. Solche Spür-
ne, als diese Wilden, lassen keins entwischen,
a sie sie enge zusammengezogen finden, ist es
schwer sie zu tödten. Eben das geschiehet
r den andern Tag, in einiger Entfernung da-
und wird jeden Tag erneuert, so lange die
dauert. Der vornehmste Gegenstand dieser
ist die Haut, sie nähren sich aber auch wäh-
derselben nicht nur von dem Bärenfleische,
rn sie bringen auch noch guten Vorrath da-
mit nach Hause. Sie haben bey dieser Jagd
große Anzahl von Hunden bey sich, die sie
ltig dazu erziehen und die ihnen ungemein
nd ergeben sind, ob sie sie gleich schlecht füt-
nd niemals liebkosen. Sind die Jäger glück-
ewesen, so kommen sie singend nach Hause
verden singend empfangen. Denn folgt ein
naus, wo zum ersten Gerichte der größte
gene Bär aufgetragen wird, und wo nichts
leiben muß. Es wird unmenschlich gefreß-
gemeiniglich berstet einer von den Gästen,
ie meisten befinden sich übel darnach. Sie
en glauben, sie zögen sich den Unwillen der
er zu, wenn etwas übrig bliebe. Die Orig-
jd geschiehet, wenn die Sonne anfängt den Orignal-
nee zu schmelzen. Da um diese Zeit der jagd.
tfrost eine Rinde über den weichen Schnee
t, so jagt man diese Thiere darauf. Das
hal bricht wegen seiner Schwere mit dem
durch, schindet sich das Bein und ziehet

sich

sich nicht leicht wieder aus den Löchern, di
sich gräbt. Ist es aber frey, so nahet man
ihm nicht ohne Gefahr: die geringste W
macht es grimmig, es fällt über die Jäger
und trit sie unter die Fuße. Sie können
nur davor schützen, daß sie ihm die Kleider
werfen, an denen es seine Wuth ausläßet
sie denn ihre Maaßregeln ergreifen, es voll
zu tödten. Die Caribujagd wird hier auf
die Art, wie in den Ländern der Hudsonsbay,
gestellet. Die meisten andern Thiere, welch
Wilden gern jagen, es sey nun wegen des
werkes, das im Handel gesucht wird, oder w
des Fleisches, davon sie sich im Winter näh
werden mit Schlingen und in Fallen gefan

Große Reisen.

Dieser Jagden wegen thun die Wilden lange
beschwerliche Reisen, die oft 5 bis 6 Monate
ern, und wobey sie alle nöthige Lebensmittel
dem Rücken tragen müssen. Kommen sie
dem Ziel ihres Marsches, so bauen sie Hü
von Baumrinden, die keinen Wind abhal
und worinn sie unbeschreibliche Quaal vom Ra
ausstehen. Gelingt die Jagd nicht, darauf
Rechnung gemacht hat, so werden die m
brachten Lebensmittel bald alle; und ob sie g
den Hunger gut ausstehen können, so gera
sie doch zuweilen in so große Noth, daß sie
bey unterliegen. Denn werden sie genöthi
die Häute, wovon ihre Kleider gemacht sind,
essen, auch wohl von jungen Baumzweigen
der zartesten Baumrinde zu leben. Eine an

ptbeschäfftigung der kanadischen Völker ist
rfischfang, den sie hauptsächlich in den Flüssen Fischerey.
Seen treiben; denn da sich die meisten heu:
Tages in das Innere des Landes gezogen
n, so beschäfftigen sich nur wenige mit der
ischerey. Sie bedienen sich dabey der Ka: Kanote.
aus Baumrinde. Diejenigen, die sie aus
nrinde machen, sind kürzer und nicht so
lich gearbeitet, als die aus Birkenrinde.
breiten die Rinde, die sehr dick ist, auf ei:
Gestelle von Cedern: oder Fichtenholze aus.
chen der Rinde und dem Gestelle legen sie
Splitte, die das Kanot stärker machen.
Stücken der Rinde werden mit Fichtenwur:
zusammengenähet und alle Näthe inwendig
uswendig mit Harze beschmieret. Die bey:
Enden erheben sich allmälig und endigen sich
arfen Spitzen. Derjenige, der hinten sitzt,
t, und der vorne sitzt, siehet überall herum,
t das Kanot nicht an etwas stoße und schei:
Ein großes Kanot kann 12 Mann tragen,
einige noch mehr; weil sie aber sehr leicht
können sie leicht umgeworfen werden. Sie
n die Fische mit Netzen, oder schießen sie mit
en und Wurfspießen, welche mit einer langen
nur an das Kanot gebunden sind, um den
damit hineinzuziehen. Sie haben in dieser
ng eine bewundernswürdige Geschicklichkeit.

§. 191.

Die Handlung der Wilden ist auch eine von Handlung.
vornehmsten Beschäfftigungen. Sie be:

stehet

stehet im bloßen Tausche, der theils mit den
ropäern, theils von Nation zu Nation gesch
und wo man Pelzwerk, Matten, Taback, K
gegen Kleider, Branntwein, Hausgeräthe
was sonst zur Nothdurft des Lebens gehöret,
wechselt. Bey den Europäern setzen sie vorn
lich Kastore und anderes Pelzwerk gegen Fli
Pulver und Bley, Aexte und anderes eise
Geräthe, Branntwein u. s. w. um. Die G
reyen und Tänze, welche angestellet werden,
sie zu andern Völkern des Umsatzes wegen
men, machen aus diesem Handel einen ang
men Zeitvertreib. Der Anfang geschiehet
Geschenken, die den Oberhäuptern und der
tion überhaupt gemacht werden. Man e
dert sie mit einem Gegengeschenke, hernach ha
man unter sich, oder eine Kabane mit der
dern; der Preis der Waaren aber richtet
lediglich nach der Lust, die man bezeigt,
Sache einzukaufen. Geht man durch das
biete einer Nation durch, so wird ein Zoll be
let, dessen sich niemand weigert. Ein ein
Mann hält 30 Kähne an und sagt: ich vers
den Fluß, weil man nicht den Leib von dem
dem Kapitaine bedeckt hat, oder aus einer an
Ursache. In diesem Falle läßt sich niemand
fallen, sich zu widersetzen, sondern man m
sich den Weg durch ein Geschenk frey. Obg
Münzen. der Handel durch Vertauschung geschiehet, s
dient man sich doch des Wampum, gew
Geltungszeichen, die unsere Münzen vorste

zu gleicher Zeit statt der Worte, Schriften aller Verträge dienen. Das sind kleine nuscheln, die gerippt, länglich, ein wenig z, ohne Ohren und ziemlich dick sind. Sie inwendig von einer so schönen Glätte und enden Farbe, daß die Kunst nichts ähnliches rzubringen vermag. Die gemeinsten sind , die andern sind dunkelviolet, und je mehr s schwarze fallen, desto kostbarer sind sie. sind der Wilden ihre Edelsteine, ihr Gold Silber, und man braucht sie zu vielem Putz. Man verarbeitet sie in Zweigen und in bändern, und befestiget sie in verschiedenen lten und Figuren an den Gehenken, Schür- nd andern Kleidungsstücken. Sie färben Wampum mit verschiedenen Farben und n sie mit vieler Ordnung und Geschicklich- um sich dadurch fast alles, was sie wollen, rstehen zu geben, und alle ihre wichtigen handlungen damit auszudrücken. Sie be- dadurch ihre merkwürdige Nachrichten auf, heilen einander ihre Gedanken eben so mit, ir durch das Schreiben. Die Länge dieser bänder, ihre Breite und Farbe, sind nach affenheit der Wichtigkeit der Sachen und Würde der Personen eingerichtet. Sie stel- leichsam das Siegel eines jeden Vertrages Alle Verabredungen, alle Eidschwüre wer- s nicht geschehen angesehen, wenn sie nicht ein gegenseitig gegebnes Halsband sind be- worden. Die Halsbänder, welche in allen

Bünd-

Bündnissen, Kriegserklärungen und wich
Unterhandlungen von einer Nation an die a
kommen, werden in den Kabanen der Oberh
ter sorgfältig aufgehoben, und dienen nich
statt der Urkunden, sondern machen auch
öffentlichen Schatz aus.

§. 192.

Sprachen. Man glaubt in der bloßen Aussprache
Beweis zu finden, daß die 3 Hauptsprach
Kanada keinen gemeinschaftlichen Ursprun
ben. Der Siuse pfeift im Reden; der F
hat keine Lippenbuchstaben, redet aus der
und hauchet fast alle Sylben heraus; der A
quine spricht viel gelinder und redet natürl
Die huronische Sprache hat einen Ueber
einen Nachdruck und etwas edles, das man
leicht in keiner von den schönsten Sprachen
sammen findet. Die algonquinische hat ni
viel Nachdruck, aber mehr Zierlichkeit und
lichkeit. Beyde haben einen Reichthum von
drücken, eine Mannigfaltigkeit in Redens
eine eigentliche Bedeutung der Wörter und
Regelmäßigkeit, die erstaunlich ist. Man
sich wundern, daß sich unter Barbaren,
nichts vom Studiren und vom Gebrauch
Schrift wissen, kein schlechtes Wort, kein
eigentlicher Ausdruck, keine fehlerhafte
fügung einschleicht, und daß sogar die K
selbst in dem gemeinen Reden alle Rein
ihrer Sprache beybehalten. Ueberdies lasse
Geberden, womit sie alle Ausdrücke begl

zweifeln, daß sie nicht alle Kraft und Schönheiten derselben begreifen. Von beyden Sprachen sind viele Mundarten hergeleitet worden, die aber weder die Annehmlichkeiten, noch die Stärke derselben behalten haben. Die Abenaker, die Huronen, die Iroquesen, die Illinesen, die Algonquinen, die Miamier u. s. w. haben also ihre eigene Sprache; wenn man aber die huronische gelernt hat, so kann man in wenigen Monaten die Sprache der fünf iroquesischen Gesellschaften lernen. Alle diese Völker haben in ihren Reden etwas asiatisches, welches den Sachen eine gewisse Einkleidung und verblümte Vorstellung giebt, woraus man schließet, daß sie ihren Ursprung aus Asien haben; und in dieser Meynung wird man durch andere Beweise aus ihrer Regierungsform und Religion bestärkt. Sie haben einen sehr dunkeln Begriff von einem obersten Wesen und kommen durchgehends darinn überein, daß sie es als den obersten Geist, den Herrn und Schöpfer der Welt ansehen. Die algonquinischen Völker haben fast alle den Namen des großen Hasen gebraucht. Einige nennen ihn Michabu; andere Tokan: andere reden von einem Gott des Wassers, der sich den Absichten des großen Hasen widersetzte, und diesen Gott nennen sie den großen Hasen. Endlich haben sie noch einen dritten Gott Matcomek genannt, den man den Winter anruft. Die Huronen nennen das höchste Wesen Areskui, und die Iroquesen Agreskue, und

Religion.

und sehen es zugleich als den Kriegsgott
Von der Schöpfung des Menschen haben sie
lerley Fabeln und sie haben auch einen B
von einer allgemeinen Sündfluth, wie fast
amerikanische Völker. Sie glauben unzäh
Schutzgeister. untere Geister oder Schutzgeister, gute und
die alle ihren Dienst haben. Die Iroq
setzen Atahentsik an die Spitze der bösen,
Juskeka zum Haupte der guten Geister.
wendet sich nur an die bösen Geister, um
bitten, daß sie nicht schaden, und von den
vermuthet man, daß sie zur Bewachung
Menschen bestellt sind und jeder Mensch
eigenen habe. In der huronischen Sp
heißen sie Okkisik, und in der algonquini
Manitue. Man nimmt zu ihrer wohlthä
Macht in Gefährlichkeiten und bey großen U
nehmungen seine Zuflucht. Man wird
unter ihrem Schutz gebohren, sondern man
seinen Schutzgeist erhalten und erst Bogen
Pfeile zu führen wissen. Man schwärzet
Kopf des jungen Wilden und läßt ihn 8
hungern, in Meynung, daß sein Schutzgeis
ihm unter der Zeit durch Träume offenb
werde. Der junge Mensch wird nicht er
geln zu träumen und im Traume das Bil
sehen, unter welchem der Schutzgeist sich
offenbaret, welches bald der Fuß eines Thi
ein Stück Holz oder eine andere Sache ist.
ses Bild behält er mit der möglichsten Sorg
und man unterrichtet ihn sorgfältig von der

tung, die er ihm schuldig ist. Das Fest
ndet sich mit einem Schmause, und es ist die
ewohnheit, daß man ihm das Bild seines Okki-
oder Manitue auf den Leib sticht. Auch die
ber haben ihren Schutzgeist, den man aber
für so wichtig hält, als der Mannspersonen
Man verehret sie durch verschiedene Arten
Opfer. Man wirft dem Wassergott zu
n Petun, Taback und abgewürgte Vögel
Flüsse und Seen, und für die Sonne wirft
sie ins Feuer. Sie verrichten auch bey
en Gelegenheiten verschiedene Arten von Liba-
n, die mit geheimnißvollen Worten begleitet
Man trifft am Rande beschwerlicher Wege
jähe Felsen und bey den Wasserstürzen bald
bänder, bald Taback, bald Maizähren,
Thierhäute und ganze Thiere, vornehmlich
e an; und dies sind eben so viele Opfer für
Schutzgötter, die diesen Oertern vorstehen.
Furcht vor der geringsten Gefahr macht
daß man den bösen Geistern eben diese
erzeiget. Sie thun auch Gelübde, die
Religionshandlungen sind. Haben sie auf
n keine Lebensmittel mehr, so versprechen
Ehren ihrer Schutzgeister, ein Stück von
ersten Thiere, das sie zu erlegen hoffen,
Haupte ihres Fleckens zu geben, und nicht
einen Bissen zu essen, als bis sie ihr Ver-
en erfüllt haben. Wird die Ausführung
Gelübdes wegen Entfernung des Oberhaupts
glich, so verbrennen sie das für ihn be-
mte Stück.

§. 193.

§. 193.

Begriffe von der Seele.

Ob sie gleich die Seelen nicht für geistig
ten, so halten sie sie doch für unsterblich un
haupten, daß sie, nach der Absonderung
Körper, eben die Neigungen behalte, die s
Leben gehabt habe; und daher kommt die
wohnheit, daß sie alles mit den Leichen begr
was zu ihrer Nothdurft oder Vergnügen d
Sie glauben, die Seele bleibe noch lange
dem Körper, und denn gehe sie in ein an
unbekanntes Land, wo sie nach einiger Mey
in eine Turteltaube verwandelt wird. A
geben allen Menschen noch eine andere S
welche den Körper niemals verlässet, sonder
aus einem in den andern gehet. Man mu
Seelen auch ernähren, und daher setzen sie
sen auf die Gräber; allein dies dauert nicht l
weil man vermuthet, daß die Seelen sich m
Zeit zum Fasten gewöhnen. Von dem Lan
Seelen glauben sie, es sey eine sehr weit
Westen entfernte Gegend, wohin zu komm
viele Zeit gebrauchten und viele Schwierigk
zu übersteigen hätten. Sie reden von e
Flusse, über den sie hinüber müssen; von e
Hunde, wider den sie sich mit vieler Müh
vertheidigen hätten; von einem Orte des Lei
wo sie ihre Fehler aussöhnen. Wer ein
Jäger, tapfer im Kriege, glücklich in U
nehmungen gewesen ist, und eine große A
Feinde getödtet oder verbrannt hat, gelang
diesen glücklichen Ort, und seine Glückseligke

darinn, daß man allezeit etwas zu jagen zu fischen, einen immerwährenden Frühling, großen Ueberfluß an Lebensmitteln ohne it und alle sinnliche Vergnügungen findet. Seelen der Thiere weisen sie auch einen Platz iesem Lande an, denn sie halten sie für un- ich und eignen ihnen Vernunft zu; und nur alle Gattungen von Thieren, sondern jedes Thier hat seinen Schutzgeist. Nichts nt ihrer Ausschweifung und ihrem Aberglau- Träume.
n Ansehung der Träume bey; doch sind sie r Art und Weise, sie auszulegen, sehr ver- en. Bald ist es die vernünftige Seele, die nspatzirt, unterdessen daß die empfindende den Körper noch immer belebet; bald ist es Schutzgeist, der von dem, was geschehen soll, men Unterricht ertheilet, bald ist es ein Be- den man von der Seele oder dem Schutz- des Gegenstandes des Traumes erhält. ssen wird der Traum stets für einen heiligen l und für eine Mittheilung des Willens des nels gehalten. Daher ist nicht nur derje- der geträumt hat, verbunden, den erhal- Befehl auszuführen, sondern es ist auch iejenigen, an welche er sich wendet, ein rechen, wenn sie ihm das versagen, was er raume gewünscht hat. Ist es von der Be- enheit, daß ein einzelner Mensch es ihm verschaffen kann, so bemühet sich die ganze on, es ihm zu verschaffen, es koste was es l, und sollte man es auch 500 Meilen weit

suchen. Sie machen das Träumen zu e
gottesdienstlichen Gebrauch. Sie schwärze
das Gesichte und fasten verschiedene Tage
welcher Zeit sie hoffen, daß der gute Geis
ihnen im Traume offenbaren werde. Die
änderung, die durch das lange Fasten im
hirn eines Menschen hervorgebracht wird,
ohne Zweifel sehr stark seyn, und die Alten
dafür, daß die Träume, die sie des Nacht
ben, am folgenden Morgen getreulich e
werden. Sie haben ein Fest, welches si

Traumfest. Traumfest, oder die Umkehrung des Ge
nennen. Es wird zu Ende des Winters
Tage lang, gefeyert und ist eine Art von
chanalien, wo alle Einfälle der Thorheit e
sind. Ein jeder läuft von Hütte zu Hütte
ter tausend lächerlichen Verkleidungen, ma
bricht und zerschlägt alles, und niemand ha
Herz, sich zu widersetzen. Man frägt alle
man antrifft, um die Auslegung seines
Traumes, und wer ihn erräth, ist verbu
das zu geben, wovon man geträumt hat.
Fest endigt sich mit einem Schmause, n
wird alles wieder gegeben, und jeder denkt d
die verdrießlichen Wirkungen einer solchen g
samen Vermummung wieder gut zu ma
welches oft viel Zeit und Mühe erfordert.

Gaukler. ligiöse Betrieger sind unter den Indianer
Amerika so gemein, als anderswo, und e
derselben sind so glücklich, den großen H
zu überreden, daß sie eines göttlichen An

Eingebung gewürdiget sind; es verstehen wenige in dieser heiligen Taschenspielerey Rolle besser, als sie. Sie schreiben nicht Gesetze und Lebensregeln vor, und überreden gemeine Volk, dieselben zu glauben; sondern wollen auch die Geheimnisse der Religion er- n und alle Träume und Erscheinungen aus- l. Diese Gaukler sind es hauptsächlich, e die Bekehrung der Indianer zum Christen- verhindern, an welcher die französischen sionarien mit vielem Eifer gearbeitet haben. e werden von jenen als böse Zauberer ge- bert, und ihre Gebethe als Zaubersprüche, alles, was sie in ihren Häusern haben und Wilden nicht bekannt ist, als Zauberinstru- e vorgestellet. Hiezu kommt noch, daß sie ben, daß die christliche Religion gar nicht sie gemacht und nur bloß für die Europäer sey; und daß ihnen als Leuten, die ihre kseligkeit suchen, sich in nichts zu zwingen in allem ihrer Neigung zu folgen, die For- ngen der christlichen Sittenlehre zuwider

Es hielt daher anfänglich sehr schwer, e zur Annehmung der christlichen Religion ewegen. Endlich gelung es den Missionarien zwey Dörfer von christlichen Iroquesen, eins von christlichen Huronen, ohnweit bek, zu Stande zu bringen. Auch von den ländern sind bisweilen einige bekehrt worden, besonders haben die in den englischen Kolo- befindlichen mährischen Brüder Missionen

unter verschiedenen Völkern mit gutem Fortg
errichtet.

§. 194.

Regierungsform. Fast alle Völker in Nordamerika haben
Art von aristokratischer Regierung, deren
aber überaus verändert ist. Ueberhaupt
nichts wichtiges anders, als mit Gutachte
Alten, beschlossen, obgleich jeder Flecken ei
abhängiges Haupt hat. Viele Völkersch
Eintheilung in Stämme. haben in ihren vornehmsten Flecken drey H
familien, unter denen eine als die erste ange
wird und eine Art des Vorzugs genießet.
jede hat ihr besonderes Oberhaupt, und in Sa
welche die ganze Völkerschaft angehen, kon
diese Häupter zusammen, sich darüber zu be
schlagen. Ein jeder Stamm führt den N
eines Thiers, und die ganze Völkerschaft ho
ren Namen auch von einem Thier, dessen
bildung ihr Kennzeichen ist, womit man
die Verträge unterzeichnet. Also ist die
nische Nation die Völkerschaft des St
schweins und ihr vornehmster Stamm führt
Namen des Bärs, der zweete des Wolfs,
der dritte der Schildkröte. Die iroque
Völkerschaft hat einerley Thiere mit der hu
schen, nur daß die Schildkrötenfamilie sich
selbst in zwo getheilt hat, welche man die g
und kleine Schildkröte nennet. Das Haupt
jeden Familie führt den Namen davon, und
öffentlichen Handlungen giebt man ihm ke
andern. Eben so verhält es sich auch mit

Ha

pte der Nationen und eines jeden Dorfes.

r den Huronen, die von den fünf Nationen Ober-
Iroquesen Väter genannt werden, ist die häupter.
de eines Oberhaupts erblich in weiblicher
, so daß allezeit dem Oberhaupte seiner
vester Sohn nachfolget, und in Ermange-
desselben der nächste Verwandte in der weib-
Linie. Ist eine ganze Linie ausgegangen,
nn die edelste Matrone des Stammes oder
Völkerschaft eine Wahl treffen. Die Iro-
n, Creeks und Chiktaws werden von ver-
enen Sachems regieret, die von den Stäm-
und Dorfschaften erwählt werden. Die
esaws haben einen König, und eine Raths-
mmlung zu seinem Beystande. Diese Ober-
er werden nicht allezeit sehr geehret, und
sie sich Gehorsam verschaffen, so geschieht
weil sie wissen, was für Schranken sie ihren
hlen setzen müssen. Die Eigenschaften, die
von ihnen fordert, sind Glück, Tapferkeit
Uneigennützigkeit, und wer diese vereinigt,
sich auf einen vollkommenen, jedoch alle-
freywilligen, Gehorsam Rechnung machen.
schlagen vielmehr vor, als daß sie befehlen.
ganze Wahl und Einführung neuer Ober-
er besteht in Schmausereyen, die mit Tan-
nd Singen begleitet werden, und das neue
haupt hält allezeit demjenigen eine Lobrede,
Stelle es einnimmt, und rufet seinen Schutz-
an. Jede Familie wählet einen Rath zum Rathsver-
stande des Oberhaupts, ohne dessen Gut- sammlung.

achten sie nichts unternimmt. Diese Räthe
die Aufsicht über den öffentlichen Schatz un
ersten Rang: die Alten haben den zweeten,
die Kriegsleute, das ist, alle Mannsper
welche im Stande sind, die Waffen zu tr
haben den dritten Rang. Bey allen V
von der huronischen Sprache haben die V
die vornehmste Gewalt; die Mannsperson
lassen ihnen nur den Schatten davon, und
eröffnen sie ihnen eine Sache von Wichti
obgleich alles in ihrem Namen geschiehet u
Häupter nur ihre Verweser sind. In Ange
heiten, die die bloße Polizey betreffen, b
schlagen sie sich zuerst über dasjenige, wo
Rath vorgetragen wird, und ihr Gutachten
von den Häuptern dem allgemeinen Rath
bracht, welcher aus den Alten bestehet.
Kriegsleute berathschlagen sich über das,
zu ihrem Orden gehöret, können aber
wichtiges für die Nation oder die Dorfsch
schließen. Mit einem Wort, der Rath der
fasset den letzten Entschluß. Die Oberh
reden selten und wenig in den Versammlu
sondern ein jeder Stamm hat seinen Wort
der allein das Recht hat, in den Rathszusan
künften und allgemeinen Versammlunge
reden, und diese Worthalter reden allezei
wohl. Sie haben die vortrefflichste Kenntni
dem Besten derjenigen, die sie brauchen,
einer wundersamen Geschicklichkeit, sie gül
machen. Ohngeachtet diese Leute fast nich

und keinen Ehrgeiz haben, sich auszubrei-
so haben die Nationen und Stämme doch
er etwas mit einander auszumachen und
en unaufhörlich Unterhandlungen. Es sind
räge zu schließen oder zu erneuern, Dienst-
ungen, Bündnisse, die man vorhat, Ein-
igen zum Kriege, oder Complimente wegen
odes eines Oberhaupts. In dem Innern
flecken sind die Geschäffte der Wilden fast
s, und ihre Streitigkeiten sind leicht zu ent-
en. Die Oberhäupter bekümmern sich we-
arum, und ordentlicher Weise sind gemein-
liche Freunde oder die nächsten Verwandten
Vermittler. Tödtet ein Wilder einen andern
seinem Geschlechte in der Trunkenheit, so
man es dabey bewenden, daß man den Tod-
eklaget. Hat er es mit kaltem Geblüte ge-
, so vermuthet man, er habe Ursachen dazu
t, und es kömmt nur den Einwohnern eben
Kabane zu, ihn zu bestrafen; man sieht aber
Beweise davon, daß sie ihn zum Tode ver-
nen. Die gemeinste Gewohnheit ist, daß
zur Schadloshaltung der Familie des Tod-
die Stelle durch einen Kriegsgefangenen er-
wird er angenommen, so trit er in alle
te desjenigen, an dessen Stelle er kömmt.
Hexereyen sind unter vielen Völkerschaften
ßte Verbrechen, die auf der Stelle mit
Tode bestraft werden. Diejenigen, die
egen in Verdacht kommen, sind nirgends
und werden verbrannt. Diejenigen, wel-

Gerichte und Strafen.

che

che ihre Familie durch Zaghaftigkeit verun
werden eben so bestraft, und gemeiniglich r
sie die Familie selbst. Bey den Huronen
sehr geneigt und geschickt zum Stehlen sin
es erlaubt, dem Diebe nicht allein alles abz
men, was er gestohlen hat, sondern auch
was man in seiner Hütte findet, so daß
ihn, seine Frau und Kinder ganz nackend
kann, ohne daß sie den geringsten Wider
thun dürfen.

§. 195.

Kriege. Der Krieg ist bey allen diesen Völkersch
die feyerlichste und wichtigste Unternehn
Wegen ihrer rachsüchtigen Gemüthsart, si
zu jeder Zeit leicht zum Kriege zu bewegen,
sie schlagen es selten ab, sich darinn einzul
wenn sie von ihren Bundsgenossen darum e
werden, welches durch Uebersendung einer
ßen Muschelschale geschiehet. Die Axt
heben heißt den Krieg ankündigen, und
Privatperson hat ein Recht dazu: wenn
von einem Kriege zwischen zwoen oder me
Völkerschaften die Rede ist, so sagt man,

Besondere Kriege. Kessel aufhängen. Die Begierde, die
ten durch Gefangene zu ersetzen, oder ihre S
ten zu besänftigen, ein Traum und anderer
wand machen oftmals, daß ein Haufen
theurer in den Krieg ziehet, die den Tag
an nichts weniger gedacht haben. Ihre kl
Privathändel werden oft auf diese Art entschi
und dergleichen Feldzüge werden ohne A

Einwilligung der Rathsversammlung vorge-
nen, ohne eine förmliche Kriegserklärung.
sieht dabey durch die Finger, weil diese klei-
Kriege ein Mittel sind, ihre jungen Leute
am zu erhalten und sie im Kriege zu üben.
n aber der Krieg eine Nationalangelegenheit
so lassen sie sich darinn mit vielen Ueber-
gen und Feyerlichkeiten ein, und setzen den-
mit der größten Verschwiegenheit, Mun-
und Sorgfalt fort. Zuerst rufen sie eine
mmlung der Sachems und vornehmsten
er zusammen, und die Frauenspersonen
bey einigen Völkern hierbey so gut eine
me, als die Mannspersonen. Der Vor-
trägt die Sache vor, hebt das Beil auf und
wer mitgehen und fechten will. Hierauf
iner von den vornehmsten Kriegern eine
und wendet sich hernach an die jungen
und frägt, welche von ihnen mitgehen wol-
a denn gemeiniglich einer nach dem andern
ht und sich mit ihm vereiniget. Bey die-
sammenkunft lassen sie ein Thier ganz bra-
vovon jeder ein Stück abschneidet, es ver-
und dabey sagt: so will ich unsere Feinde
ren. Denn fängt der Tanz an und sie sin-
einem traurigen und fürchterlichen Tone
riegslied, dessen Inhalt sich auf ihren be-
nen Feldzug und Sieg beziehet. Die Be-
keit und Macht der Weiber ist in ihren
hschlagungen so groß, daß der endliche
luß oft davon abhängt. Will irgend eine

Nationalkriege.

Zurüstungen.

Frauens-

Frauensperson jemanden, der nicht unmit
von ihnen abhängt, bewegen, daß er an
Kriege Antheil nehme, so schickt sie ihm
einen jungen Krieger die Schnur des U
pums; und diese Einladung ist selten ohn
gewünschte Wirkung. Wenn sie um das S
oder Trutzbündniß einer ganzen Nation
suchung thun, so fertigen sie eine Gesand
mit einem breiten Gehänge des Wamp
und mit einem blutigen Beile ab. Die Ge
die in allen Bündnissen, Kriegserklärunge
wichtigen Unterhandlungen von einer Nati
die andere kommen, werden in den Kabane
Häupter sorgfältig aufgehoben, und dienen
nur statt einer Urkunde, sondern auch zu
gemeinen Schatze. Ein anderes Werkzeu
sen sie sich bey dieser Gelegenheit bedienen,
Tomahahk, eins von ihren alten Waffen.
siehet fast wie ein Beil aus und hat einen
Stiel. Der Vordertheil ist eine runde
von dichtem Holze und stark genug, einem
schen den Kopf einzuschlagen. Auf der a
Seite ist statt der Schärfe eine etwas kr
Spitze, und wo der Stiel durchgehet, rage
andere lange Spitze hervor, mit welcher s
mit einer Lanze werfen können. Der Tom
ist mit Federn und Figuren geschmückt,
vielen bedeutenden Gestalten abgeändert w
Wird über den Krieg gerathschlaget, so
ganz roth, und wenn der Krieg beschlossen i
nimmt der Anführer der jungen Krieger den

tanzt damit herum und singet sein Kriegs-
Alsdenn wird er durch einen Kriegsmann
en jeden Stamm geschickt und mit demsel-
n Gehenke des Wampums. Er trägt seine
chaft vor, indem er das Beil auf die Erde
und will man sich mit ihnen vereinigen, so
as Beil von einem der erfahrensten Krie-
fgehoben.

§. 196.

Ihre Kriegskleidung ist sehr fürchterlich. Sie Kriegs-
en alle ihre Haare ab, außer einem Fleck kleidung.
wa zween Thalern groß, am äußersten
des Kopfs. Dieser Zopf wird in viele
getheilt, deren jeder steif gemacht, und
Wampum, Korallen und Federn geschmückt
das ganze wird alsdenn zusammengeflech-
Die Köpfe sind bis auf die Augenbraunen
emalt und mit weißen Federn bestreuet.
hrlappen sind rund gespalten und werden
rath so lang gezerret, daß sie sich im Ge-
ereinigen. Ihre Nasen sind durchbohrt
it kleinen Muscheln behangen, und ihre
er sind fürchterlich gemalt. Ihre Brust
einem Halskragen oder mit einem Blech
rz oder Kupfer gezieret, und an einer
r um den Hals hängt das fürchterliche
, womit sie die Haut von dem Hirnschädel
. So ausgeschmückt treten sie ihren
an und singen das Kriegslied, bis sie den
von welchem sie abmarschiren, aus den
verlieren. Die Weiber helfen ihnen das

Ge-

Gepäcke nachtragen, kehren aber zurück,
Waffen. zum Gefechte kommt. Ihre Waffen sin
Flinte und Streitaxt; diejenigen aber, d
den Engländern und Franzosen keinen U
haben, haben Tomahahks, Bogen, Pfei
Piken, auch Schilde von Leder und Binse
ten. Ist es im Winter, so versiehet m
mit Schlitten, das Geräthe fortzubringen
mit Raquetten, welches 3 Fuß lange u
Zoll breite Bretter sind, die an den Füß
festigt werden und ohne welche man nicht
den Schnee reisen kann. Sie haben st
Fahnen. Fahnen kleine rundgeschnittene Stückchen
worauf sie das Kennzeichen ihrer Völke
oder ihres Fleckens graben und die sie a
lange Stange stecken. Ihre Manitue o
Zeichen, unter denen sich ein jeder seinen
geist vorstellet, werden auch mitgenomme
in einen oder mehrere Säcke zusammeng
Märsche. Die Kriegsleute machen nur kleine Tage
ziehen aus allem, was sie unterwegens ant
eine Vorbedeutung, und die Gaukler,
Amt es ist, solche zu erklären, verzöger
beschleunigen den Marsch nach ihrem Be
So lange sie nicht glauben in einem verdä
Lande zu seyn, brauchen sie nicht die ge
Vorsicht und zerstreuen sich, so daß oft
2 oder 3 beysammenbleiben. Sobald m
Feind entdeckt hat, eilet man solchen zu ve
schaften. Man nähert sich ihm in aller
kriecht auf Händen und Füßen und thut b
br

ndem Tage den Angriff mit einem großen
hrey, wozu das Oberhaupt das Signal
. Setzt sich der Feind, oder begiebt er sich Gefechte.
ne Verschanzung, so zieht man sich zurück,
n man wenigstens vermuthet, daß es noch
ist; denn in zweifelhaften Fällen faßt man
Entschluß ihm zuzusetzen, und diese Erneue-
des Gefechtes kostet zuweilen viel Blut.
grausame Wildheit der Sieger und die Ver-
lung der Besiegten, welche wissen, was sie zu
rten haben, wenn sie in des Feindes Hände
, machen, daß beyde so rasend kämpfen, daß
bey der bloßen Erzählung davon zittert und
. Nach dem Treffen zieht man den Todten
Sterbenden die Haut mit den Haaren vom
e, man setzt dem Feinde nach, um Gefan-
zu machen, und bringt diejenigen von ihnen
die man nur mit vieler Mühe würde bewah-
können. Der Rückzug der Sieger ist alle-
hnell, so lange bis sie außer Gefahr zu
glauben. In einiger Entfernung von ihrem
n liegen sie still und das Oberhaupt läßt
Ankunft melden. Die jungen Leute gehen
Kriegern entgegen, und die Weiber bringen
Erfrischungen. Sobald diese ankommen, Begeg-
ut die Marter der Gefangenen ihren Anfang. nung der
nigen, die man bestimmt, daß sie in die Gefan-
lien aufgenommen werden sollen, werden genen.
künftigen Anverwandten überliefert, welche
rch Abwege in ihre Kabanen führen. Die
Tode bestimmt sind, werden der Wuth der

Weiber überlassen, welche ihre Rache so
treiben, daß sie alle Gesetze der Scham
Menschlichkeit vergessen. Die ganze Nacht
mit diesen Grausamkeiten im Lager zugebr
Den folgenden Tag ziehen die Sieger im
umphe ein. Zwischen sich haben sie die G
genen, welche nach dem Klange des Chic
einer mit Kieselsteinen gefüllten Kalebasse,
Todtenlied singen, welches etwas klägliches
stolzes hat. Man läßt sie von Zeit zu Zeit
stehen und tanzen. Sie erzählen die schö
Thaten ihres Lebens, sie nennen alle diejen
die sie getödtet oder verbrannt haben, und
man nach ihrem Gesicht und Reden urth
dürfte, so sollte man glauben, sie fänden ein
gnügen an der Marter. Jedermann hat
Recht sie aufzuhalten und ihnen beliebige Sch
und Marter anzuthun. Der eine reißt
einen Nagel ab, der andere beißt ihnen
Finger ab, ein dritter reißt ihnen das Fleisch
den Knochen u. s. w. Hierauf versammelt
sich, um die Gefangenen zu vertheilen, un
Schicksal hängt von denjenigen ab, denen
Theil werden. Die Weiber, welche ihre
ner oder Kinder im Kriege verlohren haben
kommen zuerst ihr Antheil. Darauf erfüllet
die Versprechungen, welche die Kriegsleut
than haben, ehe sie zu Felde giengen.
nicht Gefangene genug, so ersetzt man den
gang durch Haarzöpfe, womit sich diejeni
die sie bekommen, an Festtagen putzen.

angene übrig, so schenket man sie den Bunds-
ssen. Die meisten werden zum Tode ver-
nt, oder gerathen in lebenslange harte Skla-
. Einige werden in die Familien aufgenom-
, um einen verlohrnen Anverwandten zu er-
, oder wie sie sagen, wieder aufzuerwecken,
von dem Augenblick ist ihr Zustand von
Kinder der Völkerschaft ihrem nicht unter-
ien. Die Iroquesen haben sich nur durch
Staatsgriff erhalten, indem ihre beständi-
Kriege mit den andern Völkerschaften sie sonst
aufgerieben haben würden. Diejenigen,
um Tode bestimmt sind, werden ordentlich
stet. Man verbirgt ihnen ihr Schicksal,
begegnet ihnen freundlich und giebt ihnen so-
Mädchens, die ihnen zu Weibern dienen.
n aber die Hinrichtung herankömmt, so wer-
iese Weiber zu Furien, die von den zärt-
n Liebkosungen zur äußersten Wuth schrei-
Man führt die Gefangenen auf den Richt-
bindet sie mit Händen und Füßen an einen
, doch so, daß sie sich leicht um den Pfahl
drehen können. Sie singen darauf zum
mal ihr Todtenlied, erzählen ihre Thaten,
fen auf ihre Henker, ermahnen sie ihrer
zu schonen, und empfehlen ihnen sich zu er-
, daß sie Männer und gute Kriegsmän-
nd. Doch geschiehet es auch nicht selten,
iese Elenden ein solches Geschrey erheben,
s durch die härtesten Herzen dringen
; welches aber keine andere Wirkung hat,

als daß es den Umstehenden eine Lust n
Ordentlicher Weise verbrennet man ihnen
die Füße, hernach die Beine und darauf nac
nach auch die anderen Theile bis auf den
und oftmals dauert die Marter eine ganze A

§. 197.

Friedens-verträge. So barbarisch und grausam diese V
Krieg führen, so viel Edelmuth und Geschi
keit zeigen sie in ihren Friedensverträgen u
allen Unterhandlungen. Es ist niemals un
nen die Frage von Eroberungen und Ausbr
der Grenzen ihres Landes, sondern es k
nur darauf an, daß man sich Bundsge
wider furchtbare Feinde verschafft, daß man
verderblichen Krieg endiget, oder die Fein
keiten ausgesetzt seyn lässet; denn die Na
kriege sind ewig. Bey allen Unterhandlu
vornehmlich denjenigen, die den Frieden

Kalümet. fen, wird das Kalümet gebraucht.
eigentlich eine Tabackspfeife, deren Röhr
lang ist und deren Kopf die Gestalt unserer
Streithämmer hat. Der Kopf wird aus
gewissen rothen Steine, der leicht bearbeit
ausgehöhlet werden kann, verfertigt; die
ist von Rohr, Holunder oder einem
leichten Holze, mit verschiedenen Farben be
und mit den Köpfen, Schwänzen und
der schönsten Vögel ausgeschmückt. S
brauchen es, Taback daraus zu rauchen,
sie sich in ein Bündniß einlassen, oder bey
jeden ernsthaften Gelegenheit und feyerlichen

tung. Und dieses ist unter ihnen der hei-
Eid, den man thun kann, und dessen
indung für so abscheulich gehalten wird, daß
e schärfsten Strafen des Himmels verdienet.
n sie aus dem Kalümet rauchen, so wird
y allen Bündnissen von den Partheyen als
Zeuge, oder vielmehr als ein Werkzeug be-
tet, dadurch sie die Sonne und den Mond
ugen ihrer Aufrichtigkeit, und gleichsam als
ährmänner ihrer Verbindungen anrufen;
man versichert, daß sie niemals unterließen,
Rauch nach diesen Gestirnen zu blasen. Die
lt und Zierrathen der Kalümets stehen ins-
n im Verhältnisse mit dem Stande der Per-
, denen sie überreicht werden; auch mit der
tigkeit der Veranlassungen. Es giebt Kalü-
zu allen Unterhandlungen. Im Handel ist
nicht sobald wegen des Tausches einig ge-
n, so überreicht man gleich ein Kalümet
issen Bestätigung. Wenn sie vom Kriege
ln, so ist die ganze Pfeife mit ihren Zier-
n roth, und durch die Stellung der Federn
man, wenn man mit ihren Gewohnheiten
nt ist, sogleich wissen, was die Nation, die
erreicht, willens sey oder verlange. Bey
friedensunterhandlungen gehen sie mit vie-
Edelmuth und Geschicklichkeit zu Werke.
bedienet sich gemeiniglich der Vermittelung
neutralen Nation, und sobald alles veran-
ist, werden Gesandte abgeschickt, um Vor-
e zu thun, welche der Ueberwinder gemei-

niglich annimmt, wofern er nur einigen Vo
dabey siehet. Bey Eröffnung der Unterh
lungen und während derselben wendet man
Sorgfalt an, daß es nicht lasse, als ob
den ersten Schritt thue, oder man sucht w
stens den Feind zu überreden, daß Furcht
Noth keinen Antheil daran habe. Man
let allezeit diejenigen zu Gesandten, von
Gaben und Geschicklichkeit man versicher
Ehe man noch angelangt ist, läßt das H
der Gesandschaft durch einen von seinem G
seine Ankunft melden. Man sendet ihm,
halbe Stunde vom Dorfe, Abgeordnete ent
ihn zu empfangen. Er ziehet ohne Gepräu
den Flecken ein, verlangt hernach in der R
versammlung vorgelassen zu werden, wo
Halsbänder, die seine Vollmacht beweisen
get, seinen Antrag thut und die Friedenspfeif
biethet. Werden seine Vorschläge angenom
so raucht man mit ihm und seinem Gefolge
der Friedenspfeife; und von dem Augenbli
hören alle Feindseligkeiten von beyden Th
auf, oder, wie sie sich ausdrücken, die S
art wird vergraben und der Kessel abgenom
Man schickt darauf die Gesandten mit Gesch
und einer gewierigen Antwort zurück. B
aber die Meynung, den Krieg fortzuführe
dem Rathe die Oberhand, so sind die Gesa
in Lebensgefahr, und es geschiehet nicht s
daß ein Hieb mit der Axt die einzige Antwor
die man ihnen giebt. Die meiste Zeit, un

freyheit nicht zu beleidigen, verabschiedet sie ehrbar, aber man verfolgt sie und etliche den vom Dorfe ermordet man sie auf öffentlicher Landstraße.

Das XIIII. Hauptstück.

Von den amerikanischen Inseln.

§. 198.

In den Meeren von Amerika liegen sehr viele Inseln, von denen die wichtigsten im Nordmeere befindlich sind. Man theilet in 4 Klassen, welche die antillischen, die indischen, die kanadischen und die azorischen Inseln genannt werden. Unter den Antillen verstehet man die Menge von Inseln, die einem Kreise vor dem mexikanischen Meere liegen. Man theilet sie in die großen und kleinen Antillen, wovon die letztern wieder in die caraibischen und lukayischen Inseln abgetheilt werden.

Der erste Abschnitt.

Von den großen Antillen.

I. Die Insel Kuba.

§. 199.

Die Insel Kuba wurde vom Christoph Kolombo auf seiner ersten Reise 1492 entdeckt Entdeckung und Eroberung.

deckt und Juana genannt, welcher Name
sowohl als die Benennung Fernandina,
man ihr hernach beylegen wollte, nicht verm
den Namen Kuba, der ihr von den alten
wohnern gegeben wurde, zu verdringen.
Spanier ließen sich zuerst im Jahre 1511
derselben nieder. Diego Velasquez, d
anführte, fand anfänglich starken Wider
von einem Caziquen, Namens Hatuey.
ser munterte seine tapfersten Unterthanen
Bundsgenossen zu ihrer Vertheidigung auf,
sicherte sie aber, daß alle ihre Bemühunge
gebens seyn würden, wenn sie nicht dam
fiengen, sich die Gewogenheit des mächtigen
tes ihrer Feinde zu erwerben. Da seht ihr
sagte er, und wies ihnen Gold in einem K
chen, das ist der Gott, den sie unabläßig su
und um dessen willen sie hieherkommen.
müssen zur Erhaltung seines Schutzes ihr
Ehren ein Fest feyern. Darauf fiengen si
gleich an um den Korb zu tanzen und zu si
Nach dieser Ceremonie gab ihnen Hatuey z
kennen, man habe keine Sicherheit zu h
so lange der Spanier Gott noch in ihrer G
wäre, und man müsse ihn ins Meer werfen.
warfen wirklich alles Gold, das sie hatten,
Meer und widersetzten sich den Spaniern be
rer Landung herzhaft, wurden aber durch
Feuergewehr bald in die Wälder getrieben.
Spanier suchten sie hier auf und bekamen
Hatuey gefangen, der seinen Widerstand d

Feuer büßen mußte. Da er schon an den
l gebunden war, und ein Franciskaner es
nahm, ihn zu bekehren und ihm vom Para-
und der Hölle vorredete; so fragte der unglück-
Cazique: giebt es auch Spanier im Para-
? Ja, war die Antwort, aber nur gute.
beste taugt nichts, versetzte er, und ich will
inen Ort gehen, wo ich befürchten muß,
nur einen einzigen anzutreffen. Dies schreck-
Beyspiel brachte alle Caziquen der Insel
, daß sie sich den Spaniern unterwarfen.
Insel war damals ungemein stark bevölkert,
ntsetzliche Tyranney der Spanier aber, wel-
ele tausend Einwohner erbärmlich ums Leben
ten, und viele tausend zu Sklaven machten
n die andern spanischen Kolonien vertheil-
hat sie so ledig gemacht, daß kaum etliche
ge von den alten Einwohnern übrig geblie-
nd. Die Spanier legten in der Folge die
ptstadt S. Jago und einige andere Oerter,
die wegen ihres Havens berühmte Stadt
ana an. Diese letztere ward 1762 von den
ändern eingenommen, und im folgenden
en durch einen Tausch für Florida wieder-
en.

§. 200.

Die Insel Kuba ist an Größe die beträchtlichste unter den Antillen und eine der schönsten der Welt. Sie hat Florida und die lukayischen Inseln gegen Norden, Hispaniola gegen Lage.

Größe. gen Süden, und den mexikanischen Meerbus
gen Westen. Ihre Länge von Abend gegen
gen erstreckt sich über 200 Meilen, und
Breite von 12 bis 60 Meilen. Sie liegt

Beschaf- dem Wendungskreise des Krebses, und hat
fenheit. allen Antillen das gemäßigste und angenel
Klima. Der ganze westliche Theil des L
ist eben und könnte sehr fruchtbar seyn, we
angebauet würde, woran es aber die Sp
fehlen lassen. Der östliche Theil ist ung
bergigt, und von da läuft eine Kette von G
gen fast durch die ganze Insel, welche, je
man nach Westen kommt, je weniger rauh
unfruchtbar sind. Die größte Unbequemli
ist, daß die Insel zusehr mit Wäldern bedec
welches man der Trägheit der Spanier zuzu
ben hat, indem die Insel bey ihrer Entde
weniger mit Wäldern besetzt gewesen. Z

Produkte. rohr, Aloe, Ingwer, Kassiafistula, eine
Zimmt, und Baumwolle wachsen im gr
Ueberflusse, und man findet Weinstöcke,
dicke, als ein Mann im Leibe sind, aber sehr
Trauben haben, weil sie nicht gewartet we
Unter den Bäumen in den Wäldern giebt es
ge sehr schätzbare, besonders Mastix- und St
bäume, und andere, die wohlriechendes Hol
ben. Die Cedern sind hier von so ungem
Dicke und Höhe, daß man aus manchem Be
ein Fahrzeug bauen kann, worinn 50 bi
Menschen Raum haben. Den größten

Thiere. der Reichthümer der Insel macht das Rin

wovon die Spanier bey der Eroberung Stücke hieherbrachten und sie in die Wäl- ufen ließen, wo sie nach und nach wild ge- en und sich unglaublich vermehret haben. Vögeln finden sich hier Rebhühner, wilde en, Papageyen und Kraniche, die bey iden bey der See ziehen. Von den Ber- römen viele Flüsse gegen Norden und Süden , die voller und zum Theil sehr großer und ckhafter Fische sind. Sie sind aber auch lligators angefüllet, die den Fischen, Men- und Thieren gleich gefährlich sind. Sie cheiden sich von den Krokodillen, mit denen sie gemeiniglich verwechselt, dadurch, daß rzere Beine haben, daß ihr Fleisch nicht Bisam riechet, und daß sie den Schwanz, as Krokodill wie einen Bogen gekrümmt Höhe trägt, auf der Erde nachschleppen. r Küste giebt es große und kleine Schild- in großer Menge, die nicht nur ein wohl- kendes Fleisch, sondern auch schöne Scha- ben. Von Schlangen findet man hier die ßigen, welche Inguanas heißen und den yfen gleich kommen, ingleichen die soge- en kubischen Schlangen, die von eigner lt sind. Sie haben die Größe eines Hasen, aus wie ein Fuchs, haben Füße wie die chen, einen Wieselkopf, einen Fuchs- az und Haare wie die Dachse; daher sie her unter die vierfüßigen als kriechenden gerechnet zu werden verdienen. Von

Alligator.

Schlangen.

Metallen

Metalle. Metallen findet man hier Gold, sowohl in
Bergwerken, als in den Flüssen; es ist aber
von sonderlicher Güte: das Kupfer hingeg
so gut, daß es die höchste Probe ausstehen
Ohnweit der Stadt S. Jago ist ein Berg
angelegt, wo aus 5 Scheffel Bergerde
Scheffel reines Kupfer gemacht werden kön

§. 201.

Einwohner. Die itzigen Einwohner der Insel sind
nier, spanische Kreolen, Mestizen, Mul
und Negern. Sie beschäfftigen sich haup
Handlung. lich mit der Handlung, welche vornehml
dem Haven Havana getrieben wird. D
Haven ist nicht nur der beste in Amerika,
dern auch vielleicht der schönste in der g
Welt. Er ist so geräumig, daß tausend Sc
ohne mit Thauen und Ankern befestiget zu
den, ganz bequem darinn Platz finden.
Handel in diesem Haven ist der beträchtlichste
irgend einem in ganz Amerika. Er kann in
besondern Handel der Insel Kuba und in
allgemeinen durch die Galleonen eingetheilt
den. Der erste bestehet in vortrefflichen Hä
von großem Werthe, die man gemeiniglich
der Havana nennet; in gutem Zucker, Ta
von vortrefflicher Gattung, Ingwer, Me
Aloe, Sassaparille und andern Apothekerwa
wie auch einer großen Menge von Schildkr
schalen. Der Handel der Insel Kuba ist
nicht allein in der Havana eingeschränkt, son
erstreckt sich auch auf andere Häven, beson

S. Jago, wo man oft viele Schiffe aus kanarischen Inseln und aus andern Gegen- findet. Was den allgemeinen Handel be- , so ist der Haven Havana der Versamm- ort aller der Schiffe, die aus dem spanischen rika nach Spanien zurückkehren, so daß oft 50 bis 60 Schiffe auf einmal in dem n findet. Die Insel wird durch einen thalter regiert, der in der Havana seinen hat.

II. Die Insel Jamaika.

§. 202.

Geschichte.

Diese Insel wurde 1494 vom Kolumbus ent- deckt und S. Jago genannt, es behielt der alte Name Jamaika den Vorzug. Die war sehr wohl bevölkert, und als die Spa- 1510 eine Kolonie auf derselben anrichten len, zeigten sich die Einwohner bewaffnet schienen entschlossen zu seyn, ihre Freyheit ig zu vertheidigen. Man betrog sie mit offnung des Friedens und machte sie durch se Versicherungen sicher. Sobald sich aber Spanier fest gesetzt hatten, fiengen sie ein er- liches Metzeln an und machten in wenig Jah- mehr als 60000 Einwohner nieder. Auch gen, welche auf die Berge und in die Höh- eflüchtet waren, wurden gleich den wilden en verfolgt, so lange, bis man sie sämmt- ausgerottet hatte. Die Trägheit der Spa-

nier

nier machte, daß die Kolonien in keine son
liche Aufnahme kamen, und die Tyranney
Gouverneurs, welche sie aussaugten, brachte
vollends in Verfall; daher es den Engländ
nicht schwer wurde, die Insel zu erobern.
bemächtigten sich ihrer im Jahre 1654, und
gleich die Spanier sich noch einige Jahre in e
gen Gegenden derselben verbargen, so muß
sie sie doch endlich völlig verlassen. Die Eng
der legten nun hier Kolonien an, welche d
ihren angewandten Fleiß in weniger Zeit blüh
und mächtig wurden. Die Fruchtbarkeit
Bodens zog viele Leute dahin, und die Anpf
zung des Zuckers, der vortrefflich fortkam,
schaffte ihnen große Reichthümer. Diese n
den noch durch die Seeräuber vermehrt, we
den Spaniern große Beute abnahmen und
Jamaika Schutz fanden. Die Gouverneurs
wohl als die Einwohner unterstützten ihre Un
nehmungen, und versorgten die Raubschiffe
Lebensmitteln, dagegen verschwelgeten die S
räuber alle ihre übel erworbene Reichthümer
der Insel. In der Folge hatten die Engländ
viel von den Negern der ehemaligen spanisch
Einwohner auszustehen, welche bey der Er
rung der Insel sich in die innern Gegenden i
selben gezogen und daselbst bey ihrer Unabh
gigkeit behauptet hatten. Sie dienten den N
gern der Engländer, die von ihren Herren w
liefen, zur Zuflucht und beunruhigten und zers
ten öfters die Pflanzungen, bis sie endlich 17
un

terworfen wurden, auf die Bedingung, daß von nun an als freye Unterthanen des Königs in Großbrittannien behandelt werden sollten.

§. 203.

Jamaika hat eine vortheilhafte Lage zwischen in 17 und 18ten Grad Norderbreite, und ist a 20 Meilen von Kuba, eben so weit von Spaniola, und 150 Meilen von Karthagena in ra Firma entfernt. Sie ist etwa 170 eng- he Meilen lang und in der Mitte 60 bis 70 gleichen Meilen breit, an beyden Enden aber näler. Die Hitze ist hier außerordentlich groß, sie würde unerträglich seyn, wenn sie nicht ch den Seewind, der sich des Morgens um 9 erhebet und bis um 5 Uhr Nachmittags we- gemäßiget würde. Die Einwohner nennen den Arzt, und dieser Name gebührt ihm in That, denn wenn er nicht wehete, so würde warme und feuchte Vermischung der Luft bald lenzialische Krankheiten verursachen und die e Insel in eine Einöde verwandeln. Die hte, wovon die kürzeste 11 Stunden wäh- sind hier mehrentheils ziemlich kalt, und es auch alle Nächte ein feiner und ungesunder u. Dieser sowohl als die Hitze machen Luft für die Neuankommenden ungesund. n kann aber hier eben so wohl, als an an- Orten, gesund bleiben, wenn man eine tliche Lebensart führet. Das beste Mittel nichts erhitzendes weder zu essen noch zu trin- und sich so viel möglich zu hüten, sich der

Lage.

Größe.

Klima.

bren-

brennenden Sonnenhitze am Tage und den
len Nächten bloß zu stellen. Man kennet
keine andere Jahrszeiten, als die trockene
nasse; doch regnet es in verschiedenen bergi
Gegenden alle Tage, mehr oder weniger,
ganze Jahr hindurch, und hier pflanzet
Zuckerrohr zu eben der Zeit, da es anderswo
geschnitten wird. Der Julius, August
September heißen die Sturmmonate, weil
alsdenn die Sturmwinde am häufigsten ereig
und kaum ein Tag vorbeygehet, an welchem
nicht etwas davon verspüret. Es blitzet ö
die ganze Nacht, ohne daß man einen Don
schlag höret; wenn sich aber der Donner h
läßt, ist er auch desto erschrecklicher und verur
nicht selten großen Schaden. Eine Reihe
Beschaffenheit. Bergen, welche die blauen Gebirge gen
werden, theilet die ganze Insel von Osten g
Westen, und auf jeder Seite giebt es noch an
aber niedrigere Berge. Der Boden dieser B
ist zwar unfruchtbar, sie sind aber sowohl, als
größte Theil der Insel, mit Waldungen bed
darinn die Bäume das ganze Jahr hind
grün sind. Man findet da Cedern, Mastixbä
Lebensholz, Färbeholz, Mahogany und hun
Arten von Bäumen, die das verschiedene G
ihrer Blätter anmuthig unter einander vermis
und einen erfrischenden Schatten geben.
Thäler, welche bearbeitet sind, verursachen
weniger einen reizenden Anblick und fallen u
mein schön in die Augen. Kurz, die Insel w

Paradies seyn, wenn alle diese Vortheile
ht durch große Ungemächlichkeiten versalzen
rden.

§. 204.

Es ist kaum der dritte Theil der Insel ange- Produkte.
iet, und eine Privatperson, die 3 bis 4000
er Landes erhalten, kann kaum 500 Acker
gbar machen, das übrige ist nichts nütze.
ngegen ist der Boden in manchen Gegenden so
chtbar, daß ein einziger Acker viele Oxhofte
cker hervorbringt. Unter den Zeugungen der
sel verdient der Zucker den Vorzug, da hier
lich fast 100000 Oxhofte bereitet werden sol-
Das Zuckerrohr wächset ohngefähr 6 Schuh
), ist etwa eines Daumens dicke und voller
oten, die einige Daumen von einander ent-
et sind. Wenn es reif ist, fällt es ins Gelbe
ist mit einer nicht allzuharten Rinde umge-
: inwendig ist eine weiße schwammigte Ma-
voller Saft, der von unvergleichlichem Ge-
nack, auch nahrhaft und sehr gesund ist. Aus
m Safte wird der Zucker, Rum und Syrup
acht. Man pflanzt dieses Rohr vom An-
ge des Augusts bis in den December. Man
et dazu Furchen 6 Daumen tief und breit,
legt eine gedoppelte Reihe Rohr hinein. Das
r schießt in kurzer Zeit hervor und muß 15
18 Monate bis zur völligen Reife stehen.
n löset man es Stück vor Stück ab, bindet
n Bündel und bringt es in besonders dazu
richtete Zuckermühlen, die von Ochsen oder

Pferden getrieben werden. Hier wird der Zu
gemahlen und hernach in den Siedereyen gesot
Aus dem Schaume wird der Rum oder Zuc
branntwein gemacht. Man vermischt ein T
dieses Schaumes mit vier Theilen Wasser, l
es 10 Tage stehen und rührt es alle 24 St
den zweymal um. Endlich thut man es in ei
Brennkolben und destillirt es wie andern Bra
wein. Die andern Produkte auf Jamaika
Baumwolle, Kakao, Indigo, Kaffee, Ing
und verschiedene Arzeneywaaren, als Chinan
zel, Sassaparille, Kassia, Tamarinden,
nille und Gummi. Der Piment oder Jama
pfeffer, welchen man in Deutschland englis
Gewürz nennet, wächset auf einem Baum,
30 Schuhe hoch wird, und auf allen Sei
Zweige auswirft, an deren Spitzen ganze Büs
Blüten zum Vorschein kommen. Auf d
folgt eine Traube von Beeren, die, wenn
reif sind, noch größer als Wacholderbeeren s
Man bricht sie grün ab und legt sie so lange
die Sonne, bis sie eine braune Farbe bekomm
Man nennet es das allgemeine Gewürz,
der Geruch und Geschmack etwas von Wi
nelken, Zimmt, Pfeffer und Wacholderbee
hat. Der wilde Zimmetbaum ist hier sehr
mein, seine Rinde aber ist dicker, weißer u
nicht so würzhaft, als der ostindische Zimm
Der Indigo wird auch sehr stark gebauet, u
eine Person kann durch ihre Arbeit jährlich
bis 100 Pfund hervorbringen, wenn sonst kei

Unglück

glückfälle sich ereignen. Die gewöhnlichsten
o der Brand und die Würmer, durch welche
oft zu Grunde gerichtet wird. Orangen- Limo-
n- Citronen- Aprikosen- und viele andere Arten
stbäume finden sich in großer Menge. Man
et auch den Mankonilier, dessen Apfel von
nem Geruch und Geschmack, aber ein tödt-
es Gift für diejenigen ist, die ihn essen. Die
den Spaniern aus Europa hieher gebrachten
sen, Pferde, Esel und Schweine hatten sich Thiere.
änglich so vermehret, daß man ganze Heerden
elben in den Wäldern antraf. Seit mehr als
dert Jahren aber hat man ihnen so stark nach-
ellet, daß ihre Anzahl sich sehr vermindert
Von Vögeln giebt es hier die meisten Ar-
, die sich in andern Gegenden der neuen Welt
nden. Man findet beynahe hundert Flüsse Flüsse.
Jamaika, aber keiner derselben ist schiffbar.
reißen oft starke Bäume und große Felsen-
e mit fort, und in den Gebirgen sind Wasser-
von 50 bis 60 Fuß hoch nichts seltenes:
doch ist in den dürren Jahren das Wasser in
Niedrungen, die von den Flüssen entfernt
, so selten, daß vieles Vieh vor Durst um-
mt. Es giebt auch heiße Quellen, wie auch
salzige, daraus Salzlachen entstehen, in wel-
durch die Hitze der Sonne eine große Menge
z verfertigt wird. In den Flüssen giebt es Schädliche
Alligators, die zwar gefährlich sind, aber Thiere.
mit ihrem Schmalz sehr nützen, welches
als eine vortreffliche Salbe bey Beschädi-

gung der Knochen und Lähmung der Glieder
braucht. Die Wiesen und Sümpfe sind vo
Guanas oder Galliwash, einer Art Eyd
sen, deren Biß zwar nicht giftig, aber doch
fährlich ist, weil sie nicht eher nachlassen, als
sie getödtet sind. Sie klettern gleich den Ka
auf die Bäume, und ihr Schwanz dienet ih
zur Vertheidigung. Die Berge sind sehr unsi
wegen der ungeheuren Menge Schlangen
anderer schädlichen Thiere, und die Mücken
anderes fliegendes Ungeziefer fallen ebenfalls
beschwerlich. Allein die fürchterlichste Plage
Orkane. Insel sind die schrecklichen Orkane und Erdbel
die oft große Verwüstungen anrichten und
häufig sind, daß man alle Jahre dergleichen
wartet. Besonders richtete ein entsetzlicher Orl
der mit einem heftigen Erdbeben vergesellsch
war, im Jahre 1692 die Stadt Portroyal
Grunde, und kehrte fast die ganze Oberfläche
Insel um.

§. 205.

Einwohner. Die Anzahl der Einwohner in Jamaika
sehr verschieden angegeben; nach der wahrsch
lichsten Berechnung soll sie sich auf 400
Weiße und 400000 Schwarze belaufen.
sind von dreyerley Arten, nämlich Herren, Kne
und Sklaven. Die Herren der Familien,
Pflanzer und Kaufleute leben mit so vieler Pra
und Ergötzlichkeit, als einige Edelleute in
Welt. Sie haben ihre Kutschen mit 6 Pferd
ihr Gefolge von Lakeyen in Liverey, die vorher u
hin

ten nachlaufen, und haben es an Kostbarkeit
d Schwelgerey den andern Kolonien jederzeit
vorgethan. Die mehresten sind insgemein hoch-
thig, und verlangen mehr Ehrerbietung, als
gebühret; indessen kann ein Fremder, der
in sie zu schicken weis, sein Glück auf der
sel machen. Um die Wissenschaften bekümt
t man sich hier gar nicht: lesen, schreiben
rechnen ist alles, worinn man eine gute Er-
ung setzt, und dieses wird noch dazu ziemlich
ngelhaft gelehret. Die Hauptleidenschaft ist
Spiel, und sie schätzen ein Spiel Charten
er als ein gutes Buch. Die Frauenzimmer
zwar schön von Gestalt, wenden aber wenig
t auf die Ausbesserung ihres Verstandes, sind
gemein auf das Tanzen erpicht, und suchen
ch ihren Putz zu gefallen und sich Liebhaber
verschaffen. Sie kleiden sich eben so artig
prächtig als in Europa. Die Manns- Kleidung.
sonen tragen wegen der großen Hitze bloß
ine Strümpfe, leinene Beinkleider und Ka-
öler. Um den Kopf binden sie ein Schnupf-
und setzen den Hut darauf: bloß des Sonn-
s und an Versammlungstagen setzet man Pe-
ken auf, und alsdenn erscheinen angesehene Per-
en auch in seidenen Kleidern. Die Bedien-
vermiethen sich auf 4 Jahre, und wenn sie
ch ihre Aufführung sich des Vertrauens ihrer
eren würdig machen, werden sie sehr werth
halten und oftmals von ihren Herren zu Ge-
fen angenommen. Die Häuser sind wegen Häuser.

der Erdbeben und Orkane insgesammt nur
Stockwerk hoch, bestehen aus 5 bis 6 mit
hogany getäfelten Zimmern, und haben eine
einigen Stuffen erhabene Halle, die zum Sch
wider die Hitze dienet, wo man frische
schöpfen kann. Statt des Brots bedienet n
Speisen und Getränke. sich der Plantanen, Yam oder Igname und
niok, welche Wurzeln man reibet, in Wa
einweicht, hernach das Mehl trocknet und w
sehr zerbrechliche Kuchen daraus macht.
Neuengland kommt zwar Mehl hieher, das
aus bereitete Brot aber ist von schlechtem
schmack. An frischem Fleische ist kein Man
und eingesalzen irländisch Rindfleisch, Stockfis
Heeringe werden in großer Menge hieher
bracht. Das gewöhnliche Gerichte ist Pep
spot: man kocht Callilu, eine kleine Wur
mit Maiz, thut Heringe, gesalzene Fische
Piment hinzu, und ißt es, wenn alles wohl
kocht ist, gleich einer Suppe. Das gemei
Getränk bemittelter Personen ist Maderawe
mit Wasser vermischt; gemeine Leute hinge
trinken Rum oder Punch, den sie auch Kill
vill oder Teufelstodtschlag nennen, weil fast
Jahr verstreicht, daß nicht wenigstens 10
Personen daran sterben. Man macht den Pu
aus zween Theilen Rumbranntwein und ein
Theil Wasser, dazu man Zimmt, Citrone
Muskaten, ein Stück geröstet Brot und d
Gelbe vom Ey thut.

§. 20

§. 206.

Die Negern machen die größte Anzahl der Einwohner auf der Insel aus, und sind insgesamt Sklaven; ihre große Anzahl aber ist für ihre Herren so gefährlich nicht, als man denken möchte. Denn sie werden aus verschiedenen Gegenden von Guinea gebracht und sind in der Sprache so unterschieden, daß sie einander nicht deutlich verstehen. Es herrschet auch ein einwurzelter Haß unter ihnen; sie dürfen ohne Befehl ihrer Herren keine Waffen führen, noch die Grenzen der Pflanzung, worinn sie dienen, verlassen. Einige unter ihnen werden auf der Insel sehr geschickt und diese sind wahre Schätze vor ihre Herren. Ereignet sich ein Sterben unter ihnen, so gehen die Herren der Pflanzungen größtentheils zu Grunde, wenn sie nicht im Stande sind, den Abgang sogleich durch andere zu ersetzen; denn jedes Jahr muß ihre Anzahl vollständig seyn, sonsten würden die Pflanzungen den großen Nachtheil leiden. Viele sterben gleich bey der Ankunft an einem Fieber, welches man Seasonning nennet. Die schlimmste Krankheit heißet Yaws, dabey der größte Theil des Leibes mit harten Beulen voller Eiter angefüllet ist. Es währet lange, ehe sie aufgehen; geschiehet aber dieses, so ist der ganze Leib nichts anders, als ein Geschwür, woraus eine weißliche stinkende Materie herausgehet, die nicht eher aufhöret, bis die völlige Gesundheit wieder erlanget ist. Dieses Uebel ist so ansteckend, daß Negern.

wenn sich eine Fliege auf einen gesetzt hat,
damit behaftet ist, und sich hernach auf einen
funden Neger setzet, so wird dieser sogleich d
befallen. Sie müssen schwere Arbeit thun, w
sie, wenn sie etwas versehen, einer harten
zuweilen unbarmherzigen Züchtigung unterwo
sind. Jedem ist ein Stück Land angewie
welches er des Sonntags bearbeiten muß,
auf sie Maiz, Plantanen, Yam, Kakao
dergleichen pflanzen. Hieraus bestehet ihre
nehmste Nahrung und aus Heringen und ei
salzenen Fischen. Die Ratten, welche sich
den Zuckerplantagen erstaunlich mehren, sind
Leckerbissen. Die meisten gehen nackend,
diejenigen ausgenommen, welche ihre Herren
gleiten; und diese tragen Liverey, welches
größte Last ist, die man ihnen auflegen k
Die Negerinnen sind fast durchaus nackend
wissen von keiner Schamhaftigkeit. Ihre H
schaft giebt ihnen einige Jupen, die sie aber
ten gebrauchen, doch müssen sie sie in den S
ten anziehen. Ihre Kenntniß von der Relig
ist nach den mancherley Gegenden, woher
gebracht werden, unterschieden. Sie glau
einen guten, sanftmüthigen, den Menschen
wogenen Gott Naskew, und einen bösen E
und Urheber aller Unglücksfälle Tunnew. A
der Seligkeit haben sie keine andere Vorstellu
als daß sie in dem Vergnügen bestehe, ihr Va
land wiederzusehen, wohin sie nach ihrem T
wieder zu gelangen glauben. Mit diesem L
gr

ffe trösten sie sich in ihren Widerwärtigkeiten, ihr elendes Leben, das ihnen sonst unerträglich fallen würde, wird dadurch versüßet. sehen daher den Tod als ein Glück an, und Standhaftigkeit, womit sie dem letzten Augenblick ihres Lebens entgegen sehen, ist bewundernswürdig. Man tadelt mit Recht an ihren Herren, sie sich gar keine Mühe geben, sie in der stlichen Religion zu unterrichten. Des Sonntags Nachmittags versammeln sich Männer und iber unter einander und üben sich im Stockfechten, oder tanzen mit einander. Sie haben Art Pauken und andere Instrumente, welche sie mit dem Klange ihrer Stimme begleiten, ches zusammen eine recht abscheuliche Musik het.

§. 207.

Handlung.

Der Handel dieser Insel ist ungemein groß, alle Jahre werden mehr als 500 Schiffe mit Produkten derselben beladen. Die Hauptfuhre bestehet in Zucker, Rum, Syrup und nächst in Kaffee, Indigo, Färbeholz und thekerwaaren. Der meiste Handel wird mit Großbrittannien und den brittischen Kolonien Nordamerika geführet. Aus beyden werden dungsstücke, als Tücher, seidene Zeuge, Hüte, itzen, Schuhe ꝛc. und Lebensmittel, als gen Fleisch, Heringe, Stockfisch, Butter, se, Mehl, Zwieback, Bier ꝛc. hieher gebracht, bey funfzig vom hundert zu gewinnen sind. t den Spaniern auf dem gegen über liegenden

festen Lande treiben sie einen sehr vortheilha
Contrebandhandel mit Negern, Stoffen und
dern Waaren, welche sie hier mit großem
theil absetzen. Die Spanier sind auf diesen
del so erpicht, daß sie sich bey Erkaufung
Waare so großer Gefahr unterwerfen, als
Engländer bey dem Verkauf wagen müssen;
die Menge der Küstenbewahrer und andere
machte Anstalten können diesen Handel
bisweilen stören, aber nicht völlig hintertrei

Münzen. Man hat hier keine andere Münzsorten, als
nische, und es ist wohl nicht leicht ein Ort in
Welt, wo das Silber gemeiner ist. Von ku
ner Münze weis man wenig oder nichts, uni
geringste Münzsorte ist eine Reale; daher
alles sehr theuer ist und man nirgends eine M
zeit geringer, als um ein Stück von Achten,
halten kann. Der Unterschied des hiesigen
des vom engländischen ist 25 von Hundert,
75 Pfund Sterling in England machen in
maika 100 Pfund.

Justizwesen. Die Justiz wird hier
großer Ordnung, unpartheyisch und ohne Ve
verwaltet. Außer verschiedenen Untergerich
welche Sachen, die unter 20 Pfund betra
entscheiden, giebt es ein Obergericht, das
einem Oberrichter und sechs Beyständen beste
welches alles Personen von bekannter Redlich
und Geschicklichkeit seyn müssen. Es erke
in allen Processen, sowohl in bürgerlichen
peinlichen Fällen, und versammelt sich des Ja
viermal, jedes mal 21 Tage lang, in we

kun

ien Zeit eine große Menge Sachen berichtigt
oden. Die Bestrafungen sind in Ansehung
n Sklaven sehr strenge: ein aufrührischer Ne-
r oder der nur einen Weißen geschlagen, wird
m Feuer verdammt, oder man lässet ihn ver-
ngern. Man entschuldigt diese Grausamkeiten
mit, daß die Negern gemeiniglich große Böse-
yter sind, und daß es unmöglich seyn würde,
er einer so großen Menge Sklaven des Lebens
er zu seyn, wenn ihre Verbrechen nicht mit
erster Härte bestraft würden. Die herr-
nde Religion ist die von der engländischen Religions-
che; man duldet aber auch andere christliche wesen.
ligionsverwandte und auch die Juden. Die
chensachen stehen unter dem Bischof von Lon-
n; es sollen aber fast lauter untüchtige und un-
hrte Personen zum Priesterthum nach Ja-
ka gesendet werden. Gewisse Sakristey-
ammlungen erheben von den Kirchspielen die
hige Taxe zum Unterhalt der Priester, der Ar-
n und zur Ausbesserung und Erbauung der
chen. Die Regierung wird, wie in andern Regierung.
rischen Kolonien, durch einen Gouverneur und
h, der aus zwölf der ansehnlichsten und tüch-
en Personen der Insel bestehet, besorget, wel-
der König ernennet. Hiezu kommt die Lan-
versammlung, zu welcher die Besitzer der Frey-
er die Abgeordneten erwählen. Die öffent-
en Einkünfte belaufen sich jährlich auf 70000 Einkünfte.
Pfund; jedoch die Kosten, welche jährlich auf
e Unterhalt der Officiers und Soldaten ver-

wandt

wandt werden, übersteigen diese Summe s
Kriegs- oft. Der Kriegsstaat bestehet hier ebenfalls, w
staat. in andern engländischen Kolonien, aus einer M
von einigen Truppen zu Pferde und sieben Re
mentern zu Fuß, welche 7000 Mann ausmach
Sie stehet unter gewissen Officiers, welche
Statthalter ernennet, der auch bey besorg
feindlichen Anfällen alle Anstalten zur Vertl
digung der Insel mit unumschränkter Gew
macht. Jamaika ist für England von gro
Wichtigkeit Wichtigkeit, nicht allein in Absicht der Ha
der Insel, lung, sondern auch aus andern Ursachen.
sie im Mittelpunkt der spanischen Besitzung
liegt, und kein spanisches Schiff aus denselb
abgehen oder daselbst ankommen kann, welc
nicht Jamaika unumgänglich ins Gesicht ko
men müßte; so können zu Kriegszeiten die S
nier von hieraus mit geringer Mühe und we
Kosten beständig sorgsam erhalten werden, u
einige Kriegsschiffe und leichte Barken sind h
länglich, ihre Küsten zu beunruhigen und i
Schiffahrt zu stören. Der Handel hieher bri
England die wichtigsten Vortheile und ernäh
viele tausend Menschen. Der Zuckerhandel
läuft sich wenigstens auf eine Million Pfu
Sterling, und die übrigen Zeugungen der In
können auch auf 100000 Pfund gerechnet w
den, durch deren Umsatz Manufakturen und P
dukte aus Großbrittannien gebracht werden.

III. Die Insel S. Domingo.

§. 208.

Diese Insel wurde von ihren vorigen Bewohnern Quisqueja und Hayti genannt. Columbus gab ihr den Namen Hispaniola, und in der Folge wurde sie von der Hauptstadt S. Domingo genannt. Sie reizte unter allen Antillen die Aufmerksamkeit der Spanier am ersten, und man kann sagen, daß sie die Mutter von allen spanischen Pflanzstädten in der neuen Welt gewesen. Sie hatten eine Zeitlang hier eine blühende Kolonie: nachdem aber Peru in ihre Hände gefallen war, und sie anfiengen, ihre Besitzungen auf dem festen Lande von Nordamerika immer mehr zu erweitern; so vernachlässigten sie diese Insel, und viele Städte wurden von ihren Einwohnern verlassen. Dadurch wurden die Franzosen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgemuntert, sich auf der Nordseite niederzulassen. Die meisten von diesen neuen Ankömmlingen waren Normannen, denen man den Namen der Bukanier gab, weil sie das Fleisch von den Ochsen, die sie erlegten, bukanirten, d. i. nach Art der Wilden im Rauche trockneten. Die meisten von ihnen legten sich auf die Seeräuberey, und da ein Haufen englischer Seeräuber mit einigen untermengten Franzosen sich der Schildkröteninsel bey S. Domingo bemächtigt hatten; so vereinigte sie der Nutzen und sie fiengen an unter dem Namen der Freybeuter Geschichte.

beuter, Flibustiers, sich berühmt zu mac
Die Spanier thaten zwar verschiedene Versu
sie von da zu vertreiben, die ihnen aber mis
gen. Der Statthalter D' Ogeron brachte
Kolonie im Jahre 1665 zuerst in Ordnung
in bessere Aufnahme. Es wurden mehrere Nie
lassungen angelegt und nach und nach so ver
fert, daß die Franzosen die Spanier gänzlich
ten vertreiben und sich der ganzen Insel bem
tigen können, wenn sie nicht von der Nachl
schaft derselben große Vortheile gehabt hät
Endlich erhielten sie im Jahre 1763 den sp
schen Antheil durch einen Tausch für Neuorle
und ihre Besitzungen am Missisippi.

§. 209.

Lage. Die Lage der Insel ist ungemein vortheilh
indem sie in der Mitte der übrigen Antillen l
und von vielen kleinen Inseln umgeben ist, w
ches den Einwohnern große Bequemlichkei
und Vortheile verschaffet. Von der Insel Ku
ist sie durch eine 18 Meilen breite Meerenge
gesondert, welche die Engländer die Fahrt ge
den Wind (Windward Passage) nennen, du
welche sie bisweilen, wiewohl selten, von J
maika zurückkehren, weil die Fahrt gefährlich
daher sie lieber ganz um Kuba herumsegeln.

Größe. ist von Morgen gegen Abend ohngefähr 480 e
lische Meilen lang, und von Mitternacht geg
Mittag etwa 90 Meilen breit. Sie ist rund h
um mit einer Menge steiler Felsen umgeben, w
che die Anlandung sehr schwer machen. D

Klir

Klima ist heiß, wird aber durch den Morgen- Klima.
wind, den die Franzosen Brise nennen und der in großer Gleichheit bläset, sehr gemäßiget. Bey der größten Hitze regnet es auch außerordentlich stark, wodurch zwar wohl die Luft abgekühlt, aber auch eine solche Feuchtigkeit verursacht wird, die unangenehme Folgen hat. Das Schwerk hält sich kaum einen Tag und Nacht; die meisten Früchte faulen, sobald sie abgebrochen sind; das Brot wird in wenigen Tagen schimmlicht und der gewöhnliche Wein dicke und sauer. Das bewundernswürdigste ist die Ungleichheit der Luft, die man auf der Insel oft in geringer Entfernung antrifft. In der einen Gegend regnet es übermäßig, dahingegen die andere trocken ist. Sobald der Regen nachgelassen, stellet sich der Thau im Ueberflusse ein; die Nächte sind daher kühl und oft so empfindlich kalt, daß man seine Zuflucht zum Feuer nehmen muß. Man muß entweder eine starke Natur haben, oder mit der Himmelsgegend sehr bekannt geworden seyn, wenn man ein hohes Alter erreichen will. Die neuen Europäer spüren bald einen großen Abfall der Kräfte und altern vor der Zeit; die Kreolen hingegen sind, je weiter sie sich von ihrem europäischen Ursprunge entfernen, dergleichen Beschwerlichkeiten immer weniger ausgesetzt. Der Boden ist auch sehr verschieden, in Beschaffenheit.
einigen Gegenden außerordentlich ergiebig und fruchtbar, in andern ungemein schlecht und unfruchtbar. Die Hälfte der Insel ist bergigt, es

können

können aber die mehresten bis an den Gipfel
Produkte. gebauet werden. Das vorzüglichste Produkt,
ches hier am meisten gebauet wird, ist der Zuc
man bauet aber auch Indigo, Kakao, K
und etwas Taback. Man findet hier eben
Erd- und Obstfruchte, wie auf Jamaika,
verschiedene Gattungen von Färbeholz. H
und Wachs werden in den Wäldern häufig
funden. Bauholz ist in allen Gegenden der
sel überflüssig zu finden; es ist von Natur
hart und schwer, und es soll niemals von W
mern beschädigt werden. Bey der Entdeck
Thiere. wurden einige Arten von vierfüßigen Thieren
angetroffen, die aber, da sie insgesammt
das Vermögen sich zu vertheidigen hatten,
den spanischen Hunden und Katzen bald au
rottet wurden. Dagegen haben sich die hie
gebrachten und wild gewordenen Pferde
Rindvieh ungemein vermehret. Man trifft
zwar nicht viele Arten von Vögeln an, sie
aber von einer solchen Schönheit, daß die u
gen ihnen nicht beykommen. Man findet Gä
Enten, Turtel- und Holztauben, Pintadenh
ner, die aus Guinea hiehergebracht werden,
Pfauen, Phasanen, große Papagoyen,
Ungeziefer. Kolibry, Nachtigallen ꝛc. Alligators, Iguar
Schlangen, Skorpionen, Eidechsen, Wesp
Tausendfüße, Ameisen, Niguen, Moskiten
anderes fliegendes und kriechendes Ungeziefer
eine große Plage der Insel, und verursachen
Einwohnern mancherley Gefahr und Beschw

l. Es gab vormals hier Goldgruben und ar die ergiebigsten, die jemals bekannt gewesen, auch Silbergruben, die von einem beträchten Ertrage waren; sie werden aber itzt verhlässigt, weil man es nicht mehr der Mühe th hält, sie anzubauen.

§. 210.

Bey der ersten Ankunft der Europäer war Insel ungemein stark bewohnt, und einige rfasser haben behaupten wollen, daß man 3 llionen Seelen daselbst angetroffen habe, wels aber wohl übertrieben ist. Sie hatten eine ungelbe Farbe, häßliche und grobe Gesichtse, große und weite Naselöcher, lange Haare, r fast gar keine Stirne, welches sie durch das pressen der Hirnschädel zuwege brachten, die urch auch so hart wurden, daß die Spanier die Degenklingen zerbrachen, wenn sie ihnen Köpfe zerhauen wollten. Sie brachten ihr en in größter Faulheit zu, waren die einfälten und sanftmüthigsten Menschen, die man en konnte; sie wußten nichts von Ehrgeiz, n, Verbitterung und andern dergleichen Gethsbewegungen. Der Eigennutz war ihnen ekannt, und die Gastfreyheit war etwas geigtes und wurde gegen jedermann aufs gemeste ausgeübet. Sie waren der Geilheit so eben, daß sie darinn weder Maaß noch Ziel ten; daher war ihr Geblüt so verderbt, daß meisten die venerische Krankheit hatten, deren Mittheilung den Spaniern und der alten Welt

Alte Einwohner.

Charakter.

einen solchen Schaden verursacht hat, dem
Schätze der neuen Welt nicht gleich zu acht

Kleidung. Die Männer giengen ganz nackend und bedeck
die Schaam nur sehr nachläßig: die Weiber
gen eine Art Jupen, die bis an die Kniee reic
und die Mädchen waren völlig unbekleidet. J

Wohnungen. Wohnungen kamen mit der Einfalt ihres m
gen Lebens überein. Sie setzten in der Ru
Pfähle in die Erde, 4 bis 5 Schritte von
ander: auf diese legten sie breite Stücken H
worauf sie lange Stangen stützten, die ins
sammt mit den Spitzen zusammengefügt w
den und ein Dach in Gestalt eines zugespitz
Kegels bildeten, welches sie mit Stroh und Pa
blättern bedeckten. Die Zwischenräume der Pfä
beflochten sie dichte mit Rohr und mit einer
von unverweslichem Flachs. Ihre gewöhnli

Nahrungsmittel. Nahrung war Fleisch, und die Jagd und Fische
lieferte ihnen das nöthige Fleisch- und Fischwe
wovon aber die Caziquen das beste bekomm
mußten. Sie aßen auch Würmer, Spinn
Fledermäuse, Schlangen und andere Dinge,
wir verabscheuen. Die Schwäche ihrer gewö
lichen Nahrungsmittel war die Ursach von ih
schwachen Leibesbeschaffenheit, welche sie zu st

Verrichtungen. ker Arbeit untüchtig machte. Ihre Verrichtu
gen waren die Fischerey und die Jagd, wozu
kleine stumme Hunde gebrauchten; öfters a
machten sie an den vier Ecken einer Wiese Feu
an, und alsdenn trafen sie selbige in kurzer Z
voller Wild an, das bereits halb gebraten w

D

Ins Erdreich baueten sie sehr wenig; sie verbrannten das trockne Kraut in ihren Savanen, lockerten hernach das Erdreich mit einem Stocke auf und säeten Maiz hinein. Ihre Kanote verfertigten sie auch mit Hülfe des Feuers, womit sie den Baum erst fälleten, hernach allmälig aushöhlten. Das Gold achteten sie sehr wenig, sie suchten aber doch Goldkörner auf, klopften sie platt und machten Nasenringe davon. Sie waren große Liebhaber von Tänzen und tanzten sowohl nach Liedern, als nach dem Klange einer Art von Trommel. Ein anderer Zeitvertreb war das Ballspiel, wobey der Batos, eine Art von Ball, mit dem Kopfe, dem Ellbogen und besonders den Knieen fortgetrieben wurde. Darauf folgte ein allgemeiner Tanz, und bey dessen Endigung ermangelten sie niemals, sich durch Tabacksrauch zu berauschen. Man legte Tabacksblätter auf Kohlen und zog den Rauch durch ein Rohr in Gestalt eines Y in beyde Nasenlöcher, der denn sie bald in das Gehirn stieg. Sie hatten zwo, auch mehrere Weiber, unter denen eine angesehener war, als die übrigen. Beym Absterben der Caziquen wurden ein Paar von ihren Dienern, um ihnen in der andern Welt zu dienen, lebendig mit begraben. Die Leichname der Verstorbenen ließen sie auf einer Art von Sessel in eine tiefe Grube hinab, mit allem, was sie brauchbares im Leben besessen hatten. Diese Feyerlichkeit ward mit Liedern und vielen abergläubischen Dingen begleitet. Ihre Gottheiten wur-

Ergötzlichkeiten.

Ehestand.

Religion.

den unter abscheulichen Bildern vorgestellet, waren von Leimen, Steinen, oder gebac Erde gemacht. Sie nannten sie Chemis Zemes, von denen einige Götter der Jahre ten, andere der Gesundheit, der Jagd, der Fi rey ꝛc. waren, und jedwedem wurde ein be derer Dienst erwiesen und besondere Opfer bracht. Doch meynen einige, daß sie dies mes als untergeordnete Gottheiten und Di eines allmächtigen, unendlichen, unsichtbar aber nicht unerschaffnen Wesens verehret hät Ihre Butios oder Priester gaben vor, daß öftere Unterredungen mit den Göttern hät und daß ihnen diese die geheimsten Dinge o barten, daher sie auch als Zemes und göttl Menschen betrachtet wurden. Sie waren gleich Aerzte, weshalb sie sich stark auf die Ke

Regierung. niß der Kräuter legten. Die Regierungsart despotisch, indem das Leben und die Güter Unterthanen in der Gewalt der Landesher stunden, die sie aber niemals misbrauchten. Insel wurde von vielen Caziquen regiert, de Würde erblich war; wenn aber ein Cazique o Kinder starb, so kam sein Land an die Kin seiner Schwester. Gesetze hatten sie wenig, diese waren nicht sonderlich strenge, weil n von groben Verbrechen, als Mord und T schlag nichts wußte. Der Raub wurde als d größte Verbrechen angesehen und der Räu ohne Ansehen der Person gespießet. Ereign

Kriege. sich ja ein Krieg unter den Caziquen, so war

reit gar bald und fast ohne Blutvergießen ge-
ichtet. Ihre Waffen bestunden aus Makanas,
r Art Keulen, zween Finger breit und oben
espitzt, und aus hölzernen Wurfspießen. So
das Volk beschaffen, welches die Spanier mit
enschlicher Grausamkeit völlig ausrotteten.

§. 211.

Die hiesigen spanischen Kreolen sind außer- Spanisch
ntlich faul und daher sehr armselig. Den Kreolen.
zen Tag über thun sie nichts, sondern brin-
die Zeit mit Spielen zu, oder sie lassen sich
ren Hangematten gleich den Kindern wiegen.
nn sie sich müde geschlafen haben, so fangen
an zu singen und verlassen die Betten nicht
, als bis sie der Hunger heraustreibt. Sie
en die Franzosen aus, welche sich Mühe ge-
, Schätze zu sammeln: sie wissen an den mei-
Orten von keiner Handlung, und ihre zahl-
en Viehheerden schaffen ihnen den einzigen
erhalt. Sie liefern der französischen Kolonie
schwerk, und von diesen bekommen sie, was
n zum nöthigsten Gebrauch unentbehrlich ist.
sind ungemein mäßig und leben meistentheils
Chokolade. Durch dieses mäßige und ruhige
en erreichen sie ein hohes Alter. Sie sind im
ysten Grade unwissend und doch dabey so
, daß sie sich für die vornehmsten Menschen
der Welt ansehen. Sie sind zum Theil der
erlichkeit sehr ergeben und demohngeachtet
äußerlich in ihrer Religion sehr andächtig. Sie
en fast täglich Andachtstage, man siehet sie

niemals ohne Rosenkranz, und man sollte
mermehr glauben, wie weit sich ihre Ehre
tung vor geweihete Dinge, und ihre blinde U
würfigkeit gegen die Priester erstrecket.
Tugend ist die Gastfreyheit, und darinn gehe
so weit, daß sie sich das nöthige entziehen,
Fremden gutes thun zu können. Die fran
Französische Kreolen.
schen Kolonien bestehen aus mehr als 30
freyen Leuten, unter denen 10000 tüchtig
die Waffen zu führen, und aus 100000 S
ven, die theils Schwarze, theils Mulatten
Die hiesigen französischen Kreolen sind reich,
lich, gesprächig, freygebig, mitleidig, offenh
und gute Gesellschafter. Die Gastfreyheit,
gleichsam ein Erbschaftstück auf dieser Insel
üben sie im höchsten Grade aus. Ein Fre
kann überall im Lande herumreisen und bra
nur ein äußerlich anständiges und ehrbares
sehen zu haben, um überall gut aufgenomme
werden. Ist er bedürftig, so giebt man
reichlich, seine Reise weiter fortzusetzen.
Gutthätigkeit gegen Verwaisete ist eben so g
Die nächsten Verwandten, und in deren
mangelung die Pathen, haben das Vorrecht
ihre Erziehung zu sorgen. Sollte aber ein K
ganz verlassen seyn, so schätzt sich der erste,
es habhaft werden kann, glücklich, Vaters
bey ihm zu vertreten. Die Weiber sind hüb
weiß, wohlgestaltet und voller Anmuth;
beschuldigt sie galant zu seyn, es soll aber ge
hen, um sich wegen der allzumerklichen Neig
ist

r Männer zu den schwarzen Sklavinnen zu
hen. Der muntere Fleiß der Franzosen ist
liche, daß sie ihre Errichtungen bestmöglichst
tzt haben und zu geschwindem Vermögen ge-
men sind. Alles hat bey ihnen ein Ansehen
t Reichthume, und man findet beynahe 1500
kermühlen und Siedereyen. Wer hieher
mt, um Vermögen zu erwerben, darf nur
ein Stück Landes anhalten, das noch keinen
rn hat. Man weiset ihm eins nach seinen
dürfnissen und Kräften an, und er kann bis
00 Schritte ins Gevierte erhalten. Gemei-
lich fängt man an Indigo und Taback zu
en, weil diese Manufakturen keine große Zu-
lung und wenige Schwarze erfordern, die
ernehmer aber dadurch bald in den Stand ge-
werden, Zuckersiedereyen anzulegen. Sie
yen einen sehr wichtigen Handel, sowohl mit Handlung.
Spaniern, als vornehmlich mit Frankreich.
Zuckerhandel ist der wichtigste und liefert
lich mehr als 400 Schiffen Ladung, da-
französische Waaren zurückgebracht werden.
Zerdem werden Häute, Ingwer, Indigo,
back, Kakao, Ambra, Honig, Wachs und
bholz ausgeführt. Die Regierung der In-
wird von einem königlichen Statthalter besorgt.

IIII. Die Insel Porto Rico.

§. 212.

Diese Insel wurde vom Kolombus 1493 ent- Geschichte.
deckt und Johannes Baptista genannt,

sie hat aber die gegenwärtige Benennung von
darauf belegenen Hauptstadt Porto Rico,
gen der Vortrefflichkeit des Havens, bekomm
Die Spanier machten sich anfänglich wenig
dieser Entdeckung, weil sie auf Hispaniola n
Gold als hier antrafen. Nachher aber,
sich Goldadern blicken ließen, suchten die S
nier sich hier niederzulassen. Ponce von L
legte 1510 den Grund zur ersten Kolonie
wollte die Einwohner dienstbar machen.
hatten aber nicht sobald das schwere Joch
Spanier gefühlt, als sie auf Mittel dachten,
davon zu befreyen. Sie machten zuerst ei
Versuch, ob die Spanier auch wirklich so
sterblich wären, als es der Ruf von ihnen
breitete. Einige von ihnen warfen einen S
nier ins Wasser und hielten ihn so lange unte
taucht, bis er ertrunken war. Sie gaben
Tage Achtung, ob er wieder aufleben wür
und da endlich der übele Geruch, den er von
gab, sie von seinem wirklichen Tode überzeug
so ließen sie die Meynung von der vorgegeben
Unsterblichkeit ihrer Tyrannen fahren, überfi
sie und machten eine Menge von ihnen nied
Ponce nahm alle seine Leute zusammen und suc
die Indianer in ihren Schlupfwinkeln auf,
bey er sich eines großen Hundes bediente, der
staunliche Niederlagen unter ihnen anrichte
Sie wurden also nach und nach gänzlich aus
rottet, und ihre Zahl soll sich auf 60000 belauf
haben.

§. 21.

§. 213.

Porto Rico liegt unter dem 18ten Grad :derbreite, und hat etwa 40 deutsche Meilen er Länge, 15 bis 16 in der Breite und 120 Umfange. Das Klima ist vom May bis in September außerordentlich heiß, alsdenn ehen die entsetzlichen Höllenstürme, welche estalt toben, daß kein Fahrzeug auf der See ern kann, und die auf den Feldern unglaub: n Schaden anrichten. Die übrige Zeit des res ist feucht und regnicht. Mitten durch Insel geht eine lange Reihe Berge, die zum il mit Holz bewachsen sind, und von denen kleine Flüsse herabströmen. Der Boden ist emein ergiebig und fruchtbar, doch nach Mit: acht zu nicht so gut, als gegen Mittag. Sie ugt Zucker, Baumwolle, Kassien, Vanille, ß, Maiz und Maniok im größten Ueberflusse. hat auch eine Menge Obstbäume und ande: Nutzholz. Das Franzosenholz wächst in allen enden. Aus dem Tabunuko quillet ein igtes und zu Heilung der Wunden dienliches z, und der kleine Marienbaum giebt einen ft, der fast alle Fleischwunden heilet. Die all befindlichen schönen Wiesen ernähren eine emeine Menge von wildem Hornvieh, das : spanische Zucht ist, und sehr vieles Wild: t. Ein dem Lande eigenes Thier ist Java: , eine Art von wilden Schweinen, das kurze en, den Nabel auf dem Rücken und fast kei: Schwanz hat. Es ist schwer zu fangen;

Größe.

Klima.

Produkte.

Thiere.

denn da es durch ein Luftloch auf dem Rü
beständig Athem holet, so wird es nicht m
ob es gleich noch so stark läuft. Wird es
Hunden angefallen, so stellt es sich heftig
Wehre und zerreißet alles, was ihm im W
stehet. Das Thier Opassum ist so groß
eine Katze und hat unter dem Bauch einen B
tel, der von innen weichere Haare als von au
hat und den Jungen zum Lager dienet.
Tatau hat harte Schuppen und einen Schwe
rüssel: es rollt den Kopf, die Beine und
Schwanz unter den Schuppen zusammen,
alsdenn kann es durch kein Gewehr noch
verletzt werden. Die Fische, die aus dem
nachbarten Meere in großer Menge komm
Metalle. sind vortrefflich. Außer dem Golde, welc
man in Bergwerken und Flüssen findet, ist a
Zinn, Bley und Queckssilber anzutreffen.

§. 214.

Handlung. Die Hauptstadt Porto Rico hat einen t
trefflichen Haven, ist groß, wohl gebauet
besser bewohnt, als die meisten andern spanisc
Städte in Amerika. Die Ursach hievon ist di
weil sie der Mittelpunkt des Schleichhandels
der von den Engländern und Franzosen mit
spanischen Unterthanen getrieben wird, ohn
achtet die Gesetze dagegen so strenge sind,
man die größte Vorsichtigkeit zur Verhinderu
desselben anwendet. Ein Schiff, das in d
Haven einlaufen will, braucht den Vorwan
daß es Wasser, Holz oder Lebensmittel nöt
ha

e, oder daß das Schiff beschädigt ist und also
geladen werden müsse. Durch Geschenke,
man dem Statthalter und den übrigen Be-
ten macht, erhält man die Erlaubniß einzu-
en. Nun vergißt man keine Ceremonie:
bringt die Schiffsladung in ein Vorraths-
s, schließt sie sorgfältig ein und drückt das
gel auf die Thüre. Allein man hat eine an-
Thüre anzubringen gewußt, die nicht ver-
lt ist, durch welche man bey Nachtzeit die
ung herausschafft und an deren Statt die ein-
uschten Waaren hineinlegt. Sobald dieser
kehr geschehen ist, ist das Schiff ausgebessert
gehet wieder unter Segel. Kleine fremde
cken führen ihre Ladung in die Mündung der
sse, und geben den benachbarten Wohnungen
Zeichen durch einen Kanonenschuß, worauf
Spanier mit ihren Waaren auf kleinen Boo-
herbeykommen. Man nennet diesen Han-
nach der Pike handeln, weil die fremden
fleute wegen besorgter Betriegereyen und Ge-
thätigkeiten ihre Leute allezeit wohl bewaff-
halten. Die vornehmsten Waaren, womit
Kaufleute zu Porto Rico handeln, sind
ker, Ingwer, Häute, baumwollen Garn
rohe Baumwolle, Kassia, Mastix. Sie
ken auch eine große Menge Salz, und gewin-
viel durch den Verkauf ihrer frischen und ein-
machten Citronen und Pomeranzen. Sie ha-
viele gute Schiffe, mit welchen sie nach ver-
edenen Gegenden von Amerika segeln, und

das

das verschafft ihnen Gelegenheit, den verboth
Handel noch besser zu treiben. Die Insel
in weltlichen Sachen von einem Stattha
und in geistlichen von einem Bischofe regi
welche beyde ihren Sitz in der Hauptstadt hal

Der zweete Abschnitt.

Von den karaibischen Inseln.

§. 215.

Lage. Die karaibischen Inseln machen einen
der kleinen Antillen aus, und werden
einigen auch die Kanibaleninseln gena
Sie liegen zwischen dem festen Lande des mitt
gen Amerika und der Morgenseite der Insel
to Rico, in Gestalt eines Bogens, und erstre
sich in dem hitzigen Erdstriche vom 11ten
19ten Grad Norderbreite. Die Luft ist meh
theils sehr gemäßigt und ziemlich gesund, w
Klima. man derselben erst gewohnt ist. Die Hitze ist
stärker als in Frankreich im Julius und Aug
und wird durch einen sanften Ostwind, der
Morgens um 9 Uhr bis Nachmittags um 4
anhält und die Luft erfrischet, sehr gemäßi
Frost und Eis ist zwar unbekannt, es ist aber
des Nachts sehr kalt; und wenn man diese
über unbedeckt bleibt, so kann man sich dad
allerley Ungemächlichkeiten zuziehen. Wenn
Sonne über die Linie gegangen ist und sich
Wendungskreise des Krebses nähert, so entste

ßliche Donnerwetter, und wenn diese auf-
n, so fängt es an zu regnen, welches zuweilen
bis 14 Tage ohne Unterbrechung anhält.
Monate lang geht kaum eine Woche ohne Re-
hin. Diese Regen kühlen die Luft und Erde
daher heißt diese Jahreszeit der Winter, der
nglich eine Menge Krankheiten, als Fieber,
nupfen, Zahnschmerzen und Geschwüre er-

In den übrigen Zeiten des Jahres herr-
eine ungemein große Dürre, welche man
Sommer nennet. Der meiste Theil der In-
ist mit Waldungen bedeckt, welche das ganze
r hindurch grünen und einen angenehmen
lick geben. Auf den meisten ist das Erdreich
ytbar, und wo der Boden gebauet wird,
gt er allerley Lebensmittel im Ueberfluß her-

Die gewöhnlichsten sind Maiz, Manioc
Pataten; man hat aber auch europäisches
reyde angebauet. Die Weinstöcke wachsen
ig, und außer den wilden Reben, die man in
Wäldern antrifft und welche große dicke
uben tragen, findet man auch europäische
n, die daselbst gepflanzt worden, und des
rs zweymal reife Trauben tragen, die sehr
sind, wovon aber der Wein sich nicht über
ge Tage hält. Quellen, Seen, Bäche und
nnen von süßem Wasser sind häufig, und
Inseln haben auch schöne Flüsse, die auch
r größten Dürre nicht austrocknen und reich
fischen sind, welche das Meer noch im grö-
Ueberflusse liefert. Die alten Einwohner,

Beschaffenheit.

Einwohner.

die

die sie von undenklichen Zeiten bewohnt ha
sind die Karaiben, welche aber von den Eng
dern, Franzosen, Holländern, Spaniern
Dänen aus den meisten Inseln vertrieben
Man zählet derselben 28 der wichtigsten,
theilet sie in zwo Reihen, davon die eine
Mittag gegen Mitternacht gehet und So
Vento, die Inseln über dem Winde, gen
wird; die andere aber, die sich von Osten
Westen erstrecket, mit den Namen Barlo Ve
die Inseln unter dem Winde, belegt wird.
kann sie auch in 6 Klassen theilen, nach den
schiedenen Nationen, die sie besitzen.

I. Die Inseln, die den Karaiben gehö

§. 216.

S. Vincent.

Die Karaiben besitzen die Inseln S. Vinc
und Dominique. Jene liegt im 1
Grade Norderbreite, und kann etwa 8 Meile
der Länge und 6 in der Breite enthalten.
ist voller hohen mit Gehölzen bedeckten Be
und kleinen Thäler, welche letztern fruchtbar
würden, wenn sie bearbeitet wären. Sie ist
stärksten von den Karaiben besetzt, die viele D
fer hier haben und nach ihrer Art sehr bequ
leben. Es haben sich auch aus Barbados v
weggelaufene Negern hieher begeben, welche
Karaiben unter sich aufgenommen, die sich a
nachher so sehr vermehrt haben, daß sie endl
die Karaiben an der Zahl übertroffen und sie

zwung

ngen haben, die Insel mit ihnen zu theilen. Engländer haben zwar im Jahre 1723 und vor wenigen Jahren Versuche gemacht, sich Insel zu bemächtigen, sie sind ihnen aber mis- len.

Die Insel Dominique liegt unter dem 15ten Domi- nique.
d und 30 Minuten, und man schätzt ihre e auf 13 Meilen, ihre Breite aber etwas ger. In dem Mittelpunkte liegen viel hohe ge, die einen unersteiglichen Grund umgeben, elchem man eine große Menge kriechender ziefer von ungeheurer Länge und Dicke fin- Sie hat vortreffliche Thäler und weite Ebe- die werth wären, bepflanzt zu werden, und von verschiedenen Flüssen bewässert. Maiz, niok, Pataten, Baumwolle, Bananen und n wachsen im Ueberflusse, und Schweine in Menge vorhanden. Es sind hier nicht 2000 Karaiben, wovon zwey Drittel Wei- nd Kinder sind.

§. 217.

Die Karaiben, welche man auch Kaniba- Einwoh- ner.
nd Menschenfresser genannt hat, stammen Florida her. Sie sind von mittelmäßiger ge, wohlgewachsen, breit von Schultern und entheils gut bey Leibe. Sie haben ein run- Gesicht, eine durch Kunst flach gemachte ne und Nase, schwarze und etwas kleine, durchdringende Augen und eine olivengelbe e. Die Frauensperson sind ebenfalls wohl- chsen und verdienen schön genannt zu wer-

den.

den. Sie haben durchgängig schwarze
Haare, welche sie hinterwärts zusammenfle
und in ein kleines Horn stecken, das sie m
auf dem Kopfe fest machen. Sie sind von
Charakter. melancholischen, tiefsinnigen Gemüthsbesch
heit, sie haben aber ihrer Neigung eine solche
walt angethan, daß sie aufgeräumt und m
zu seyn scheinen. Sie sind wohlthätig und
müthig, aber Feinde alles Zwanges, daß
einige zu Sklaven gemacht werden, sie sich
zu Tode grämen: mit Gelindigkeit aber
man von ihnen alles erhalten. Sie leben
Sorge, ohne Ehrgeiz, ohne Unruhe, und
gnügen sich mit dem, was ihr Land hervorbr
Raub und Diebstahl halten sie für ein Haup
brechen. Männer und Weiber sind von N
keusch, welches eine seltene Tugend unter
Wilden ist. Sie leben unter einander in gr
Einigkeit, und Zänkereyen sind selten unter ih
Werden sie aber einmal beleidiget, so verze
sie niemals, sondern treiben ihre Rache
äußerste; und aus dieser Begierde verzehre
auch das Fleisch ihrer Feinde. Sie sind
mein einfältig und unwissend, daher sie in
große Verwunderung gerathen, wenn sie et
sehen, davon sie die Ursach nicht wissen.
essen keine Schweine, weil sie besorgen, dad
eben so kleine Augen zu bekommen, als diese
ben; auch keine Schildkröten, weil sie glau
daß sie der Dummheit dieser Thiere dadurch
haftig gemacht werden möchten. Sie g

z nackend, und wenn einer seine Schaam be- Kleidung.
en wollte, so würde er ausgelacht werden.
nn sie mit den Christen Umgang haben, so
en sie aus Liebe zu ihnen ein Hemde und
nkleider an, setzen auch einen Hut auf; wel-
alles sie, sobald sie wieder nach Hause kom-
, gleich ausziehen und als eine Seltenheit
eben. Wirft man ihnen ihre Blöße vor,
agen sie, daß wir nackend auf die Welt
en, und daß es eine Thorheit sey, dasjenige
erbergen, was wir von der Natur erhalten.
Morgen baden sie sich, und wenn sie sich
einem kleinen Feuer getrocknet haben, so
n sie sich den ganzen Leib und das Gesichte
Rucu bestreichen, und die, welche noch zier-
r aussehen wollen, malen sich schwarze Ringe
die Augen. Dieser rothe Anstrich macht ihre
der geschmeidig und dienet ihnen des Nachts
r die Kälte, auch wider die Stiche des Un-
fers. Das Haupt schmücken sie mit einer
ne von bunten Federn. Die Weiber durch-
en sich die Ohren, auch die Lippen und Nase-
er, und tragen allerley Zierrathen darinn.
haben auch Hals- und Armbänder von Am-
, Korallen und andern Dingen. Viele tra-
Pfeifen, die aus den Knochen ihrer Feinde
acht sind, auch Ketten von Thierzähnen und
schelen. Ihr hauptsächlichster Schmuck sind
Caracolis oder geglättete Kupferplatten, in
talt eines halben Mondes.

§. 218.

Wohnungen. Ihre Hütten sind länglicht rund und best aus eingerammten Pfählen, die sie mit P blättern oder Zuckerrohre decken. Sie um nen sie mit Strauchwerk und theilen sie in schiedene Abtheilungen. Sie halten sie unge reinlich. Ihr Hausgeräthe bestehet aus Ha matten von kleinen Sesseln, aus einem S rothen oder gelben Holze, aus kleinen mit P blättern bedeckten Tischen und aus allerley fäßen aus Thon oder Kürbißschalen. Sie n nen in Dörfern, die mehrentheils auf klei Bergen, nicht weit von einer Quelle oder F liegen und in deren Mitte ein Karbet oder V sammlungshaus ist. Bey ihren Hütten zie sie Hühner und Truthühner auf, um sie an Europäer zu vertauschen. Sie pflanzen a Orangen- Citronen- und andere fruchttrage Bäume um dieselbigen, wie auch Maniok, taten und Karaibenkohl. Bey ihren Mahlze sind sie sehr mäßig und reinlich, und sie pfle sich sorgfältig vorher zu waschen. Die We essen nicht eher, als bis die Männer ihre M zeit geendigt haben. Ihre gewöhnliche Nahru Speisen. ist Kassavebrot, welches sie aus Maniok u Maiz verfertigen. Ihre andern Gerichte s Eidechsen und Fische, ingleichen Kohl, Erbs Bohnen, besonders aber kleine Krebse, die ihrer eigenen Brühe mit Citronensaft und ment zurechte gemacht werden. Ihr Geträ verfertigen sie aus Maiz, Pataten, Maniok;

Pal

Palmwein und der aus Zucker gemachte Wein sind unter ihnen sehr beliebt. In der Gastfreyheit gegen Fremde, die als Freunde zu ihnen kommen, übertreffen sie alle andere Wilden. Ihre Hauptbeschäfftigung besteht in der Jagd und Fischerey; die Weiber aber müssen das, was sie gefangen haben, zu Hause tragen. Darinn unterscheiden sie sich von andern Einwohnern der neuen Welt, daß sie sich in ihren Hütten auch beschäfftigen. Sie machen Hamacken von Baumwolle, künstliche Decken aus Schilf und Kraute, Schüssel von geglättetem Holze, kleine Tische und allerley Hausgeräthe; besonders suchen sie ihre Waffen, die in Bogen, Pfeilen und Streitkolben bestehen, sauber zu erhalten. Die Weiber spinnen Baumwolle und verfertigen ihre Halbschürzeln, die sie bisweilen tragen, sehr geschickt. Beschäfftigungen.

Sie lieben die Ergötzlichkeiten, daher richten sie Papagoyen und andere Vögel zum Reden ab, verfertigen Trommeln und Pfeifen, und vertreiben sich die Zeit mit Singen und mit dem Steine- und Strohspiel. Ihre stärkste Belustigung ist das Tanzen, welche Uebung sie sonderlich an ihren Festtagen anstellen. Ergötzlichkeiten.

§. 219.

Sie nehmen so viel Weiber als ihnen gefällt. Sie bauen vor jede Frau eine eigene Hütte, und wohnen bey der, die ihnen am besten gefällt, so lange sie wollen, ohne daß die andern eifersüchtig werden; und diejenige, bey der sie sich aufhalten, besucht ihnen mit äußerster Sorgfalt. Ihre Mahlzeiten Heirathen.

men sind ihnen auf gewisse Maße der Ge
nach zuständig, sie können davon nehmen, w
sie wollen, und dürfen sie nur ohne weitere C
monien in ihre Hütten führen. Sie könner
im Kriege gefangenen Weiber auch nehmen;
Kinder aber, die davon gebohren werden,
sowohl als die Mütter Leibeigene. Wenn
Mann seine Frau auf einer Untreue ertappt
verzeihet er niemals, sondern er schlägt sie
dem Streitkolben todt, oder schneidet ihr
Bauch auf. Die Weiber werden leicht entl
den, und wenn es schwer hält, so trinken sie
Saft aus der Wurzel eines gewissen Schi
welcher augenblicklich die Entbindung beför
Der Mann legt sich alsdenn nieder und nir
die Wochenbesuche und Glückwünsche an.

Kinder-zucht. Kindern wird die Stirne gleich nach der Gel
eingepresset, daß sie sich vorwärts herabnei
Sie wickeln sie niemals ein, und doch werden
Glieder nicht ungestaltet. Zehn Tage nach
Geburt bekömmt das Kind einen Namen,
von ihren Vorfahren oder von Bäumen
Thieren hergenommen ist, und den es mit ei
andern verwechselt, wenn es unter die Kri
leute aufgenommen wird. Die Erziehung
stehet darinn, daß sie die Kinder unterricht
die Waffen geschickt zu führen und sie zu ver
tigen, daß sie sie zum Schwimmen, Jag
Fischen und anderer Arbeit anhalten. Ohn
achtet sie nicht zur Ehrfurcht gegen ihre Aelt
angewöhnt werden, so haben sie doch eine nat
li

ie Hochachtung für sie. Da sie von einer ge-
den Natur sind und in beständiger Gemüths-
e leben, so wissen sie fast von keinen Krank-
en, leben bis auf hundert Jahre und drüber
sterben meistentheils vor Alter. Der Genuß
Ungeziefers verursacht ihnen eine Krankheit, Krank-
sie Pyans nennen und mit den Kinderblat- heiten.
übereinkommt. Sie brauchen dawider aller-
Hülfsmittel, und wenn diese nicht helfen, so
men sie ihre Zuflucht zu den Boyen oder Prie-
n. Bey Verwundungen besitzen sie ein Ge-
nniß, die Wunden in kurzer Zeit dergestalt
heilen, daß man nicht das geringste Merk-
hl davon antrifft. Bey einem Todesfalle stel- Begräbniß.
sie ein erbärmliches Wehklagen an, benetzen
Leichnam mit ihren Thränen, bestreichen ihn
rother Farbe und setzen ihn in die Stellung
s Kindes in Mutterleibe. Sie machen das
b gemeiniglich in der Hütte des Verstor-
en, und wenn sie ihn in die Grube gelassen
en, machen sie ein großes Feuer herum.
nner und Weiber setzen sich auf die Hucke
wehklagen. Wenn das Grab mit Erde be-
t ist, so schneiden sich die nächsten Freunde
Haare ab und stellen ein strenges Fasten an:
ld aber der Leichnam anfängt zu verwesen,
d das Fasten in ein Schmausefest verwandelt,
die Betrübniß durch Lustbarkeiten vertrieben.

§. 220.

Sie haben einen Begriff von einer obern Religion.
chthuenden Macht, der sie aber weder An-

betung noch Verehrung leisten, weil sie sich
die menschlichen Handlungen nicht bekümm
Sie glauben gute und böse Geister. Die gu
sind ihre Gottheiten und sie nennen sie Akamb
die Weiber aber heißen sie Opoyem. Sie gl
ben, daß jeder Mensch einen besondern habe,
sie opfern ihnen Kassave und die Erstlinge ih
Früchte, welche sie an das Ende ihrer Hütte
kleinen Tischen hinstellen. Die bösen Gei
nennen sie Maboya und schreiben ihnen
Uebel zu, bringen ihnen aber keine Opfer,
dern machen ihr Bildniß, in der Gestalt,
sie glauben, daß sie ihnen erschienen sind,
hängen solches an den Hals. Sie glauben,
ein jeder so viel Seelen habe, als er Schläge
Pulsader verspürt; die Seele des Herzens a
sey die vornehmste und fahre nach dem T
mit ihrem Gott in den Himmel. Hier glau
sie, eben ein solches Leben zu führen, als
auf Erden gethan; daher tödten sie Sklaven
den Gräbern der Todten, um ihnen in der
dern Welt zu dienen. Sie haben verschied
Regierungsform. Arten von Befehlshabern: erstlich einen Hau
mann in jedem Dorfe, zweytens einen Hau
mann über die Fahrzeuge, drittens einen Ad
ral, der die ganze Flotte commandirt, und vi
tens einen Oberbefehlshaber oder Caziquen, d
sie Ubutu nennen, der auf Lebenszeit erwä
wird und große Ehrerbietung genießet. Kei
von diesen Hauptleuten gebiethet der ganz
Völkerschaft; wenn sie aber zu Felde ziehen,
wähl

olen sie aus allen Hauptleuten einen Heerfüh-
r der den ersten Angriff thut. Die Gerech-
eit wird von diesen Hauptleuten nicht verwal-
t sondern ein jeder, der beleidigt worden, sucht
e selbst Genugthuung zu verschaffen, es ent-
ehen aber selten Zwistigkeiten unter ihnen. Mit
e Aruankas oder Aruagern in Guana haben Kriege.
von undenklichen Jahren her Kriege geführet,
e sie besuchen sie auch noch fast alle Jahre
ymal. Sie schiffen in ihren Piroguen und
noten in aller Stille herüber und suchen sie zu
rumpeln. Werden sie vor dem ersten Schar-
zel entdeckt, oder nur von einem Hunde an-
llet, so ziehen sie wieder ab; werden sie aber
t entdeckt, so suchen sie ihre Feinde in ihren
anen auf, treiben sie heraus und fechten mit
em Muth. Nach geendigtem Treffen ziehen
ich ans Ufer zurück, und machen vor ihrer
ahrt, wenn sie gesiegt haben, ein großes
udengeschrey, um ihre Feinde zu verhöhnen.
Feinde, die sie auf der Stelle erlegen, ver-
en sie sogleich an eben dem Orte; die Gefan-
en nehmen sie mit, schlagen sie bey einem
ymausefeste ohne weitere Grausamkeit todt,
verzehren sie. Die Weiber und Mädchen
hen sie zu Sklavinnen, die gefangenen Kna-
aber erziehen sie mit ihren eigenen Kindern.

II. Die Inseln, die den Engländer gehören.

§. 221.

Die Engländer besitzen die Inseln Barba S. Christoph, Antigo, Anguilla, buda, Montserrat, Nevis, Grenada und

Barbados. bago. Barbados wurde zuerst von den tugiesen auf ihren Reisen nach Brasilien ent und hernach von den Engländern in Besit nommen, die 1624 ihre erste Niederlassung anrichteten. Sie hatten viel Mühe, ein mit Bäumen und Gesträuchen bewachsenes reich zu reinigen. Anfangs pflanzten sie Taback, und weil dieser wegen seiner schlec Beschaffenheit fast gar nicht gekauft wurde, ten sie einige Indigopflanzungen an, bis sie lich um 1650 den Anbau des Zuckerrohrs fiengen, der auch ungemein wohl gerieth und Kolonie bald in einen blühenden Zustand verse

Lage und Größe. Barbados liegt zunächst bey S. Vincent 13ten Grade 30 Minuten nordlicher Breite, ist von Norden gegen Süden etwa 28 engl Meilen lang, und von Osten gegen Westen

Klima. Meilen breit. Die Hitze würde unerträg seyn, wenn sie nicht durch die täglichen W abgekühlet würde. Diese Winde wehen z nicht vom Julius bis in den Oktober, welc hier mitten im Sommer heißt, alsdenn a machen die Seelüfte die Hitze erträglich. T den Orkanen ist hier nicht ein solcher Schade

ergen, als auf Jamaika. Das Land ist
ntentheils flach und eben, mit einigen kleinen Produkte.
gen, und von ungemeiner Fruchtbarkeit, so
man mit weniger Wartung und Bearbeitung
reiche Aernte von Zuckerrohr hervorbringen
n. Die Zuckerplantationen nehmen itzt fast
ganze Insel ein; doch wird auch etwas In-
, Ingwer und Baumwolle gebauet. Die
ume, Pflanzen und Felder sind beständig
n; einige Gewächse stehen jederzeit in der
te und andere tragen das ganze Jahr durch
chte, so daß man den blühenden Frühling
den reifen Sommer fast immer zu gleicher
findet. Die Lebensmittel werden fast alle
den Kolonien in Nordamerika hiehergebracht,
er sie auch so theuer sind, daß man in einem
thause die Mahlzeit nicht unter anderthalb
ller haben kann. Frisch Fleisch ist nur für
Tische der Standespersonen, die übrigen sind
, wenn sie eingesalzen Fleisch und Fische
en können. Die weißen Einwohner belaufen Einwoh-
etwa auf 30000, und der Sklaven sind ohn- ner.
hr 100000. Jene sind entweder Herren,
Knechte. Die letztern sind solche, die sich
vier Jahr oder länger selbst verkaufen, oder
aus Großbrittannien ihrer Verbrechen wegen
her geschickt werden. Die Herren leben wie
ne Fürsten auf ihren Pflanzungen und haben
ls, was zum Pracht und Wohlleben erfordert
rd. Ihre Wohnhäuser sind meistens von
einen gebauet und sehen mit den Seiten- und

Nebengebäuden einer kleinen Stadt ähn
Viele darunter haben auf 800 Negern, di
wohl selbst, als ihre Nachkommen, Zeitle
ihre Sklaven sind. Ein solcher Neger koste
bis 50 Pfund Sterling, und derjenige, de
Handwerk gelernt hat und etwas zu leisten
mag, wird auf 150 bis 200 Pfund gesch
Sie haben ihre Verrichtungen mehrentheils
dem Felde, in den Zuckermühlen und S
reyen, und wenn sie geschickt sind, werde
auch zu Bedienten, Läufern und Kutscherr
braucht. Man erlaubt ihnen zwo bis drey
ber zu nehmen, wodurch aber der Zweck
Vermehrung nicht allemal erreicht wird.

Handlung. vornehmste Handel besteht in Zucker, es
aber auch etwas Indigo und Piment, viel
wer und Baumwolle ausgeführt, mit wel
Waaren jährlich 250 große Schiffe bel
werden. Dagegen erhalten sie aus Engl
Tücher, feine und grobe Leinwand, Strüm
Schuhe und andere Kleidungsstücke, Fleisch
andere Lebensmittel, allerhand Wein, E
waaren und Hausgeräthe. Die Kaufleute
Barbados handeln auch auf die afrikanis
Küsten, woher sie Negern holen. Zu d

Justiz- besserer Gerechtigkeitspflege ist die Insel in f
wesen. Bezirke abgetheilt, deren jeder einen Richter h
von welchem man in Sachen, die über 10 Pf
betragen, an den Gouverneur und Rath, und
Sachen, die 500 Pfund betreffen, an den K

Regierung. nig appelliren kann. Die Regierung wird e

wie in andern englischen Kolonien, von dem
thalter, einem Rath von 12 Personen und
llgemeinen Versammlung besorgt. Die Ein-
e der Krone bestehen in $4\frac{1}{2}$ vom Hundert, Einkünfte.
f alle Güter gelegt ist, die ausgeführt wer-
und jährlich 10000 Pfund beträgt; in vier
d Büchsenpulver vor jede Tonne, bey jedem
iffe, das daselbst ausladet; in einer Abgabe
Maderawein, welche auf 7000 Pfund ein-
, und in einer Abgabe auf alle Getränke,
e 2000 Pfund einbringt. Die letztern dreye
en zur Erhaltung des Kriegswesens ange-
et. Außer dem hebt die Versammlung noch
re Abgaben durch Kopfsteuern und dergle-
, zum Behuf der Kolonie, welche sich jähr-
auf 20000 Pfund belaufen. Der Kriegs- Kriegs-
stehet unter dem Gouverneur und bestehet wesen.
1500 Mann zu Pferde und 3000 zu Fuß.
der Morgenseite ist die Küste durch Felsen
Sandbänke gegen die Einfälle eines Fein-
verwahret, und auf der Abendseite, wo
am leichtesten landen kann, wird sie durch
stwehren und Redouten gesichert.

§. 222.

S. Christoph wurde vom Kolumbus auf S. Chri-
erſten Reise endeckt und 1625 an einem stoph.
von Engländern und Franzosen, jedoch
nterschiedenen Orten, in Besitz genommen.
de Nationen mußten von den Spaniern ver-
dene Anfälle ausstehen, behaupteten sich aber
theilten die Insel unter sich. Weil sie indeß

nach-

nachher beständig in Uneinigkeit mit e
der lebten, so wurde sie endlich 1713 in
Utrechter Frieden den Engländern allein
Beschaf- lassen. Die Insel liegt im 17ten Grad Nc
fenheit. breite und hat etwa 75 englische Meilen im
fange. Die Luft ist rein und gesund, die
sel aber ist den Orkanen sehr unterworfen.
ist ungemein anmuthig, und da die Berge sch
weise über einander liegen, so verursacht so
um die ganze Insel eine angenehme Aussicht
alle Pflanzungen. Zwischen den Gebirgen
ungeheure Felsen und Klippen, und im süd
lichen Theile trifft man dicke Wälder, und an
Fuß der Berge heiße schwefelichte Quellen
Produkte. Das Erdreich ist leicht, sandig und fruch
Die ersten Kolonisten beschäfftigten sich bloß
dem Tabacksbau; weil aber die Menge dess
den Preis fallen machte, so pflanzte man Zu
rohr, Indigo und Baumwolle. Der Z
ist von feinern Körnern als zu Barbados
den andern Inseln, und es wird dessen jäh
Einwoh- 10000 Oxhoft bereitet. Die Anzahl der
ner. länder beläuft sich auf 12 bis 13000, die
der Bequemlichkeit wegen im Lande zerst
wohnen. Ihre Häuser sind von Cedernh
haben ein sehr angenehmes Ansehen und sind
schönen Spaziergängen von Citronen- und Po
ranzenbäumen besetzt. Mit dem Handel, Ju
wesen, Regierungsform und Kriegswesen ha
eben die Bewandniß wie in Barbados.
Insel ist sehr gut befestigt, und wird durch
st

e Forts und verschiedene Batterien beschützt.
einem Berge soll eine Silbermine seyn, man
aber noch keinen Versuch gemacht, sie zu be-
ten, indem die Zuckerpflanzungen den Ein-
nern gewissere Vortheile verschaffen. Es ist
unleugbar, daß die englischen Pflanzungen
n eben so große Schätze liefern, als die Spa-
aus den Bergwerken in Peru und Mexiko
n, an welchen die Engländer, Franzosen und
änder jederzeit mehr Antheil gehabt haben,
ie Spanier selbst.

§. 223.

Antigo oder Antigua blieb aus Mangel des Antigo.
n Wassers lange Zeit unbewohnt, bis der
r Willoughby, Statthalter von Barbados,
n Könige Karl II. einen Schenkungsbrief auf
nsel erhielt und 1666 eine Kolonie hier an-
Sie liegt im 16ten Grade 11 Minuten
verbreite, ist kreisförmig und hat etwa 20
en im größten Durchschnitte und 60 im
inge. Sie ist den Sturmwinden sehr aus- Beschaf-
t und hat ein unangenehmes, viel heißeres fenheit.
a als Barbados. Der Boden ist sandig
ein großer Theil des Landes mit Waldungen
kt. Auf der ganzen Insel ist nicht ein ein-
Fluß anzutreffen, und es giebt auch nur
ige Quellen; daher man dem Mangel durch
nwasser, welches man in Cisternen sam-
l abhelfen muß. Man findet hier eine grö-
Menge von Hornvieh und andern Thieren,
sonders von Wildprett, als auf irgend einer
andern

andern von den karaibischen Inseln. Im
fange wurde Zucker, Indigo, Ingwer und T
gebauet; der Zucker aber war schwarz und
und der Taback schlecht. In neuern Zeit
durch den Fleiß der Kolonie beydes verbessert
den, und der Zucker ist so schön, als in der
dern englischen Inseln; Indigo und Ingwer
Einwohner. wird wenig mehr gebauet. Die Anzahl der
wohner wird auf 8000 Weiße und auf 18
Schwarze angegeben, und von jenen sind 1
Mann in das Soldatenregister verzeichnet.
Insel ist durch zwey gute Forts und verschi
Batterien wohl gedeckt, und kommt in der
gen Verfassung mit der vorigen überein.

§. 224.

Anguilla. Anguilla hat ihren Namen von ihrer
stalt, indem sie als ein langer schmaler Erd
sich gleich einer Schlange bey der Insel S.
tin herumschlinget. Sie liegt im 18ten G
21 Minuten Norderbreite. Die Engl
ließen sich hier 1650 nieder und legten sich
den Kornbau und die Viehzucht. Es ist
Beschaffenheit. Berg auf der ganzen Insel und das Land ist
und eben, ziemlich reich an Holze und fruch
an allerhand Getreyde. Es wird auch e
Taback gebauet, der ziemlich gut ist. Es ist
Einwohner. mals eine ordentliche Kolonie hier angelegt
den, sondern die Einwohner leben wie die er
Menschen, ohne Obrigkeit und ohne andere
setze, als die Vorschriften der Natur, und
dem Beyspiele der alten Erzväter ist jeder

Ha

pt seiner Familie. Da sie keine Kirchen Priester haben, so vermuthet man auch, daß ne Religion sind. Sie sollen sich auf 150 ilien oder 900 Seelen belaufen, deren ganze ze bloß auf ihren Lebensunterhalt gehet, den y einer mäßigen Arbeit hier leicht finden. ie gleich in Vergleichung mit andern Kolo- arm sind, so sind sie doch glücklich, weil sie ügt sind und an nichts einen Mangel haben, eigentlich zum Leben gehöret.

§. 225.

Barbuda liegt im 17ten Grade 30 Minu- Barbuda. ad ist 15 englische Meilen lang. Sie wurde ch mit Montserrat vom Ritter Warner besetzt. Anfangs wurden die Engländer den Karaiben so ofte beunruhiget, daß sie Pflanzungen einige mal verlassen mußten, s vergieng selten ein Jahr, in welchem sie einen oder zween Anfälle auszustehen hat- ie gemeiniglich des Nachts geschahen. Da die Anzahl der Karaiben täglich abnahm, ie Europäer sich auf den andern Inseln im- nehrten, so haben sie endlich diese Feinde ühthigt. Man rühmet ihre Fruchtbarkeit, ist der Boden nur zum Getreydebau und ucht tauglich, worauf sich auch die Einwoh- nzig legen, weil sie ihre Lebensmittel auf ndern Zuckerinseln, wo es daran fehlt, ut anbringen können. Die Zahl der freyen ohner beläuft sich auf 1200, es sind aber erhältnißmäßig nicht so viele Negern, als

auf

auf den andern Inseln. Das Eigenthu
einer Privatperson zuständig, welche den
halter ernennet.

§. 226.

Mont-
serrat.

Montserrat hat seinen Namen von
Spaniern, welche einige Aehnlichkeit zw
dieser Insel und dem Berge Montserrat i
talonien fanden. Die erste Kolonie wurd
Jahre 1732 hier angelegt, da der Statt
von S. Christoph, Thomas Warner,
Engländer bewog, sich hier niederzulassen.
hat durch erschreckliche Orkane, besonder
Jahre 1633, große Verwüstungen erlitten.
liegt im 17ten Grade Norderbreite und
Seemeilen in der Länge und fast eben so v
der Breite. Sie hat viel Berge, die mit C
und andern Bäumen bewachsen sind, welche
der See eine angenehme Aussicht geben.
Luft, das Erdreich, der Handel und die
wächse derselben sind von der benachbarten
ihren nicht unterschieden. Sie ist ungemein
bevölkert und hat 4500 weiße Einwohner
10 bis 12000 Negern. Sie liefert jäh
2500 und zuweilen 3000 Oxhofte Zucker.
hatte sonst mit S. Christoph einen Statth
itzt hat sie zwar ihren eigenen, der aber
dem zu S. Christoph stehet.

§. 227.

Nevis.

Nevis liegt nur eine halbe Meile von S.
Christoph und hat ohngefähr 6 Seemeilen
Umfange. Die hiesige Kolonie hat ihren
sp

ung auch dem Ritter Warner zu verdanken, 1628 einige Engländer von S. Christoph r schickte. Sie hatte einen so guten Fort- , daß man 20 Jahre nachher schon bis 0 Einwohner zählte, die ihren Unterhalt vom erbau hatten. Sie wurde in der Folge noch ansehnlicher, bis sie 1698 durch ein abscheu- s Sterben um die Hälfte vermindert wurde, 1706 durch die Franzosen, 1707 aber durch grimmigen Orkan fast gänzlich zu Grunde tet wurde. Die Luft ist hier noch heißer, u Barbados, der Regen und die Orkane sind die größten Feinde der Insel. Sie hat r Mitte einen einzigen hohen Berg, der bis en Gipfel mit Bäumen bewachsen ist und welchen die Pflanzungen rund herum sind. bestunden sonst in Zucker, Ingwer und ck, itzt aber fast ganz allein in Zucker, des- ährlich 50 bis 60 Schiffe für Europa ge- t werden. Die Zahl der freyen Einwohner ßt zwischen 3 bis 4000, und der Negern o seyn. Die Insel hat eine gute Polizey, Ruchlosigkeit, Leichtfertigkeit und Ueppigkeit en scharf bestraft. Zur Sicherheit der in Rhede liegenden Schiffe und um allen feind- n Einfall zu verhindern, ist ein Fort angelegt, on das Meer beschossen werden kann.

§. 228.

Grenada wurde 1650 vom du Parquet, einigen Eigenthümer von Martinique, den anden, die sie besaßen, abgekauft und eine Grenada.

Kolonie von 200 Franzosen auf derselben
legt. Er verkaufte sie 1657 an den G
von Cerillak, dessen Statthalter aber so t
nisch verfuhr, daß die meisten Kolonisten,
sich ansehnlich gemehret hatten, nach Marti
giengen, und die übrigen sich seiner bemächti
ihm einen förmlichen Proceß machten und
Kopf abschlugen. Sie kam 1664 an die
indische Kompagnie und 1674 an den K
die Kolonie aber blieb in einem schwachen
stande und ließ zu, daß sich die Karaiben w
einnisteten. 1762 wurde sie, nebst den G
dinen und den bisher neutral gewesenen Inseln
minique, S. Vincent und Tabago, an
land abgetreten. Sie liegt im 12ten Grade
16 Minuten und fängt eigentlich den halben
kel der Antillen an. Sie erstreckt sich nord-
südwärts in Form eines halben Mondes,
hat 7 Meilen in der Länge, aber eine ungl
Breite. Die Luft ist ziemlich gesund und
Erdreich tüchtig, Zucker, Ingwer und To
zu tragen; es muß aber noch besser angeb
werden. Die Insel ist mit verschiedenen s
Wasserquellen, auch mit guten Häven vers
und hat einen Ueberfluß an vortrefflichen
men, die theils wohlschmeckende Früchte tra
theils zur Zimmer- und Tischlerarbeit nü
sind. Sie ist mit vielen kleinen Inseln umge
Grenadinen. welche man die Grenadinen nennet, wo
Einwohner von Grenada eine sehr gute Fisch
und Jagd haben. Es finden sich hier
Sch

Schlangen, welche man Covressen nennet, die nicht giftig, sondern vielmehr nützlich sind, weil sie die Ratten bekriegen. Grenada hat einen Statthalter, der auch Tabago, Dominique und S. Vincent mit in seiner Bestallung hat.

§. 229.

Tabago liegt am meisten südlich, im 11ten Grade 16 Minuten, und hat in der Länge 11, in der Breite 4, und im Umfange auf 30 Meilen. Ob sie gleich der Sonnenhitze am meisten ausgesetzt ist, so empfindet man doch eine angenehme und gemäßigte Luft auf derselben. Sie hat keine hohen Berge, sondern nur anmuthige Hügel und fruchtbare Thäler, und ist mit Palmen, Cedern und andern vortrefflichen Bäumen von erstaunender Höhe und Dicke besetzt. Sie hat viel Sassafraß- und Muskatennußbäume, deren Früchte aber von weit schwächerm Geschmack und Geruch sind, als die ordentlichen Muskaten. Das Erdreich ist an manchen Orten steinigt und sandig, an andern steinigt und an noch andern fett und schwarz, überhaupt aber fruchtbar, und bringt Reiß, Erbsen, Bohnen, Melonen, Manniok und andere nahrhafte Wurzeln ohne sonderliche Mühe hervor. Sie hat häufige Flüsse und Quellen von süßem Wasser, an deren Ufern gute Viehweiden und Wiesen sind. Sie hat auch den Vortheil, daß sie nicht so schweren Ungewittern und Orkanen unterworfen ist, als andere Inseln, und daß sie kein giftiges Thier duldet, ob wohl sie unschädliche Schlangen hat, die 12 bis 15 Fuß lang sind. Tabago.

III. Die den Franzosen gehörige Ins

§. 230.

Die Franzosen besitzen von den karaibi Inseln Guadeloupe, Marie Gal Martinique, S. Lucie und Desirade. G deloupe wurde zuerst im Jahre 1632 von Franzosen besetzt, weil sie aber die Beschaffe des Bodens nicht kannten, waren sie in G vor Hunger umzukommen, und hernach teten sich die Kolonisten durch ihre Uneini fast gänzlich zu Grunde. Allein seit dem fange dieses Jahrhunderts ist die Kolonie w in Aufnahme gekommen, und die Einwohne ben sich so hervorgethan, daß sie mehr Z verfertigen, als auf irgend einer der britti Inseln, außer Jamaika. Sie ist die gr der karaibischen Inseln, liegt unter dem 1 Grad Norderbreite, ist etwa 15 französische len lang und 12 breit, und wird durch einen nen Arm der See in zween Theile getheilt. Theil gegen Morgen heißt Basse-Terre, w Hauptstadt gleiches Namens ist, der Theil g Abend aber Grande-Terre. Sie hat in Mitte verschiedene steile Berge, woraus W im Ueberfluß kommt, das Land zu bewäss Man findet auch warme, ja siedende Que und Schwefelgruben, und an einigen Orten wandelt sich das Seewasser durch die bloße H der Sonnenstralen in Salz. Zwischen bey Ländern sind zween große Meerbusen, wos

Guadeloupe.

Sch

eldkröten und mancherley Arten vortrefflicher
ie zu allen Jahrszeiten gefangen werden. Es
t große Wälder von allerley Bäumen, in
len sich viele wilde Schweine von denen,
e die Franzosen Porcs Marons nennen,
lten. An dem Fuß der Berge liegen große
e Ebenen, welche sehr gut angebauet sind.
Einwohner sind größtentheils wohlhabende
und beschäfftigen sich vornehmlich mit den
rpflanzungen, die wegen des fruchtbaren
eichs sehr ergiebig sind, indem das Zucker-
öfters sechsmal, ohne verpflanzt zu werden,
hitten wird. Der größte Theil dessen, was
martinikschen Zucker nennet, ist ein Pro-
von Guadeloupe, dessen Einwohner densel-
nach Martinique schicken müssen, ehe er nach
kreich gebracht werden kann. 1759 erober-
le Engländer die Insel, sie gaben sie aber
n letztern Frieden wieder heraus.

Die Insel Marie Galante liegt ein wenig Marie Galante.
st von Guadeloupe unter dem 16ten Grad
verbreite, und ist etwa 20 englische Meilen
und 15 breit. Sie bestehet aus einem
n mit Holze bewachsenen Boden, und im
ie bebauet werden sollte, würde sie die schlech-
nicht seyn. Die Karaiben haben sie sowohl
n der Fischerey, als wegen einiger darauf
egten Gärten immer fleißig besucht. Die
zosen eignen sich dieselbe auch zu.

§. 231.

Martinique. Martinique wurde im Jahre 1635 v den Franzosen unter dem Desnambuc, ein normandischen Edelmann, besetzt, der eine K lonie aus S. Christoph dahin führte. Sie s den dieselbe von den Karaiben bewohnt, die a mit der Zeit überwältigt und ausgerottet wurd 1762 wurde sie von den Engländern zwar a weggenommen, aber auch bald wieder hera gegeben. Sie liegt unter dem 14ten Grad Minuten und hat etwa 13 französische Mei in der Länge, 7 in der Breite und 45 im U fange. Sie ist am meisten mit hohen Berg und unersteiglichen Felsen besetzt, welche gänzl unbewohnt sind und den wilden Thieren u Schlangen zum Aufenthalte dienen. Die m sten Ebenen und Hügel sind wohnbar und v gutem Erdreich, aber schwer zu bauen; de man trifft einige an, die so hoch und steil si daß man sie nicht ohne Gefahr bebauen ka Indessen wird der Taback, der darauf wäch höher geachtet, als derjenige, der in den Th lern hervorkömmt. Man zählet 9 bis 10 wi tige Flüsse auf der Insel, die niemals austre nen, aber auch ofte durch Ueberschwemmung großen Schaden anrichten. Man bauete so hier Baumwolle, Kakao, Taback und Zuck seitdem aber der hiesige Kaffee, der den Vorz vor allen in Amerika gebauten Kaffee hat, g ßen Abgang gefunden, so haben die meisten Ei wohner den Kakao und die Baumwolle ab

schaf

schafft; ja einige haben gar das Zuckerrohr ausgerissen, um den Kaffeebaum pflanzen zu können. Ohngeachtet der großen Hitze des Landes ist die Bevölkerung in Martinique allezeit sehr ansehnlich gewesen. Die Weiber werden zeitiger Mütter als in Frankreich, und hören vielmal später auf zu gebähren; daher nichts gewöhnlicher ist, als 10 bis 12 Kinder in einem Hause zu sehen. Man schätzt die Anzahl der Einwohner auf 12000 Seelen, ohne die Negern mitzurechnen. Man beschreibt sie als hitzige, ungeduldige, entscheidende, eigensinnige Leute. Die natürliche Neigung für den Ort, wo wir gebohren sind, hat für die französischen Amerikaner keinen Reiz, und fast alle sehnen sich nach nichts so sehr, als in Frankreich zu leben. Sie erweisen den Fremden eine großmüthige Gastfreyheit, welche der Kolonie den Vortheil verschafft, daß es weder Bettler noch Diebe giebt. Die Verwaltung der geistlichen Sachen ist den Jakobinern und Kapuzinern anvertrauet. Der König bestellet die Pfarrer und ihre Einkünfte bestehen in Zucker, dessen die alten Pfarren 12000, die neuerrichteten aber 9000 Pfund jährlich haben. Dazu kommt noch die zufällige Einnahme, welche nach der Anzahl der Eingepfarrten steigend und fallend ist. Der Generalstatthalter aller französischen Inseln hat hier seinen Sitz in der Stadt S. Pierre, wie auch der höchste Rath oder oberste Gerichtshof, dessen Gerichtbarkeit sich auch über die andern Inseln und die

Kolonien in S. Domingo erstreckt. Die Ir
wird durch viele Forts beschützet, in welchen
Besatzung theils aus französischen Truppen, the
aus kreolischer Miliz bestehet. Der Handel, d
Martinique und die andern französischen Ins
treiben, ist ansehnlich. Die vornehmste au
gehende Waare ist der Zucker, davon in Mar
nique jährlich etwa 6000 Orhoft zu 6000 Pfu
in Guadeloupe 4000, und in den übrigen I
seln ohngefähr 1000 Orhofte bereitet werd
Sie führen auch eine ansehnliche Menge von K
kao, Ingwer, Kassia, Piment und Kaffee au
ingleichen Taback, Rucu zum Gebrauch der F
ber, mancherley medicinische Harze, auch all
hand schätzbares Holz zum Färben, Ausleg
und feiner Tischerarbeit. Man rechnet, d
die aus Frankreich nach den Inseln geführt
Waaren, die hauptsächlich in Manufakture
Lebensmittel und Weinen bestehen, sich jährli
auf 4 Millionen Livres, mehr als eine Milli
Thaler belaufen, dafür fast zweymal so viel
westindischen Waaren zurückgehet.

Handel der französischen Inseln.

§. 232.

S. Lucie wurde 1639 von den Engländer
in Besitz genommen, welche 1640 von den K
raiben daraus vertrieben wurden. Nachher li
ßen sich die Franzosen hier nieder, wurden ab
1664 von den Engländern vertrieben, welche d
Insel 1666 wieder verließen. Die Franzose
besetzten sie gleich wieder, wurden aber noch ve
schiedene mal von den Engländern beunruhigt

S. Lucie.

bi

t endlich im letzten Frieden die Insel völlig an ankreich überlassen wurde. Sie liegt nur 7 eilen von Martinique, im 13ten Grade, 40 inuten Norderbreite, und ist etwa 22 englische eilen lang und 11 Meilen breit. Sie hat e reine und gesunde Luft, und weil die Berge ht hoch sind, so werden die beständig wehen- n Ostwinde nicht aufgehalten, und die Hitze niemals außerordentlich groß. Ob sie gleich manchen Orten bergigt ist, so hat sie doch ßtentheils gutes Erdreich und wird durch ver- iedene Flüsse bewässert. Sie ist voller hohen äume, die zu Zimmerholz dienlich sind, und kao und Färbeholz wächset im Ueberfluß. Die anzosen haben mit gutem Erfolg Zuckerpflan- gen angelegt. In den Meerbusen und Hä- n können die Schiffe sicher vor Anker liegen, d der hiesige Werft, wo die Ausbesserung der chiffe geschiehet, wird für den bequemsten aller tillischen Inseln gehalten.

Die Inseln Desirade und S. Bartholo- ius, die auch den Franzosen gehören, sind in und unbeträchtlich.

II. Die den Spaniern gehörigen Inseln.

§. 233.

Die Spanier besitzen die Inseln Trinidad und S. Margaretha. Trinidad, die dreyfaltigkeitsinsel, wurde 1498 vom Kolum- s entdeckt und bekam den Namen, weil sie sich Trinidad.

in der Gestalt eines Berges mit drey Spitzen zeigt hatte. Sie wird durch den Drachenschlu von dem südlichen festen Lande von Amerika gesondert, und ist etwa 25 Meilen lang und Meilen breit. Das Erdreich ist gut und geschi Zucker, Ingwer, Taback und dergleichen bauen. Fische, Vögel, wilde Schweine u mancherley Früchte sind hier im Ueberflusse. Spanier legen sich vornehmlich auf die Zuck pflanzungen und haben eine große Menge Zuckermühlen und Siedereyen, wozu sie v Negersklaven brauchen.

S. Margaretha.

S. Margaretha liegt nicht weit davon gen Abend, wurde auch vom Kolumbus entde und ist 15 Meilen lang und 8 Meilen br Das wichtigste bey dieser Insel ist die Perl fischerey auf der Küste umher, wozu viele gern gebraucht werden, und wovon die Spa bisher großen Profit gehabt haben.

V. Die den Holländern gehörigen Inse

§. 234.

Die Holländer besitzen die Inseln S. Eus chius, Kurassao, Buenaire, und meinschaftlich mit den Franzosen S. Martin

S. Eustachius.

Die Insel S. Eustachius liegt gegen No west der Insel S. Christoph im 17ten Gr 40 Minuten Norderbreite, und hat nur 5 fr zösische Meilen im Umfange. Sie bestehet einem Berge, der sich mitten im Meer erhe

Gestalt eines Zuckerhutes, der oben eine weite
bene hat, worauf eine große Menge Vieh
yden kann. Man findet keinen Tropfen Wasser
f der Insel, als was aus den Wolken kommt,
lches sorgfältig in Cisternen aufbewahrt wird,
daß es selten daran fehlet. Der Boden ist
r fruchtbar und es sind eine Menge Plantatio-
n von Zucker, vornehmlich aber von Taback
gelegt. Die Einwohner halten bey ihren
ohnungen eine große Menge Federvieh, in-
ichen Schweine und Ziegen, die sich unbe-
reiblich vermehren. Die holländische Kolonie
steht aus 8 bis 900 Seelen, und sie haben den
uhm, daß sie einen ordentlichen Lebenswandel
hren. Sie sind wohlhabend, haben bequeme
äuser, reinlichen Hausrath und viele Sklaven.
s herrschet eine große Einigkeit unter ihnen und
führen ein glückliches Leben. Die Insel ist
n Natur vortrefflich befestigt, und es ist nur
n einziger Landungsplatz vorhanden, der von
enniger Mannschaft wider eine große Menge
rtheidigt werden kann. Dazu ist noch ein
ort aufgeführt, welches die beste Rhede und
nen großen Theil des Meeres beschießen kann.
ie Kolonie wird durch einen Statthalter regiert.

Nicht weit davon gegen Nordwest liegt die
nsel Saba, welche 4 oder 5 Seemeilen im Saba.
mkreise hat, und die man für einen auf allen
eiten schroffen Felsen halten sollte. Man kann
ur auf einer kleinen Sandbucht ans Land stei-
n, und ein in den Felsen gehauener Weg füh-

ret

ret zu der Spitze der Insel, wo der Boden gu
eben und fruchtbar ist. Die holländischen Sta
halter von S. Eustach haben hier eine kleine K
lonie angesetzt, die aus ohngefähr 50 Famili
bestehet, welche Taback, etwas Indigo u
Baumwolle bauen, hauptsächlich aber von de
Handel mit Schuhen leben, welche sie in groß
Menge und sehr gut verfertigen. Sie haben b
queme, sehr saubere Wohnplätze, sehr gute M
bilien und viele Sklaven, und leben sehr glücklic

§. 235.

Kurassao. Kurassao oder Kurassau, die größte u
ter den holländischen Inseln, liegt im 12te
Grade 40 Minuten Norderbreite, ist 9 bis 1
französische Meilen lang und 5 breit. Die Lu
ist nichts weniger als angenehm oder gesund, un
der Boden ist nichts weniger als fruchtbar, un
doch haben es die Holländer dahin gebracht, da
sie aus diesem kleinen und dem Anschein nach u
bedeutenden Lande große Vortheile ziehen. D
Holländer nahmen diese Insel 1634 den Sp
niern ab und bauen hier Taback und Zucke
Das wichtigste aber ist der Schleichhandel, z
welchem sie sehr bequem ist, da sie nicht über
Meilen von der spanischen Küste in Amerika en
fernt liegt. Dieses geschah zuerst durch den Ver
kauf der Negern, welche die Holländer aus ih
ren vielen Besitzungen auf der Küste von Gui
nea hieher bringen. Nachdem aber auch di
Engländer angefangen haben, sich in diesen Han
del zu mischen, so ist er sehr in Verfall gerathen

Z

In Friedenszeiten bringt der Handel auf dieser Insel den Holländern jährlich auf 500000 Gulden ein; zu Kriegszeiten aber ist der Gewinn weit beträchtlicher, weil alsdenn ein jeder Artikel ihres Handels ungemein steigt. Bey dem vornehmsten Haven ist eine starke Festung und eine sehr gute Stadt, die wegen ihrer Größe und schönen Gebäude eine der schönsten in Amerika ist. Der Haven ist einer von denen, die in Westindien am häufigsten besucht werden, und die Regierung hat alles angewendet, ihn so sicher als möglich zu machen. Die Schiffe aller europäischen Nationen laufen hier ein, um sich auszubessern. Alle Arbeit geschiehet durch Maschinen und zwar mit solcher Geschicklichkeit, daß die Schiffe auf einmal auf das Werft gehoben werden. Alle Nationen werden hier mit gleicher Bereitwilligkeit mit Lebensmitteln, Schiffsgerechtschaften, Ammunition und sogar mit Geschütze versehen.

Unter dem Statthalter von Kurassao stehen auch die beyden Inseln Bonaire und Aruba. Die erste liegt 10 und die andere 7 Meilen von Curassao. Ob sie gleich nicht viel zu bedeuten haben, so ziehen doch die Einwohner etwas Hornvieh und sehr viele Pferde zu; dies macht sie der Hauptkolonie sehr nützlich, welche sie auch mit Gartengewächse versorgen. Bonaire und Aruba.

S. Martin, welche den Holländern und Franzosen gemeinschaftlich gehört, liegt unter den 18ten Grade 16 Minuten, und ist etwa 7 S. Martin.

fran-

französische Meilen lang und 4 breit. Die S
nier hatten sie zuerst um der darauf befindlich
Salzquellen willen besetzt, und da sie sie
ließen, nahmen sie die Holländer in Besitz.
dieses aber die Franzosen erfuhren, schickten
unverzüglich ein Schiff dahin ab, und seitdem
sie von beyden Nationen bewohnt worden,
ohngeachtet ihrer unterschiedenen Religion, d
in ziemlicher Verträglichkeit mit einander leb
Die Luft ist nichts weniger als gesund, und
Boden nicht sonderlich fruchtbar, weil es in
heißen Jahrszeit an Wasser fehlt, daher die E
wohner sich mit Regenwasser behelfen müs
Der hiesige Taback wird vor den besten u
allen auf den karaibischen Inseln gehalten.
den Wäldern trifft man wilde Schweine, H
tauben und Papagoyen ohne Zahl an. Gew
Bäume sind hier sehr häufig, welche die E
wohner Lichtbäume nennen; denn sie bedie
sich der kleinen Stückgen des Holzes statt
Lichter, die nicht nur ihre Zimmer erleucht
sondern auch einen angenehmen Geruch von
geben.

VI. Die den Dänen gehörige Insel S. Thomas.

§. 236.

S. Thomas.

S. Thomas ist eine von den vielen beysa
menliegenden Inseln, welche die Jun
frauen genannt werden. Sie liegt unter 18

ten Grade Norderbreite und hat nicht über 7 nzösische Meilen im Umfange. Der Boden ziemlich gut, und jeder Fuß breit ist vortreffy angebauet; er bringt aber zum Unterhalt der nwohner, die sehr zahlreich sind, nicht genug vor, daher sie ihre meisten Lebensmittel aus der achbarten spanischen Insel Porto Rico bekomn. Das vornehmste Produkt ihrer Plangen ist der Zucker, der hier sehr gut fabricirt ed, aber nur in geringer Quantität. Man det Lutheraner, Reformirte, Katholische und nzösische Flüchtlinge auf der Insel, und die hrischen Brüder haben hier eine Mission zur kehrung der Negersklaven, dergleichen sie ch auf S. Croix, Barbados und andern Inn haben. Die Insel hat einen vortrefflichen ven, der von zwey Vorgebirgen eingeschlossen , welche die Schiffe fast gegen alle Winde chützen. Am Ende des Havens ist eine kleine stung, und der König von Dännemark hält r einen Statthalter und eine Besatzung. In Stadt S. Thomas ist auch eine beträchte brandenburgische Faktorey; welche den Unthanen des Königs von Preußen unter dänem Schutze gehöret. Die Handlung ist sehr nsehnlich. Die Spanier schicken beständig oße Schiffe hieher, um Sklaven zu kaufen; d dies ist die vornehmste Stütze des Handels Dänen, welche diese Sklaven aus ihren afrikanischen Besitzungen holen. Die Spanier kaun auch hier eine große Menge europäischer

Waaren,

Waaren, von welchen allezeit ein großer V
rath, der vornehmlich den Holländern gehö
im Magazine befindlich ist. Es laufen von h
eine Menge Barken aus, um auf den Küs
von Terra Firma zu handeln, von da sie
Silber in Species oder in Barren und viel k
bare Waaren mitbringen. Zu Kriegszeiten w
der Handel noch weit höher getrieben. De
da Dännemärk fast allezeit in den europäisch
Kriegen neutral ist, so ist der Haven allen N
tionen offen und dienet zur Kriegszeit zu ein
Zufluchtsorte für die von Kapern verfolg
Kauffartheyschiffe. Auf der andern Seite f
ren die Kaper aller Nationen ihre Prisen dah
um sie und ihre Ladungen zu verkaufen, wovon
Kaufleute zu S. Thomas großen Vortheil zieh
So viele Vortheile machen, daß auf dieser k
nen Insel der Ueberfluß von allen Arten
Reichthums und der Lebensmittel herrschet.

S. Croix. S. Croix, eine kleine Insel, gehörte so
den Franzosen, ist aber an die Dänen verka
worden. Sie hat weite Ebenen von schwar
und leicht zu bearbeitenden Erdreiche, in welch
Zucker, Taback und Indigo wachsen kann.
hat auch schöne Bäume, die theils zum Färb
theils zur Bearbeitung tüchtig sind. Die L
ist gut; nur das Wasser ist nicht gesund, we
man es gleich trinket, sobald es geschöpft ist,
man muß es einige Zeit in irdenen Gefäßen stel
lassen, um ihm seine übeln Eigenschaften zu
nehmen.

T

Der dritte Abschnitt.

Von den lukayischen Inseln.

§. 237.

Die lukayischen oder Bahamainseln waren die ersten Gegenden der neuen Welt, vom Kolumbus entdeckt wurden, der zuerst h Guanahani kam, welcher Insel er den men S. Salvador beylegte. Die Spanier angten niemals, sich hier anzubauen, sondern nügten sich damit, die eingebohrnen Einwohr auf eine grausame Weise auszurotten, welche heils aufrieben, theils in ihre Kolonien schlepp, um in den Bergwerken zu arbeiten. Weil n glaubte, daß diese Inseln, wenn sie angeet würden, für England vortheilhaft und für Franzosen und Spanier zu Kriegszeiten eine ändige Geißel seyn würden, so gab Karl II. gen Privatpersonen einen Schenkungsbrief. erste Kolonie wurde im Jahre 1672 hier angt auf der Insel Providence; die Leute aber ten ein zügelloses Leben und die Inseln wur ein Aufenthalt der Seeräuber. Diesen wurde Jahre 1718 auf Georg I. Befehl das Handk gelegt, die Kolonie in Ordnung gebracht Plantationen angelegt. Von hier aus de auch die benachbarte Insel Eleuthera die Haveninsel besetzt, und seitdem haben die Kolonien, wiewohl ziemlich langsam, ier verbessert. Die Inseln liegen gegen Nor- Lage.

Geschichte.

den von Kuba, und erstrecken sich von Südn
nach Nordost unter dem 21sten und 27sten G
Anzahl. Norderbreite. Ihre Anzahl ist groß und n
leicht zu bestimmen, sie soll sich aber zwische
und 500 belaufen. Es sind aber darunter
begriffen, die nur kleine, über dem Wasser
hobene Felsen sind und kaum den Namen der
seln verdienen. Man rechnet die durch un
liche Schiffbrüche berühmt gewordenen M
tyrerinseln und die Schildkröteninseln
dazu. Die vornehmsten sind: Bahama, we
Beschaf- 50 englische Meilen in der Länge und 16 in
fenheit. größten Breite hat, angenehm und frucht
und von Bächen und Quellen reichlich gewä
ist. Providence oder Sayle ist 28 M
lang, 11 Meilen breit und ziemlich frucht
Lukayoneque, die größte unter allen, aber
schlechter Beschaffenheit. Der größte Gen
der Kolonie entstand sonst von dem Unglück d
die Schiffbruch litten, oder die auf einer Wi
reise nach Amerika an die Bahamainseln ge
ben wurden. Diese kamen der Lebensmittel
gen nach Providence, welche die hiesigen K
leute aus Karolina kommen ließen, und wo
sie große Vorrathshäuser hielten. Itzt wird
Produkte. Land besser angebauet; das wichtigste aber, w
die Inseln liefern, sind Färbeholz, Salz
Baumwolle, welches die Kolonie nach
festen Lande und in die großen Inseln sch
Sie haben auch viele Fische, unter welchen
einige giftig sind, und denen, die davon es
gr

große Schmerzen in den Gelenken verursachen, die eine Weile anhalten, endlich aber in etlichen Tagen mit einem Jucken wieder vergehen.

Der vierte Abschnitt.

Von den bermudischen Inseln.

§. 238.

Die bermudischen oder Summersinseln haben den ersten Namen vom Johann Bermudas, einem spanischen Hauptmann, der sie auf einer Fahrt nach Westindien entdeckte; den andern Namen haben sie von dem Engländer Georg Summers, der hier auf seiner Fahrt nach Virginien 1609 Schiffbruch litt. Die Nachricht, welche man in England von ihrer Annehmlichkeit und Fruchtbarkeit erhielt, veranlaßte die virginische Kompagnie, sich einen Gnadenbrief bey dem Könige Jakob auszuwirken, eine Niederlassung hier zu veranstalten, welche auch sehr guten Fortgang hatte. Die Inseln liegen im 32sten Grade 30 Minuten Norderbreite, in einer weiten Entfernung vom festen Lande. Denn das nächste Land, welches Karolina ist, ist wenigstens 250 französische Meilen davon gegen Abend, und von England sind sie über 1200 dergleichen Meilen entfernt. Ihre Anzahl wird von einigen auf 300, von andern auf 550 gerechnet; es ist aber kaum der achte Theil bewohnt, und außer S. Georg, S. David

Geschichte.

Lage.

Anzahl.

und den Kupferinseln haben die andern nur
Klima. und da einige Häuser. Die Luft ist ungen
gesund, und alles siehet auf diesen Inseln a
nehm und reizend aus. Die Hitze ist im S
mer erträglich, und Winter haben sie in der
gar nicht; sie sind aber den Stürmen und U
wittern sehr ausgesetzt. Blitz und Donner
hier entsetzlich und lassen beständig fürchterl
Beschaf- Spuren an den Felsen zurück. Das Erdr
fenheit. ist ungemein fruchtbar, und Maiz, welches
vornehmste Nahrungsmittel der Einwohner
wird jährlich zweymal geärntet. Man säet
März und ärntet zu Ende des Heumonats,
auf man 14 Tage nachher wieder zu säen
fängt, um im December zu ärnten. Die
sten Pflanzen, die Westindien eigen sind,
welche man aus Europa dahin bringt, wac
bey weniger Wartung vollkommen gut. Es
auch viel Taback gebauet, der aber nicht son
lich ist. Feigen- Maulbeer- Oel- Dattel-
Palmbäume sind sehr häufig, und die Wälder
ben einen Ueberfluß von wohlriechendem H
davon einiges schwarz, anderes gelb und
anderes roth ist. Besonders trifft man
zween Bäume in ihrer größten Vollkommen
an. Der eine ist der Pomeranzenbaum, de
Frucht an Größe, Geruch und Geschmack
sowohl in Ost- als Westindien, übertrifft.
andere ist ihre Ceder, welche fester und da
hafter ist, als irgend eine von dieser Gattu
die man sonst kennet. Es werden daher v

So

haluppen, Brigantinen und andere kleine
Schiffe hier gebauet. Von Thieren gab es sonst
keine, als Schweine, Ungeziefer und Vö-
in großer Menge, die Engländer haben
auch andere europäische hieher gebracht.
gel sind hier in größerer Menge und von grö-
rer Mannigfaltigkeit, als in irgend einer an-
n Gegend von Amerika. An Fischen man-
ley Gattung haben sie einen großen Ueber-
, und besonders sind die Schildkröten hier so
und so groß, als an irgend einem Orte in
Welt. Man findet hier eben das Ungeziefer,
in den andern englischen Plantationen, und
größten Spinnen von der Welt, deren schöne
ben aber den Abscheu, den ihre ungeheure
öße natürlicher Weise verursachen würde, ver-
dern. Auf beyden Seiten ihrer Mäuler ha-
sie einen krummen, ungemein harten Zahn
einer glänzenden schwarzen Farbe. Wenn
lt werden, sind sie mit schwarzen, sehr wei-
n und sanften Daunen, wie mit Sammet,
z bedeckt. Ihre Gewebe sind so stark, daß
gel von der Größe einer Drossel darinn ge-
gen werden.

§. 239.

Die Anzahl der Einwohner in allen Inseln sind ohngefähr auf 10000 geschätzt. Sie haben allezeit wegen ihres liebenswürdigen Charakters und wegen ihrer Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit in sehr gutem Ruhme gestanden. Sie scheinen sich mit der Fruchtbarkeit und den An-

Einwohner.

nehmlichkeiten ihres Landes und mit dem Gen
einer stillen und sichern Ruhe, von den Unrul
und Sorgen des übrigen Theils der Welt e
fernt, zu begnügen. Dies bewog den Dech
Berkeley es dahin zu bringen, daß, zur Bef
derung nützlicher Wissenschaften und der wah
Religion in Westindien, eine Akademie hier
gelegt werden sollte; und die Gesellschaft zur F
pflanzung des Evangelii verschaffte ihm auch
Patent dazu vom Könige Georg I. und t
etwas zu den Kosten bey; der Entwurf aber k
nicht zu Stande. Indessen haben die Einw
ner der Stadt S. George dem Berkeley e
gute Bibliothek zu danken. Die Kolonie
winnt keine beträchtliche Waaren, dadurch
Einwohner zu Reichthümern gelangen könn

Handlung. Ihr Handel besteht vornehmlich in Bauholz
Lebensmitteln, in erbaueten Schiffen und Sc
luppen, und in Taback, den sie nach Engl

Regierung. schicken. Die Regierung ist wie in Virgini
indem der König den Statthalter und den R
ernennet, und die Repräsentanten des Volks
Versammlung ausmachen. Sie haben weni
Nebengesetze als irgend eine von den andern b
tischen Kolonien, welches vermuthlich da
kommt, weil sie keinen sonderlichen Handel t
ben. Die Stadt und der Haven S. Georg w
durch 6 oder 7 Forts und Batterien gedeckt, u
welchen man auf ein jedes Schiff feuern ka
ehe es in den Haven einläuft.

Der fünfte Abschnitt.

Von den kanadischen Inseln.

§. 240.

Die kanadischen Inseln liegen oben bey Nordamerika in dem Meerbusen S. Lorenz. beträchtlichsten sind Neuland, Kap Breton und S. Johann.

Neuland, Neufoundland, Terre Neuve Geschichte. den Engländern und Franzosen lange vorher kannt, ehe sie Kolonien darauf anlegten, da hier den Stockfischfang trieben. Die Engländer ließen sich zuerst unter König Jakobs I. Regierung an den südöstlichen Küsten nieder, und die Franzosen folgten ihnen im Jahre 1660 und legten die Stadt Plaisance hier an. Das Recht, an den Ufern den Fischfang zu treiben, hat zu vielen Streitigkeiten zwischen beyden Nationen Anlaß gegeben, und sie vertrieben sich wechselsweise einander, bis endlich Frankreich im Utrechter Frieden die ganze Insel an England abtrat und sich nur das Recht der Fischerey, in einem bestimmten Bezirke an der westlichen Küste, zu einer gewissen Zeit im Jahre vorbehielt. Durch den Frieden von 1762 wurde die Freyheit der Franzosen, daselbst zu fischen, besondern Einschränkungen unterworfen. Sie wird durch die Meerenge von Belleisle von dem festen Lande Lage. abgesondert, liegt zwischen dem 46sten Grade 40 Minuten und dem 52sten Grade 7 Minuten

Norderbreite, ist dreyeckig und hat ohngefähr 3
Klima. Meilen im Umfange. Die Sommer sind zie
lich heiß, die Winter sehr strenge, mit fast best
digen Stürmen von Schnee und Regen beg
tet, und der Himmel ist meistentheils bezog
Die Küsten sind den Nebeln ungemein ausgese
welche durch die Dünste verursacht werden,
aus den Seen, Sümpfen und Morästen, de
Beschaf- die Insel viele hat, aufsteigen. Die In
fenheit. ist voller Berge und dicken Wälder, und
Erdreich ist eine Vermischung von Kies, So
und Steinen, folglich unbrauchbar. Die W
sen gleichen mehr den Heiden, und sind anst
des Grases mit Moos bewachsen. Die hiesig
Produkte. Engländer haben also weder Korn, noch and
zum Unterhalt nöthige Dinge, ausgenomm
Fische, Wild und Vögel, und was sie aus E
ropa erhalten. Unter dem, was das Land h
vorbringt, sind die weißen und schwarzen Te
nen am merkwürdigsten und sehr tüchtig zu Ma
häumen. Es giebt auch sehr große Linden u
Buchen und alle Arten des Zimmerholzes. Ho
vieh, Schafe und Pferde findet man hier s
wenig, und statt der letztern bedienet man sich
Hunde zum Ziehen des Holzes und anderer B
dürfnisse. An wilden Thieren giebt es Hase
Füchse, Eichhörner, Wölfe, Bären, Bi
und Fischottern in großer Menge. Hauptsä
Fischerey. lich aber sind die Fische diejenige Waare, wo
der stärkste Handel getrieben und weswegen
Insel am häufigsten besucht wird. Der Sto
fi

fh verdienet den Vorzug und ist die Stapel-
ware des Landes: nachher folgen Lachse, He-
ge, Makrellen, Meergründlinge und Plateise,
nd in den Flüssen giebt es eine große Menge
Forellen. Mit dem Stockfisch wird ein großer
eil der Welt von hieraus versehen, und er wird
ößer und in größerer Menge hier angetroffen,
in irgend einer Gegend der bisher bekannten
elt. Die hauptsächlichste Fischerey geschiehet
f der großen Bank, welchen Namen man
em unermeßlichen Berge giebt, der unter dem
asser verborgen ist, und mehr als hundert Stun-
n im Umfange hat. Seine Breite ist nicht
erall gleich, so wenig als die Tiefe des Was-
s, die ihn bedeckt. Die Luft ist hier mehren-
ils mit einem dicken und kalten Nebel ange-
llet, woran man die Gegend der Bank leicht
ennet. Die hier befindliche Menge von
uscheln und Fischen ist unbegreiflich; beson-
rs kann man von den Stockfischen sagen, daß
re Anzahl fast so groß ist, als des Sandes in
sem Meere. Ein einziger Mensch fängt ihrer
weilen 3 bis 400 in einem Tage, und ohner-
tet man seit drey Jahrhunderten jährlich 3 bis
00 Schiffe damit beladet, so spüret man doch
ht die geringste Verringerung. Ein Stock-
sch soll mehr als 9 Millionen Eyer bey sich ha-
n. Diejenigen, die man hier fängt, sind 3
ß lang, und 9 bis 10 Zoll breit. Man sal-
entweder den Fisch, so wie man ihn fängt, auf
n Schiffen ein, und dies nennet man grünen

oder weißen Stockfisch; oder die Fischer bring
ihn in Schaluppen auf Terre Neuve ans Lan
nehmen ihn aus, salzen ihn ein und lassen ihn
der Luft trocknen; und dies nennet man getro
neten Stockfisch. Die Leber dieses Fisches gi
ein Oel, welches die Gerber brauchen und au
gut zu brennen ist. Man verführt es in To
nen von 4 bis 500 Pfunden, und der Abga
ist ansehnlich. Man theilet den Fang auch
den beständigen, der von den Einwohnern d
englischen Kolonie unternommen wird, und d
abwechselnden, den die Schiffe, die alle Jah
aus Europa kommen, anstellen. Jener v
schafft den Engländern einen großen Vorth
über die Nationen, welche nur abwechselnd d
fischen, wegen des wohlfeilen Preises, um w
chen sie die Fische geben können.

§. 241.

Einwohner. Da das Innerste der Insel noch größte
theils unbekannt ist, so weis man von den E
gebohrnen des Landes sehr wenig. Die gemein
Meynung ist, daß sich niemals ein Volk beste
dig daselbst aufgehalten habe, und daß die Esq
maux aus Labrador nur von Zeit zu Zeit d
Jagd und Fischerey wegen dahin gekommen sin
Die engländische Kolonie, welche längst d
Küste in verschiedenen Wohnplätzen vertheilt
und durch angelegte Schanzen beschützt wir
soll ohngefähr aus 6000 Personen bestehen. D
wichtigsten Oerter sind S. Johann und Pla
sance. Ihre einzige Beschäfftigung ist die Fisch

und die Handlung mit Fischen. Diese bringt Handlung.
englischen Nation erstaunende Vortheile, und
an sagt, daß sie jährlich für mehr als 1 Mil-
n Thaler Stockfisch nach Spanien, Portugall
d Italien verkaufen, ohne was sie selbst ver-
uchen. Diese Summe macht nur ihren Ge-
nn aus; denn der Ausschuß der Fische, der
ch den antillischen Inseln zur Speisung der
klaven verführt wird, und der Vertrieb des
ls vom Stockfische sind hinlänglich, die Un-
ten der Fischerey zu bezahlen. Außer dem
ortheil der Privatpersonen und außer den Ka-
talien, die dem Nationalreichthum durch diesen
andel zuwachsen, macht es einen neuen Ge-
nn für den Staat aus, daß einige hundert
chiffe und viele tausend Menschen damit be-
häfftigt werden. Neuengland hat wenigstens
n dritten Theil an der ganzen englischen Fische-
y und Handel mit dem Stockfische. Die Ko-
nie ist lange Zeit ohne Statthalter geblieben. Regierung.
n Friedenszeiten kommandirte der in einem der
sigen Häven zuerst angekommene Schiffs-
pitain, so lange als die Fischerey dauerte, und
Kriegszeiten hatte der oberste Befehlshaber
r Flotte, welche die englische Fischerey bedeckte,
eses Vorrecht. Itzt kommt die Regierung dem
önige zu, der einen Statthalter der Insel er-
ennet, welcher auch die Inseln Anticosty und
Magdalene und die Küsten von Labrador, vom
luss S. Johann bis an die Hudsonsmeerenge,
nter seiner Aufsicht hat. Der Besitz dieser In-

sel

sel ist für Großbrittannien sehr wichtig, inde
es sich zu Kriegszeiten der ganzen Fischerey lei
bemächtigen kann. Es darf nur einige Schi
ausrüsten und die feindlichen Fischer verjage
weil selbige alsdenn nicht leicht durch eine üb
legene Macht geschützt werden können.

§. 242.

Geschichte. Die Insel Kap Breton oder Isle Roy
wurde von den Franzosen, nachdem sie Akadi
und Terre Neuve an England abgetreten hatte
1714 in Besitz genommen, und ihre vorthe
hafte Lage, nebst der Bequemlichkeit der Fisc
rey, bewegte sie hier eine Kolonie anzulegen u
die Stadt Louisbourg zu erbauen. Sie w
den 1745 von den Neuengländern vertriebe
und 1748 durch den aachenschen Frieden wied
eingesetzt. Die Engländer eroberten 1758 i
Stadt nochmals, rissen sie nieder und sprengt
die Festungswerke. Im folgenden Frieden wur
die Insel an England völlig abgetreten. S

Lage. liegt im 46sten Grad Norderbreite, etwa
Meilen von Neuland, und wird von dem fest
Lande durch einen schmalen Strich abgesonde
Sie hat ohngefähr 25 Stunden in der Länge u

Beschaf- 15 in der größten Breite. Der Boden und d
fenheit. Klima sind hier fast dieselbigen als in Neulan
und daher sind sie auch in Ansehung der Produk
nicht sehr unterschieden. Es giebt verschiede
Häven und Buchten um die Insel, besonde
ist der Haven von Ludwigsburg einer der schö

ste

n in Amerika, eine französische Meile lang und
ne breit, er ist aber insgemein vom November
s May zugefroren. Diese Insel kann, we-
n ihrer Lage an der Mündung des Meerbusens
. Lorenz, als der Schlüssel von Kanada be-
chtet werden, und stehet itzt unter der Gerichts-
rkeit des Statthalters von Neuschottland.

Die Insel S. Johann, in der Nachbar- S. Jo-
aft von Kap Breton, wurde auch von den hann.
anzosen in Besitz genommen, aber im letzten
ieden ebenfalls an England abgetreten. Das
lima ist von dem in den vorigen Inseln nicht
r verschieden, allein in Ansehung der Schön-
it und Fruchtbarkeit des Bodens findet man
nen großen Unterschied. Sie ist etwa 60 eng-
che Meilen lang und wurde von den Franzosen
so guten Stand gesetzt, daß sie mit Recht die
cheune von Kanada genannt ward, da sie das-
be sowohl mit den meisten Gattungen von Ge-
eyde, als auch mit einer Menge von Hornvieh
rsah. Sie hat weitläuftige Wiesen und viele
iche, Wildprett im Ueberflusse, eine Mannig-
ltigkeit von nutzbaren Bauholze, einen beque-
en Haven und eine schöne Lage zur Fischerey.
ie stehet, nebst den kleinen nahebey liegenden
nseln, auch unter dem Statthalter von Neu-
ottland.

Der

Der sechste Abschnitt.

Von den azorischen Inseln.

§. 243.

Entdekkung.

Die azorischen Inseln wurden in der erst Hälfte des 15ten Jahrhunderts von ei gen Flandrern entdeckt, daher sie auch den N men der flandrischen Inseln bekommen hab 1449 kamen die Portugiesen in diese Inseln u nannten sie, wegen der vielen Habichte, die darauf antrafen, die azorischen oder Habicht inseln. Sie werden auch mannichmal Ter ras genannt von der vornehmsten Insel Terce Sie waren bey der Ankunft der Portugiesen u bewohnt, Fayal ausgenommen, wo einige Fl derer sich niedergelassen hatten, welche sich h nach mit den neuen portugiesischen Kolonien v einigten. Die Krone Portugall ist seitdem ständig im Besitz derselben geblieben. Sie

Lage.

gen zwischen dem 36sten und 40sten Grad N derbreite, im atlantischen Meere zwischen Euro und Amerika. Es sind 9 an der Zahl, worun Tercera, Gratiosa und S. Maria die v

Witterung.

nehmsten sind. Das Klima ist hier sehr mäßigt und die Luft vortrefflich. Die Somm sind zwar sehr warm: da aber die Luft durch b ständige Winde abgekühlt wird, so ist die Hi sehr erträglich. Den ganzen Winter über ist d Witterung allezeit so leidlich, daß man kein Feuers benöthigt ist, daher man hier auch kei

Ofen

fens und Kamine siehet. Die starken Sturm-
nde und Erdbeben verursachen große Beschwer-
ykeit. Es giebt hier viele Berge, deren Feuch- Beschaf-
tkeit die Fruchtbarkeit unterhält, und deren fenheit.
ipfel mit immer grünenden Bäumen besetzt sind.
n der Mitte der Insel Fayal liegt ein hoher
erg, der vordiesem Feuer spie und häufige Erd-
ben verursachte. Der letzte Ausbruch hinter-
ß an der Oeffnung des Vulkans ein großes
ecken, welches seit der Zeit durch Regenwasser
ll gefüllt worden, und eine Art von See oder
ehältniß des schönsten Wassers ist. Die In-
Piko hat auch einen sehr hohen Berg, der
t so hoch ist, als der Piko de Teyda auf der
narischen Insel Teneriffa. Das Land ist
chtbar und man bauet hier viel Getreyde, Produkte.
ülsenfrüchte und fast alle europäische Früchte
d Gartengewächse, die hier sehr gut fortkom-
n. Wein wächset auf Piko in großer Menge,
d ob er gleich nicht so hoch geschätzt wird, als
kanarischen und Maderaweine, so ist er doch
rtrefflich. Mit verschiedenen Arten des Hol-
s sind die Inseln überflüssig versehen; der ge-
inste Baum ist der Fayal oder Erdbeerbaum.
s werden zahlreiche Viehheerden unterhalten
d nirgends sieht man mehreres Flügelwerk.
ie Einwohner sind größtentheils arm, und dar- Einwoh-
ist hauptsächlich die große Menge der Prie- ner.
r Schuld, und die noch größere Anzahl der
önche und Nonnen, welche vollends den weni-
n Reichthum wegnehmen. Da auch den reich-

sten

sten Familien im Lande der Adelstand erthe
wurde, so haben sie die Handlung und den Fe
bau, als ihrer Würde unanständig, verna
lässigt und sind daher in Armuth gerathen. S
heirathen niemals aus ihrem Stande, und we
sie nicht Vermögen genug haben, ihre Kin
standesmäßig zu versorgen, so nöthigen sie i
Handlung. selben ins Kloster zu gehen. Die Handlung
stehet in Getreyde, Wein und Holze, welch
Religion. nach Lissabon gehet. Die einzige Religion,
hier geübt wird, ist die katholische, welche un
der Aufsicht eines Bischofs und Inquisitio
Regierung. gerichts stehet. Die Regierung wird von ein
Statthalter und einem höchsten Gericht besorg
welche zu Angra, der Hauptstadt der In
Tercera, ihren Sitz haben, und deren Gerich
barkeit sich über alle azorische Inseln
erstreckt.

Anhang.

Von den nordlichen Polarländern.

§. 244.

Unter den nordlichen Polarländern verstehet man diejenigen Länder, welche nach dem Nordpole zu über Europa, Asia und Amerika liegen, und mit diesen Welttheilen, so viel wir wissen, keinen Zusammenhang haben. Man pflegt sie auch die unbekannten Länder zu nennen, weil man ihre Küsten nur aus den Nachrichten der Seefahrenden kennet, und von ihrer innern Beschaffenheit keine zuverlässige Nachrichten hat. Man rechnet vornehmlich die Länder Neuzembla, Spitzbergen und Grönland dazu.

Der erste Abschnitt.

Von Neuzembla.

§. 245.

Geschichte.

Neuzembla, von den Russen Novaja Semla d. i. Neuland genannt, wurde erst der Straße Waigatz, zuerst im Jahre 1556 von Stephan Baroeve einem Englän-

der entdeckt, welcher einen Weg durch Nor
nach China suchte. Er glaubte, was er such
gefunden zu haben, da er durch diese Str
kam; allein der wenige Erfolg der folgen
Unternehmungen hat gewiesen, daß er i
war. Am Ende des 16ten Jahrhunderts m
ten die Holländer ebenfalls verschiedene Versu
einen solchen Weg ausfündig zu machen,
da geschah es, daß bey einem derselben A
helm Barenß und Jakob von Heemske
im Jahre 1596 das Unglück hatten, ohnr
Novazembla einzufrieren. Da ihr Schiff
den sich aufthürmenden Eisschollen aufgeha
wurde, sahen sie sich genöthigt mit dem Schi
volke, das aus 16 Mann bestund, ans L
zu gehen und hier zu überwintern. Ob es gl
erst im Anfang des Herbstmonats war, so
doch die Kälte schon ungemein heftig, und
vieler Mühe konnten sie sich eine Hütte erbau
bey welcher Beschäftigung sie häufig mit gro
weißen Bären zu kämpfen hatten, welche i
Anfälle öfters wiederholten und sich nicht e
hinwegbegaben, als bis die Sonne verschwa
welche sich den 3ten November, nur mit d
obern Theil ihrer Kugel, zum letztenmal über
Horizont zeigte. Der zu befürchtende Man
nöthigte sie, ihren Vorrath an Lebensmitt
sehr knapp einzutheilen: ihr Wein gieng a
und das Bier, welches noch übrig war, h
alle Kraft verlohren, daher ihnen das geschm
zene Schneewasser zum Getränke dienen muß

Sie fiengen einige weiße Füchse in Schlingen, ren Fleisch ihnen zur Nahrung diente, und s deren Pelzen sie sich Mützen machten. Sie telten eine brennende Lampe, worinn sie statt s Oels das Fett von den Bären brannten, die erlegt hatten. Sie geriethen in den kläglich- n Zustand. Zuweilen wurde ihre Hütte ganz t Schnee bedeckt, in welchen sie Löcher machen ßten, um hindurch kriechen zu können. Die älte wurde unbeschreiblich strenge: ihre Hütte r inwendig ganz mit Eis zwey Finger dicke erzogen, und sogar in ihren Betten war Eis. hre Kleider waren ganz weiß vom Reife, das der der Schuhe fror an den Füßen, und seine ärte erlaubte nicht, daß man sie weiter brau- en konnte. Selbst das Feuer schien keine ärme mehr zu haben, und man mußte sich die trümpfe verbrennen, wenn man es nur ein nig an den Füßen und Beinen spüren wollte. ndlich erblickten sie den 24sten Jenner des 97sten Jahres die Sonne zu ihrer großen eude wieder, und die Kälte nahm merklich ab. llein die Bären kamen nunmehr auch wieder m Vorschein, und thaten fürchterliche Anfälle f ihre Hütte. Endlich erblickten sie am 16ten pril in der Ferne die offene See wieder, das er aber war noch mit ungeheuren Eisbergen d Schollen besetzt. Da es ihnen unmöglich l, ihr Schiff frey zu machen, so schifften sie sich n 14ten Junius, nach einem zehnmonatlichen ufenthalt auf dieser unglücklichen Insel, auf

zwey kleine Fahrzeuge ein, hatten aber unsä
liche Mühe und Gefahr auszustehen, ehe sie ül
das Eis in das offne Meer kamen. Außer ei
gen von ihren Gefährten, die bereits gestorb
waren, verlohren sie nun auch den Baren
und endlich kamen sie nach vielen überstanden
Schwierigkeiten und Elende den 2ten Septem
in den Haven Kola im russischen Lapplande
wo sie holländische Schiffe fanden, mit den
sie in ihr Vaterland zurückkehrten. Man
nicht gehört, daß nach diesem jemals ein Eu
päer hier ans Land gestiegen wäre.

§. 246.

Lage. Neuzembla liegt zwischen dem 70sten u
77sten Grad Norderbreite, und wird durch
Straße Waigatz oder Nassau von Siberien
gesondert. Es ist ohngefähr 200 Meilen la
und 60 Meilen breit. Man hat lange geglau
daß es mit dem festen Lande zusammenhieng
da aber die Holländer die nordliche Seite besch
haben, und die Russen von 1735 bis 1738
kleinen Schiffen zwischen diesem Lande und
Küste von Asien hingefahren sind, so ist man
überzeugt, daß es eine wirkliche Insel sey.

Beschaffenheit. südostliche Küste und die innern Theile derselb
sind völlig unbekannt; die westliche und no
liche aber sind bekannter, und hier hat man viel
Buchten und Vorgebirgen Namen gegeben.
ist vielleicht das elendeste Stück der bekannt
Erdkugel, das fast beständig von unüberstei
lichen Eisbergen umschlossen und fast durchgäng

Schnee bedeckt ist. In allen andern Himsgegenden schmelzt der Schnee am Rande Meeres viel eher, als anderswo; hier hinge schlägt das Meer wider Schneeberge, die eilen so hoch sind, als die höchsten Vorgeße in Frankreich und England, und die vielht so alt sind als die Welt. Es hat sie unten weit ausgehöhlet, und diese großen Klumhängen gleichsam in der Luft und machen n gräulichen Anblick. An den Orten, wo keinen Schnee findet, sind unzugängliche ründe, wo nur eine Art von Moos wächset, ches blaue und gelbe Blümchen trägt. Man de sich betriegen, wenn man, um hier zu wintern, sich Höhlen unter der Erde machen lte, sich darinn vor dem Froste zu verwahren; wenn man auch viele Fuß tief in die Erde aben hat, so findet man nur Eis, welches art ist, als Marmor. Man trifft häufige che an, deren Wasser zwar gut ist, aber von geschmolzenem Schnee zu seyn scheinet, von den Bergen herabläuft. Gegen das er zu, in welches diese Bäche fallen, sieht an den Orten, die sie entblößt haben, schwar Marmor mit weißen Streifen und Schiefer einigen Bergen im Lande. Die vornehm- Thiere.
Thiere, welche die Holländer erblickten, en die weißen Bären, und diese waren von neheurer Größe, indem die Haut von einem elben, den sie getödtet hatten, 12 bis 13 Fuß g war. Sie waren sehr grimmig, fielen wie

die Hunde über alles her, was man nach ihn
warf, und ließen sich nur durch ein großes G
schrey schrecken. Sie sahen auch Spuren v
Rennthieren und Orignalen oder Elendthiere
so viel sie wenigstens an ihren Fährten erblick
konnten. Weiße Füchse zeigten sich in ziemlich
Anzahl, und ihr Fleisch kam fast den von Kan
chen am Geschmack gleich. Sie sahen au
einige kleine Vögel wie Lerchen, und eine
von Kaninchen, die nicht viel größer als die R
ten waren. Auf den Felsen am Strande
Meeres fand man Eyer von wilden Enten, u
es ist nicht zu begreifen, wie diese Eyer auf
bloßen Erde, in einem so kalten Lande, aus
brütet werden und die Jungen auskriechen k
nen. Auf dem Eise zeigten sich eine große Mer
Seekühe. von Seekühen, die sich nicht erschrecken und v
jagen ließen, sondern gerade auf die Holländ
losgeschwommen kamen. Diese Thiere sind
größer und schwerer als unsere Ochsen, bis
Fuß lang, und ihre Füße sind mehr zum Schwi
men als zum Gehen eingerichtet. Sie hab
große ungestaltete Köpfe, deren Kinnbacken
Zähnen besetzt sind, unter denen zween dicke,
Zoll lange Zähne in Gestalt eines halben M
des hervorragen. Sie dienen ihnen zur V
theidigung gegen ihre Feinde, sich an das E
oder an die Erde anzuhängen, und den S
schlamm aufzuwühlen, worinn die Muscheln si
die ihnen zur Nahrung dienen. Ihre Haut
beynahe einen Zoll dicke, so hart, daß man

der Art zerhauen muß, und sie ist mit kur-
braunen oder schmutziggelben Haaren besetzt.
Sie gehen Truppweise mit einander, die Jungen
schwimmen vor den Müttern her, und der übrige
Trupp schließt sie von allen Seiten ein. Sie
halten sich Familienweise beysammen, jedes
Männchen hat sein Weibchen, und diese werfen
nur ein Junges auf einmal. Sie sind sehr ge-
dultig und wenig auf ihre Sicherheit bedacht,
daß man sich aus der Heerde diejenigen aus-
suchen kann, welche man tödten will. Man
sticht sie mit einem scharfen eisernen Haken, der
an einer Leine befestigt ist, in den Rücken, und
wenn man die Seekuh fühlet, daß sie verwundet ist,
so fängt zu schlagen anfängt, um sich loszumachen,
so geben sich die andern alle Mühe ihr zu helfen.
Die Liebe des Männchens gegen das Weibchen
ist zu bewundern; wenn es dasselbe nicht hat los-
machen können, so folgt es ihm bis ans Ufer
und hält sich zuweilen verschiedene Tage lang bey
dem todten Körper auf.

§. 247.

Einwohner.

Man hat noch nicht mit Gewißheit erfahren können, ob Neuzembla bewohnt sey, oder nicht, indem einige dieses, andere jenes behaupten. Einige Reisende versichern, hier Einwohner gesehen haben, und wenn man ihnen glauben soll, so sind es die wildesten Menschen, die man je finden kann, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet sind und die Sonne anbethen, vor welcher man sie auf den Knieen liegen gesehen. Andere er-

zählen, daß man einen Mann und eine F
nach Dännemark gebracht, welche man mit
ler Mühe gefangen. Sie waren klein, un
setzt und außerordentlich häßlich, hatten die
sen und Ohren mit herabhängenden blauen S
nen geschmückt, und ihre Haare hiengen in Zö
geflochten über die Achseln herunter. Der M
hatte keine Haare auf dem Kopfe, aber e
rund verschnittenen Bart und eine Mütze in
stalt eines Zuckerhutes. Ihre Kleider bestun
aus zwey zusammengenähten Stücken von S
kalbsfellen, wovon das Rauhe herausgewe
war, und welche ihnen bis auf die Knie heru
giengen. Die Beinkleider waren enge und s
nen von eben solchen Fellen gemacht zu se
Sie wollten nichts als Wasser trinken, und nic
essen, als was mit Fischthran zugerichtet w
sie sturben auch bald für Verdruß und Trau
keit, ohne daß man eine gewünschte Erläuter
von ihnen erhielt. Wenn auch dies richtig
so folgt doch nicht, daß diese Leute Landesei
bohrne gewesen und daß Neuzembla bewo
sey. Die Beschreibung, die man von ih
macht, ist der von den Samojeden ungem
ähnlich, und vermuthlich waren es auch Sa
jeden. Denn diese wohnen auf dem festen La
gegen über und kommen zu Anfang des Se
mers in die Insel, wo sie sich diese ganze Jah
zeit hindurch mit der Jagd der Renn- und Ele
thiere und der weißen Bären, auch mit d
Fischfange beschäftigen; bey anbrechendem W

r aber kehren sie wieder nach dem festen Lande zrück.

Der zweete Abschnitt.

Von Spitzbergen.

§. 248.

Spitzbergen wurde im Jahre 1596 von dem im vorigen Abschnitt erwähnten Wilhelm Barenß entdeckt und von ihm für eine Insel gehalten, und so ist es auch in der Folge wirklich befunden worden. Diese Insel liegt unter allen nördlichen Ländern am weitesten gegen Mitternacht zwischen dem 76sten und 80sten Grad Norderbreite, und soll sich sowohl in der Länge als in der Breite auf 70 Meilen erstrecken. Die Kälte ist hier ungemein groß, richtet sich aber, wie anderswo, sehr nach der Beschaffenheit der Winde. Die Nord- und Ostwinde verursachen eine so grimmige Kälte, daß sie kaum auszustehen ist, und die West- und Südwinde bringen viel Schnee und zuweilen auch Regen, welches das Wetter gelinder macht. Im Julius und August ist die Hitze oft so groß, daß das Theer in den Fugen der Schiffe schmelzt. Von dem 10ten May an gehet die Sonne nicht mehr unter, und man siehet sie ganzer 3 Monate im Jahre über dem Horizont; dagegen aber bekommt man sie auch im Winter 3 Monate hindurch gar nicht zu sehen. Die Nordlichter lassen sich daselbst

Entdekkung.

Lage.

Witterung.

mehr sehen, als in dem ganzen übrigen Norden. Im Winter ist das Land ganz mit Eis umgeben, welches die Winde von verschiedenen Seiten da hintreiben; und zuweilen ist es auch im Sommer von Eise besetzt. Alles, was von dem Land bekannt ist, (man kennet aber bloß die Küsten) ist steinigt und voller hohen spitzigen Berge und Klippen, daher es auch den Namen bekommen hat. Besonders siehet man am Fuß der natürlichen Berge sieben Eisberge, die man für die höchsten im Lande hält und die jährlich an Größe zunehmen, von dem geschmolzenen Schnee und dem Regen, der darauf fällt. Einige von den Felsen sind nur ein einziger Stein von unten bis oben, und sehen von weitem wie alte abgefallene Mauern aus. Sie geben einen angenehmen Geruch, fast wie die Wiesen zur Frühlingszeit, wenn ein sanfter Regen darauf fället. Man findet rothe, weiße und gelbe Adern darinn, wie im Marmor. Unten am Fuß der Berge, wo keine Eisberge sind, liegen große herabgefallene Felsen los auf einander. Sie sind grau mit schwarzen Adern und schimmern wie Silbersand oder glänzen wie das Erz. Man muß sich wundern, daß ein solches Land eine Menge schöne Pflanzen trägt, welche die Natur daselbst fast auf einmal zu ihrer Vollkommenheit bringt. Kaum siehet man im Brachmonat einiges Grün und im Heumonat sind die Kräuter allda in der Blüte, ja es finden sich sogar einige, deren Saamen schon alle Reife hat. Das nützlichste für

Beschaffenheit.

hier anlandenden Schiffleute ist das Löffelkraut, das zwar in der Gestalt von dem unsrigen verschieden ist, aber doch gleiche Tugenden hat. Es giebt hier weder Bäume noch Sträucher, ohngeachtet finden die Schiffe so viel Holz, als sie brauchen. Jede hohe Fluth bringt eine große Menge davon ans Ufer, und niemand hat sich erklären können, woher dieses Treibholz komme, welches man nicht nur hier, sondern auch auf allen nordlichen Küsten antrifft.

§. 249.

Von vierfüßigen Thieren werden hier nur die große weißen Bären, Rennthiere und Füchse gefunden; es ist aber nicht leicht zu errathen, wovon sie den Winter über 9 oder 10 Monate leben. Von Vögeln findet man mancherley Arten. Der Strandläufer bleibt stets auf dem Lande und ist eine Art von Berghuhn, aber nicht größer als eine Lerche. Der Schneevogel, den man nur auf dem gefrornen Schnee laufen sieht, ist nur so groß wie ein Sperling, am Bauche schneeweis und auf dem ganzen Rücken und Flügeln grau. Der Eisvogel, der seinen Namen von seinem beständigen Aufenthalte auf dem Eise führt, hat ein schönes Gefieder, das in der Sonne wie Gold glänzet, so daß einem die Augen ganz blind davon werden. Unter einer unzählichen Menge von Seevögeln, womit die Küsten von Spitzbergen bevölkert sind, sind die Lachertauben, Papagoyen, Rottgänse und Enten gut zu essen. Sie nisten hoch an den Felsen,

Thiere.

Vögel.

sen, wo sie vor den Bären und Füchsen sich
sind, und im Brachmonat und Heumonat, wer
sie brüten, sitzen sie so häufig auf denselben, d
sie wie eine Wolke die Luft verfinstern, wenn
auffliegen. Sie kommen aber alle erst nach de
Winter nach Spitzbergen, wenn die Sonne üb
dem Horizont ist: sobald die Kälte zunimmt u
die Nächte anfangen lang zu werden, so thun
sich von jeder Art zusammen und verschwinden
Amphibien wenig Tagen. Von den Thieren, die im We
ser und auf dem Lande leben, sind die Seekü
und Seehunde hier außerordentlich groß und
ungeheurer Menge vorhanden. Beyde hab
keine eigentlichen Füße, sondern Floßfedern in d
Mitte des Leibes, mit denen sie auf dem Eise fo
rutschen. Die Meerkühe, welche die Engländ
Seepferde, die Portugiesen Manati, die Fra
zosen Lamentine, und die Holländer und Deu
schen Wallrosse nennen, werden hauptsächli
ihrer Zähne wegen getödtet, welche aber itzt nic
mehr so stark gesucht werden, als ehemals. D
Seehund, den man auch Meerwolf, Seelöw
Robbe nennet, ist 5 bis 8 Schuh lang, hat eine
Kopf, der einem Hundekopfe mit abgeschnittene
Ohren gleichet, an dem Maule einen Bart, gro
gewölbte klare Augen, sehr scharfe Zähne, w
mit er einen Stock, wie einen Arm dicke, durch
beißen kann, eine buntgefleckte, mit kurzen Haa
ren bewachsene Haut und einen kurzen Schwanz
Sie schreyen wie heisere Hunde, und gehen, al
wenn sie hinten lahm wären, können aber doch
au

of hohes Eis klettern. Sie haben ungemein
el Blut, ein ganz schwarzes Fleisch und 3 bis
Finger dickes Speck, welches sehr guten Thran
gbt. Leber, Lunge und Herz sind bey ihnen
r groß und werden gegessen, wenn man sie erst
e Weile vorher gewässert hat. Man schlägt
auf dem Eise mit Handspießen und Prügeln
f die Nase, davon sie halb todt niederfallen,
man sie denn vollends, aber mit vieler Mühe
tet, weil sie ein sehr zähes Leben haben.

§. 250.

Das Thier, um dessen willen eigentlich die
isen nach dem Eismeere und nach Spitzbergen
ehen, ist der Wallfisch. Dieser Fisch hat Wallfisch.
n andern Fischen fast nichts als die Gestalt, und
richet im übrigen mehr den Landthieren; denn
hat warmes Blut, schöpfet durch die Lunge
hem, bringt seine Jungen lebendig zur Welt
d säuget sie. Ihre Größe ist verschieden, und
an hat ihrer gefunden, die bis 150 Fuß lang
vesen sind. Der Kopf macht den dritten Theil
s ganzen Thieres aus. Es hat nur zwo Floß-
ern hinter den Augen, die 7 bis 8 Fuß lang
d und mit denen er fast so geschwinde rudert,
eine Schaluppe mit zwey Rudern. Der
chwanz ist 3 bis 4 Klafter breit, liegt flach,
d mit demselben kann er so heftige Schläge
n, daß er ein Schiff umwerfen kann. In-
ndig in seinem Rachen sitzt das Fischbein, sonst
ären oder Barten von den Schiffern genannt.
s ist eine Art von langen breiten Horne, braun,

schwarz

schwarz und auch gelb von Farbe, ganz r
und voller Haare wie Pferdehaar, und die
dem Fische statt der Zähne. An der einen S
sitzen in einer Reihe 250 Fischbeine neben ein
der, und an der andern eben so viel. Das klei
sitzt vorn am Maule und hinten nach dem Rac
zu; das mittelste ist das größte und längste
zuweilen wohl drey Klafter lang. Die Zun
welche zwischen den Fischbeinen liegt, ist ein n
cher, schwammichter Klumpen Fett. Auf d
Kopfe vor den Augen sitzt der Buckel, welc
oben an jeder Seite ein Blaseloch hat, wor
er das Wasser so stark bläset, daß man es
eine Meile weit hören kann, zumal wenn er
wundet ist. Seine Augen sind nicht größer
Ochsenaugen, und haben Augenlieder und Ha
wie Menschenaugen. Man siehet ganz wei
halbweiße, gelb und schwarz gemarmelte und g
schwarze Wallfische. Die auswendige Haut
so dünn, wie ein Pergament, und man kann
leicht mit den Händen abziehen, wenn der Fi
erhitzet ist. Das Speck, daraus man den Thr
macht, sitzet zwischen Haut und Fleisch, e
Viertelelle hoch, auf dem Rücken und unten
Bauche, zuweilen auch wohl über 12 Daum
dicke. Die Nordkaperwallfische, die zwisch
Spitzbergen und Norwegen gefangen werde
geben am wenigsten Thran; von den spitzber
schen aber kann man 70 bis 90 und noch m
Kardelen oder Fässer voll schneiden. Der W
fisch ist nach seiner Größe nicht beherzt und sche

ih vor den Schaluppen; er wird keinen aus Boßheit beschädigen, in der Noth aber zertrümmert er alles, was er antrifft. Sobald man einen Wallfisch blasen höret, oder erblicket, so fahren die Fischer in ihre Schaluppen und rudern nach ihm zu. Der Harpunier steht vorne in der Schaluppe mit der Harpune, einem scharfen, wie ein Pfeil gestalteten Eisen, das gleich einer Fischgabel auf einem Stocke liegt und an einer langen Leine befestigt ist, die oftmals viele 100, auch 1000 Klafter lang ist. Er wirft aus aller Macht den Wallfisch mit der Harpune hinter das Blaseloch, oder in das dicke Speck auf dem Rücken. Sobald der Fisch sich verwundet fühlet, bläset er aus aller Macht und geht auf den Grund, oder schießt dem Wasser gleich fort. Man läßt die Leine laufen, und ein eigener dazu bestellter Mann, welcher der Linienschießer heißt, giebt Acht, daß sie sich im Ablaufen nicht verwirret. Man läßt sie vorn über die Schaluppe laufen, und damit das Holz durch das Reiben von dem oftmals höchst schnellen Laufe der Stricke nicht entzündet werde, so befeuchtet man es fleißig. Der Steurer steht hinten in der Schaluppe und muß sie allezeit darnach wenden, wo der Strick sich hinlenket, damit er immer ihr voraus in gleicher Linie bleibe. Die andern Schaluppen folgen nach, und man giebt dem Wallfisch, wenn er herauf kömmt, noch eine oder mehr Harpunen, und sticht ihn endlich, wenn er ganz abgemattet ist, mit Lanzen todt. Denn schleppt man ihn

Wallfischfang.

mit

mit den Schaluppen an das Schiff, woran m
ihn befestigt, und der Speckschneider tritt auf i
und schneidet mit einem Messer, welches mit d
Stiele fast von Mannslänge ist, den Speck
großen Stücken herunter, die man in das Sc
windet, und hier in kleinere Stücke zerschneid
Diese wirft man in eine von Brettern zusamm
geschlagene Rönne, an der ein Sack befestigt
der bis in das Schiff hinuntergeht. Ein Ju
schaufelt das Speck in selbigen hinein, woro
es in einen kleinen Kübel fällt, den man auf
ledigen Fässer setzt und sie also anfüllet. De
nimmt man das Fischbein heraus, und lä
wenn alles Speck herunter ist, den übrigen K
per treiben, der eine Speise der Raubvögel u
weißen Bären wird. Vor diesem brannte m
den Thran gleich in Spitzbergen aus; itzt nim
man lieber das Speck in Fässern mit, in der
es wie Bier gähret und für sich schon meist
Thran wird. 100 Fässer Wallfischspeck geb
wenn es ausgebraten ist, etwa 80 Fässer Thr

§. 251.

Hayfisch. In den spitzbergischen Gewässern trifft m
auch den Hay (canis carcharias) an. Dieser Fi
wird nur zween bis drey Faden lang, ist ru
und schmal und nach dem Kopfe zu am dickst
Er hat eine lange Nase und einen weiten Rach
der unten und oben mit 3 Reihen scharfer Zäh
besetzt ist. Seine Augen liegen ihm hoch a
dem Kopfe, an jeder Seite hat er 5 Kiefern o
Fischohren, und zwo Floßfedern auf dem Rück

u

nd sechs unter dem Bauche. Seine Haut ist
rt, dicke und scharf anzugreifen, und hält eine
intenkugel aus. Er ist ungemein gefräßig und
r begierig nach Menschenfleische. Man fängt
n mit einer großen Angel, die an einer starken
tte fest ist, und woran ein Stück Fleisch hän-
t. Das Fleisch vom Rücken ist eine gute
peise, wenn es einige Tage in der Luft gehan-
n hat, und aus seiner großen Leber macht man
l Oel. Der Finnfisch kommt dem Wallfisch Finnfisch.
Größe gleich, ist aber kaum den dritten Theil
dick, rund und schmal, und hat nicht so viel
peck als der Wallfisch. Er ist auch viel gefähr-
her zu tödten, weil er sich viel schneller bewegen
nd wenden kann, auch mit dem Schwanze und
oßfedern so heftig um sich schlägt, daß man
t den Schaluppen sich ihm nicht nähern darf.
er Weisfisch, der bis 20 Fuß lang wird, Weisfisch.
mmt dem Wallfisch an Gestalt gleich und hat
ch ein Blaseloch auf dem Kopfe, woraus er
asser bläset. Er ist weisgelb und hat nach sei-
r Größe Speck genug; es ist aber ganz weich,
her die Harpunen leicht ausreißen und man
ht viel Mühe auf ihn wendet. Wenn man
häufig antrifft; so verspricht man sich einen
ten Wallfischfang. Ein anderes spitzbergisches
eerungeheuer ist der Butzkopf, von 16 bis 20 Butzkopf.
ß lang. Der Kopf geht vorne stumpf nieder,
d an demselben ist ein Schnabel, der vorne
d hinten gleich dicke ist. Im Rachen hat er
ine scharfe Zähne, und mitten auf dem Rücken

eine Floßfeder, die nach dem Schwanze zu
ein halber Mond ausgehöhlt ist. Im Nac
hat er ein Blaseloch, wodurch er Wasser a
bläset, aber nicht so hoch als der Wallfisch.
ist braun auf dem Rücken, die Stirne braun
weis gemarmelt und der Bauch unten w

Drachenfisch. Der Drachenfisch ist lang, schmal, rundlich,
Farbe silbergrau und glänzend. Vorn auf
Nase hat er einen erhabenen stumpfen Zacken;
hat keine Ohren, anstatt derselben aber im Nac
zwey Blaselöcher. Auf dem Rücken hat er z
Floßfedern, davon die vorderste sehr lange
den hat, die ohne Zwischenhaut sind, und v
Rücken ab, etwan ein paar Finger breit erho
stehen.

§. 252.

Spitzbergen ist nicht bewohnt, die dasi
Küsten werden aber alle Jahre von den Schif
aller seefahrenden Nationen besucht, die
Fischerey wegen dahin kommen und den so s
einträglichen Thran daselbst holen. Jede Nat
hat ihren besondern Haven oder Standort,
sie ihre Hütten haben, die sie bey ihrer Wied
kunft unversehrt finden. Denn wegen der str
gen Kälte verfault auf dieser Insel nichts, u
wenn jemand hier stirbt, so bleibt der Körper
verweslich. Man hat ihrer nach 20 Jahren
funden, die noch eben so frisch waren, als d
ersten Tag, und ihre Gestalt und Kleidung n
ren unverändert. Die Holländer und Hamb
ger kommen am häufigsten hieher, und die E

ner

ralstaaten haben einigen Personen Erlaubniß theilt, den Wallfischfang, mit Ausschließung derer, auf Spitzbergen zu treiben. Ueberhaupt gehen aus Holland jährlich auf 120 bis 150 Schiffe auf diesen Fang aus; der Vortheil ist veränderlich, nachdem sie glücklich sind und viel oder wenig Wallfische bekommen.

Der dritte Abschnitt.

Von Grönland.

§. 253.

Grönland soll im Jahre 982 von einem gewissen Erich, der einer Mordthat wegen aus Island sich hieher flüchtete, entdeckt worden seyn. Weil er das Land mit einem angenehmen Grün bedeckt fand, so gab er ihm den Namen Grönland, den es noch itzt führet. Nach einigen Jahren kam er nach Island zurück und bredete verschiedene Einwohner, sich mit ihm in em neu entdeckten Lande niederzulassen. Einige Jahre nachher that sein Sohn Leif eine Reise nach Norwegen, bekennete sich daselbst zum Christenthume, kam mit einer neuen Kolonie zurück und zte zwo Städte Garde und Albe an. Sie waren den Königen von Norwegen unterworfen, denen sie einen jährlichen Tribut bezahlten. Im Jahre 1348 wurde der größte Theil der Einwohner durch eine grimmige Seuche, der schwarze Tod genannt, welche im ganzen Norden Verheerungen anrichtete, aufgerieben. Von der Zeit Geschichte.

an wurden diese Niederlassungen auf der östlich
Küste von Grönland gänzlich vergessen, und m
weis von ihrem weitern Schicksale gar nicht
Alle Bemühungen, die man nachher anwandt
sie wieder zu finden, hatten weiter keinen Nutze
als daß man die westlichen Küsten von Grö
land entdeckte, wo man wilde Völker antra
welche vermuthlich ihren Ursprung von den Am
rikanern haben, wie man aus der Beschaffenhei
Handthierung und Kleidung der Völker schließ
die an der Hudsonsbay wohnen. König Fri
drich II. von Dännemark machte 1578 den A
fang, Grönland aufsuchen zu lassen; der Ve
such aber war vergebens. Die Dänen thate
in der Folge bis 1674 noch 9 bis 10 fruchtlo
Reisen; daher sie so vieler unnützen Versuch
überdrüssig wurden und nicht weiter an Grönlan
gedachten. Ein frommer norwegischer Predige
Hans Egede, den ein mächtiger Religionseif
trieb, die armen Wilden in Grönland zu
Christenthum zu bekehren, brachte die Regierun
dahin, wieder an dieses Land zu denken, un
eine neue Handlung dahin zu errichten. M
vieler Mühe erhielt er, daß im Jahre 1720 m
königlicher Bewilligung zu Bergen eine Han
lungsgesellschaft nach Grönland errichtet wurd
Er gieng 1721 als königlicher Missionarius
mit seiner Familie, auf dem ersten Schiffe ab
und kam auch glücklich an. Es wurde auf de
Insel Kangek die Kolonie Godhaab, gute Hoff
nung, angelegt; allein die Beschwerlichkeiten eine

Handels

ndels, der gar nichts einbrachte, machten, daß
e Gesellschaft sich im Jahre 1727 gänzlich zer-
lug. Jedoch der König entschloß sich, des
nglücklichen Anfangs ohngeachtet, sich desselben
ein zu unterziehen, und es kamen auch 1728
uf dänische Schiffe mit vielen neuen Kolonisten
d Baugeräthschaften an, um eine neue Pflanz-
dt und ein Fort anzulegen. Die Kolonie
dhaab wurde an das feste Land gebracht;
in diese Veranstaltungen wurden durch eine
uche, die unter den neuen Einwohnern ein-
, größtentheils vernichtet, und endlich befahl
nig Christian VI. 1731 die grönländischen
stalten ganz liegen zu lassen und die Kolonie
ch Dännemark abzuführen, weil er sah, daß
großen Summen, welche sie gekostet hatten,
nichts einbrachten, und daß die christliche Re-
on seit 10 Jahren keinen bessern Fortgang als
Handel daselbst gehabt hatte. Egede fand
ils bey Erlernung der Sprache, theils in der
schaffenheit der Wilden, unglaubliche Schwie-
keiten und Hindernisse in dem Bekehrungs-
schäffte, und er mußte zufrieden seyn, daß er
e Anzahl Kinder taufen konnte, die er hernach
unterrichten hoffete. Seine brennende Be-
gde nach dem Heil dieser armen Leute und seine
gemeine Standhaftigkeit bewogen ihn, bey der
führung der Kolonie, mit seiner Familie und
nigen Leuten in Grönland zu bleiben. 1733
am er durch ein dänisches Schiff die erfreuliche
achricht, daß man in Koppenhagen die Hand-

lung und das Missionsgeschäfte von Grönlan
mit mehrerem Eifer als jemals, fortsetzen woll
Mit eben diesen Schiffen kamen drey mähris
Brüder aus Herrnhut an, um mit Erlaubn
des Hofes eine Mission unter den Grönländer
zu errichten. Sie fanden hier ebenfalls gro
Schwierigkeiten und hatten mit mancherley No
zu kämpfen, zumal da im Jahre 1733 die Bl
tern, welche durch einen grönländischen Knab
aus Koppenhagen dahin gebracht wurden, a
3000 Seelen hinwegrissen. Der durch sein
Eifer, Muth, Arbeiten und überstandene U
glücksfälle ehrwürdige Egede gieng 1736 na
Koppenhagen zurück, wo er zum Superintende
ten der dänischen Mission gemacht wurde, der
bis an seinen 1758 erfolgten Tod vorstund. D
mährischen Brüder blieben nun allein zur Bek
rung der Grönländer zurück, und wurden na
und nach durch mehrere aus Europa verstär
Nach sechs unfruchtbaren Jahren ward ihre A
ständigkeit endlich mit einigem Erfolge belohn
indem einige Grönländer zum Unterricht bey
nen blieben, denen nach und nach immer m
rere folgten. Es wurde also eine grönländisc
Gemeine zu Neuherrnhut errichtet und 17
noch eine zu Lichtenfels, welche in der Fol
sich ansehnlich mehreten, so daß im Jahre 17
jene aus 527, und diese aus 257 Seelen bestan
Die dänischen Kolonien sind in dieser Zeit bis a
12 vermehrt worden, unter denen Godhav
und Friedrichshaab die wichtigsten sind.

§. 25

§. 254.

Ob Grönland eine Insel ist, oder ob es mit Lage.
em festen Lande zusammenhängt, ist noch bis
i eine unentschiedene Frage. Es liegt zwischen
n Eismeer gegen Osten und der Straße Da-
is, die es von Amerika scheidet, gegen Westen,
i einem Raum von ohngefähr 35 Graden der
nge, und erstreckt sich vom 59sten Grade
orderbreite bis zum 87sten. Die westliche
üste, die heutiges Tages allein besucht wird,
ßt von Süden gegen Norden, eine Strecke von
ngefähr 20 Graden. Sie ist von vielen Buch-
n zerschnitten, die mit einer unzählichen Menge
einer Inseln besäet sind. Die ganze Küste ist
it unzugänglichen Klippen besetzt, die man auf
0 Meilen in der See sehen kann. Unter dem
3sten Grade ist die sogenannte Eisblink, ein Eisblink.
oßes hohes Eisfeld, dessen Glanz in der Luft,
ie der Nordschein, viele Meilen weit in der
ee gesehen werden kann. Sie liegt in einer
ay, deren Mündung mit großen Stücken Eis
rmaßen verstopft worden, daß es von Land zu
nd, über einige Inseln weg, gleichsam eine ge-
ölbte Eisbrücke von 4 Meilen lang und eine
Meile breit ausmacht. Weiter hinauf ist das
alsrevier, ein Meerbusen, und über diesen die
iskobay, welche jährlich von vielen holländ-
schen Wallfischfängern besucht wird. Die Ufer
nd mit großen Eisbergen und Eisschollen besetzt, Eisberge.
elche weit in die See umhertreiben, und bald
ne Kirche mit einem Glockenthurme, bald ein

Schloß mit Thürmen und Zinnen, bald e
Schiff mit Masten und Segeln vorstellen. Di
ses Eis ist mehrentheils sehr hart, hell und durc
sichtig wie Glas, an Farbe bleichgrün und ma
nichmal himmelblau. Es ist schwer zu erkläre
wie diese Eisberge entstehen und woher sie kor
Eisfelder. men. Zuweilen trifft man schwimmende Ei
felder an, die wohl 100 Meilen lang, und 2
bis 40 Meilen breit seyn sollen, und gemeini
lich 5 bis 6 Ellen dick sind. Sie machen d
Schiffahrt in den Nordmeeren ungemein b
schwerlich und gefährlich. Mit diesem Treibei
führet der Strom des Meeres zugleich eine Me
Treibholz. ge Treibholz herbey, welches er zwischen den J
seln sitzen läßt, und welches das einzige Holz i
was man in Grönland hat. Das meiste ist Ki
fern- Tannen- und Lerchenholz, und man tri
darunter oft große, mit der Wurzel ausgerisse
Bäume an. Da dieses Holz mit dem Stron
und Eise aus Osten kommt, so muß es aus d
asiatischen Tatarey kommen, wo es durch d
vom Regen angeschwollenen wilden Bergwass
von den Bergen abgerissen, in die großen Flüs
gestürzt und ins Meer geführt wird.

§. 255.

Witterung. Ein Land, wo Schnee und Eis ihren ew
gen Aufenthalt haben, muß eine übermäßi
Kälte erfahren. Die größte Kälte fängt sich i
Grönland erst nach dem neuen Jahre an, un
wird im Februar und März so scharf, daß d
Steine springen, und die See wie ein Ofe
rauch

ucht, vornehmlich wo eine Bucht ist. Man Frostrauch.
nnet solches einen Frostrauch. Er ist nicht so
lt als die trockene Luft, und wer vom Lande in
en solchen Frostrauch hineinfährt, fühlt die
ft gleich lauer. Sobald der Frostrauch von
r See in eine kältere Luft kömmt, friert er zu
inen Eisspitzen, welche eine so schneidende
älte verursachen, daß man kaum aus dem
ause gehen kann, ohne Gesicht und Hände zu
rieren. Alsdenn friert das Meer zwischen
n Inseln und in den kleinen Buchten zu; und
gerathen die Grönländer gemeiniglich in Hun-
rsnoth, weil sie ihrer Nahrung vor Kälte und
rost nicht nachgehen können. Den Sommer
chnen sie vom Anfange des Mayes bis zu Ende
s Herbstmonats. Der Boden aber thauet nur
i Brachmonat recht auf, und zwar bloß in der
berfläche. Es schneyet noch bis gegen Johan-
s, und fängt schon im August wieder an; der
chnee liegt aber nicht lange und wird entweder
ld von der Sonne verzehrt, oder von dem
Winde verwehet, und alsdenn entstehet ein so fei-
s Schneegestöber, daß man sich nicht gut aus
m Hause wagen darf. In den längsten Tagen
t es so heiß, daß man genöthigt wird, die Klei-
r abzulegen, und daß das bey dem Ablaufe des
Meers auf den Klippen bleibende Schneewasser
ch zu einem schönen weißen Salze ansetzet.
Man genießt aber der Wärme nie recht, theils
egen der von den Eisfeldern durchdrungenen
alten Luft, die des Abends sehr empfindlich ist,

theils wegen der vielen und oft sehr dicken Neb
die an der Seekante vom April bis in den A
gust regieren. Die schönste Jahrszeit in Grö
land ist der Herbst, der aber nicht lange dau
und oft durch starke Nachtfröste unterbroch
wird. Man hat angemerkt, daß wenn im
mäßigten Erdstriche ein sehr kalter Winter herrsc
er in Grönland ungewöhnlich gelinde ist. T

Gesunde Luft. Luft ist überhaupt leicht, rein und sehr gesu
Man kann hier lange in guter Gesundheit leb
wenn man sich nur warm kleidet, mäßig i
und trinkt, und den Leib genugsam bewegt. M
hört auch selten von den in Europa gewöhnlich
Krankheiten, außer dem Scharbock und einig
Uebeln an den Augen und auf der Brust. V
Platzregen und Hagel weis man hier wenig. I
Herbst giebt es sehr heftige Winde, die oft i
Zelte und leichten Boote in die Luft führen, u
im Sommer entstehen auch Wirbelwinde. M
siehet wohl bisweilen blitzen, aber man hört
selten donnern, und von Erdbeben und feuerspeye
den Bergen weis man wenig oder gar nicht
Der Sommer hat bey den Grönländern kei
Nacht, dagegen aber hat auch der Winter vo
30sten November bis 12ten Januar gar kein
Tag. Man genießet alsdenn nur einer mäßig
Dämmerung, die von dem Wiederschein der So
nenstralen an den höchsten Bergspitzen und
den kalten Luftdünsten entstehet. Indessen geb
der Mond, die Sterne und das Nordlicht eine
sehr hellen Schein, so daß man eine mittelmäßi

Schri

Schrift deutlich lesen kann. Nebensonnen und Kreise um den Mond lassen sich hier mehr als anderswo sehen, und entstehen von dem Frostrauche, wenn gleich die Luft ganz klar zu seyn scheinet.

§. 256.

Der Boden in Grönland bestehet größtentheils aus Felsen, und die dazwischen befindlichen Thäler sind kaum mit etwas Mooß und Moorgrase bedeckt. Auf den niedrigen Klippen, die hin und wieder noch mit ein wenig Sand und Erde bedeckt sind, und auf den unbewohnten Inseln, wo die Vögel die Erde düngen, wachsen zwar einige Kräuter und Gesträuche; es bleibt aber alles wegen des dürren Bodens und der kalten Luft sehr klein. Bey den grönländischen Wohnplätzen, wo der dürre Sand viele Jahre lang durch das Blut und Fett der Seehunde gedüngt worden, wachsen herrliche Kräuter in Menge und ziemlicher Größe. Die Europäer haben versucht, Gersten und Hafer zu säen; er kömmt aber selten bis zur Aehre, und wegen der frühen Nachtfröste niemals zur Reife. Aus eben der Ursache kann man nur wenig Gartengewächse, etwas Salat, Kohl, Rettige, Radies und weiße Rüben bauen, welches alles sehr klein bleibt. Von eigenthümlichen Gewächsen hat Grönland nichts als zweyerley Arten Gras, vielerley Arten Moos, einige Schwämme, und einige Gesträuche, welche Beeren tragen, die aber selten reif werden. Von Bäumen findet man Weiden, Birken

Beschaffenheit.

Gewächse.

Birken und Erlen, die aber wegen der Kälte n
auf dem Boden kriechen. Von Pflanzen fin
man Sauerampf, Angelike, wilden Rosmar
Thymian und andere, besonders aber das v
treffliche Löffelkraut in unbeschreiblicher Men
In dem Meere giebt es vielerley Seegewäch
die vielleicht zahlreicher sind, als die Erdgewäch

Thiere. Von vierfüßigen Thieren findet man hier ei
große Menge Hasen, die sowohl im Somm
als Winter weiß sind; Rennthiere, die hier se
wild und flüchtig, aber auch, seitdem die Grö
länder Pulver und Bley bekommen haben, se
dünne geworden sind; Füchse, die an Kopf u
Füßen den Hunden sehr gleich kommen, u
deren Felle, die bey den meisten blau oder gr
und bey einigen weiß sind, hoch geschätzt werde
weiße Bären, die sehr wild und boßhaft, oft
bis 6 Ellen lang sind, und lange und weic
Haare wie Wolle, und ein weißes, fettes Fleis
haben. Von zahmen Thieren haben die Grö
länder nur mittelmäßige Hunde, die den Wölfe
gleichen, nicht bellen, sondern nur gnurren un
heulen. Sie bedienen sich ihrer zur Bärenjag
und statt der Pferde, indem man 4 bis 10 Hund
vor einen Schlitten spannet, und in diesem Au
zuge einander besuchet, oder die Seehunde vo
dem Eise nach Hause führet. Die Missionarie
halten auch einige Schafe, die sich hier stark ver
mehren und sehr groß und fett werden, von dene
man aber nicht leicht mehr als 10 Stück aus
wintern kann, weil man das wenige Gras au

ot langen Winter mit garzuvieler Mühe zu-
ſammen ſuchen muß. Die Dänen haben an-
fänglich auch Rindvieh gehalten, aber wegen der
großen Koſten und Mühe es längſt wieder
egehen laſſen. Von Vögeln giebt es hier keine Vögel.
große Verſchiedenheit und Menge. Der ge-
meinſte Vogel iſt eine Art großer Rebhühner, die
ſich nur in kalten Ländern und in den Alpen auf-
halten. Sie ſind im Sommer grau und im
Winter weiß, und für die Menſchen eine geſunde
und angenehme Speiſe. Außer dieſen giebt es
eine Schnepfen, die ſehr gut zu eſſen ſind, und
einige Singevögel. Von Raubvögeln findet
man große ſchwarzbraune Adler, die nach aus-
gereckten Flügeln wohl 8 Schuh lang ſind, und
zweilen einen jungen Seehund mit den Klauen
aus dem Waſſer ziehen; graue und ſprenklichte
Falken, weiße Eulen, große Raben, welche ſich
in großer Menge bey den Häuſern aufhalten, den
Grönländern das Ihrige verzehren helfen, und oft
aus Hunger ihre ledernen Boote zerhacken. Von
ausländiſchem Federvieh hat man Hühner und
Tauben nach Grönland gebracht; ſie ſind aber
koſtbar zu unterhalten. Seevögel giebt es in
noch größerer Menge und Mannigfaltigkeit bey
Grönland, unter denen der Eidervogel merkwür-
dig iſt, deſſen Fleiſch und Eyer eine gute Speiſe
ſind, und aus deſſen Felle die ſchönſten und
warmſten Unterkleider gemacht werden. Am
meiſten wird er wegen der koſtbaren Eiderdunen
geſchätzt, welches Pflaumfedern ſind, die man

in

in großer Menge abrupfen kann, wenn die g
ßen Federn abgerupft sind. Diese abgeru
Dunen heißen todte Dunen, weil sie sich n
gut ausdehnen und bald entzünden. Die be
findet man in den Nestern, wo sie der Ve
fallen läßt, oder sich selbst ausrupfet, sei
Jungen ein weiches und warmes Nest zu mach
Es giebt zweyerley Arten Eidervögel, die gro
sind als eine gemeine Ente, denen sie übrig
gleichen.

§. 257.

Fische. Die Fischerey, welche an den grönländisch
Küsten geschiehet, ist nicht nur das vornehn
Nahrungsmittel der Grönländer, sondern sie v
schafft auch für Europa einen ansehnlichen Zw
der Handlung. Da es hier keine großen Flü
giebt, und die Bäche bis auf den Grund ausfr
ren, so weis man hier von keinen andern Flu
fischen, als den Lachsforellen und einigen La
sen. Der gemeinste Fisch, welchen das M
den Grönländern giebt, ist der Angmarset, e
Art Stinte, eine viertel Elle lang, die den H
ringen an Gestalt gleichen. Im May und J
nius sind sie so häufig, daß die Grönländer m
einem von Schnee geknötelten runden Siebe
wenigen Stunden ganze Boote voll schöpfe
welche sie auf den Klippen in der Luft trockne
und denn auf den Winter zu ihrem täglichen Br
aufheben. Von großen Heringen fängt m
einige wenige an der Südseite von Grönlan
und sie sind vermuthlich von dem Heerzuge, w

ch

er aus dem Eismeere bey Island vorbey nach Amerika streicht. Nach dem Angmarset essen die Grönländer den Ulken am meisten. Er ist voller Gräten, eine halbe Elle lang, und hat eine gute buntgefleckte Haut, wie die Eidechsen. So häßlich er aussieht, so gesund und wohlschmeckend ist sein Fleisch. Es giebt hier auch viel Dorsche und Rothfische, welche rothe Schuppen haben und sonst den Karpfen ähnlich sind. Im April und May kommen die Nepiser, an der Küste zu sehen. Dieser Fisch ist eine halbe Elle lang, länglich breit und dick und hat keine Fischhaut, sondern eine zähe knorplichte Schwarte mit scharfen Körnern besetzt. Unter dem Kopfe an der Brust hat er einen fleischigten weichen Fleck, wie einen Thaler groß, vermittelst dessen er sich an einen Stein so fest ansauget, daß man ihn nur mit Mühe abreißen kann. Der Steinbeißer hat einen runden häßlichen Kopf, den Rachen voller scharfen Zähne wie Hundszähne, läuft hinten wie der Aal spitzig zu, und ist eben so grau und schüpfrig. Es giebt hier auch kleine und große Butten, und zu gewissen Jahrszeiten eine Menge Heilbutten. Die größten sind 2 bis 3 Ellen lang, halb so breit und eine gute Spanne dick, und wägen bis 200 Pfund und mehr. Von Schaalfischen findet man viele runde Krabben oder Tschenkrebse, Seeigel, Sternfische, allerley Muscheln und mancherley Schnecken. Von großen Seethieren findet man hier verschiedene Arten Wallfische, wovon die vornehmste sich in der

Disko-

Diskobay aufhält. Hier fangen die europäisc
Schiffe sie im April, oder folgen ihnen auch n
den amerikanischen Küsten, wo sie sich in
Hudsonsbay aufhalten. Hayfische werden
von einer Elle lang bis zu 8 auch 10 Klaf
gefunden. Von Seehunden giebt es hier
bis sechserley Arten, die in der Größe, am K
und an den Haaren unterschieden sind. D
Thiere sind für die Grönländer unentbehrli
denn sie dienen ihnen zur Speise und Kleidu
ihre Zelte zu bedecken, worinn sie wohnen,
ihre Boote zu überziehen, worinn sie schif
Den Speck brauchen sie theils in ihren Lam
zum Leuchten, Wärmen und Kochen, th
ihre trocknen Speisen, als die Fische, damit
schmelzen, theils sich allerhand Nothwendigkei
dagegen einzutauschen. Die Sehnen dienen
nen statt des Zwirns; aus den Gedärmen mac
sie ihre Fenster und Vorhänge und sogar H
den, aus den Mägen aber Thranschläuc
Selbst das Blut wird nebst andern Zutha
als Suppe gekocht und gegessen. Ein jeder re
schaffener Grönländer muß Seehunde fan
können, und alle ihr Tichten und Trachten g
nur darauf, diese ihnen so nothwendige Ku
zu lernen.

§. 258.

Metalle und Steine.

Von Mineralien und Metallen findet m
zwar einige Spuren, niemand aber hat n
recht darnach gesucht, und wenn man auch d
gleichen entdeckte, so würden sie doch wegen d

Ho

Holzmangels hier nicht genutzt werden können. An Eisensteinen und Eisenerde fehlt es nicht, und Marka-siten sind auch vorhanden. Von Edelgesteinen werden Jaspis, Topase, Opale, Granate und Krystalle gefunden. Amianth und Asbest oder Steinflachs ist in vielen hiesigen Bergen gemein häufig. Er sieht wie faules Holz aus, weißgrau, grünlich, oder röthlich und hat lange Fasern. Wenn man ihn klopfet, etliche mal im warmen Wasser auswässert, auf einem Siebe trocknet, und mit dichten Tuchmacherkämmen die Wolle krempelt, so kann man Garn daraus spinnen und Leinwand davon weben. An verschiedenen Orten findet man Weichstein, der schwer und dichte ist, aber so weich, daß man ihn schneiden kann. Am Feuer wird er fester, daher die Grönländer ihre Kessel und Lampen daraus machen. An der Seeseite findet man Proben Marmor von allerley Farben, meistens aber weißen und schwarzen mit untermengten Adern.

§. 259.

Einwohner.

Die Grönländer sind sehr klein von Statur, selten über 5 Schuh hoch, die meisten aber drunter, und haben ein schwächliches Ansehen. Sie haben jedoch wohlgebildete und proportionirte Gliedmaßen. Ihr Gesicht ist breit und platt, mit wohl ausgestopften Backen; die Augen klein, schwarz und ohne Feuer; die Nase klein und ein wenig erhaben; der Mund auch klein und rund, und die Unterlippe etwas dicker als die obere.

Ihre Leibesgestalt.

Ihre Farbe ist dunkelgrau und im Gesicht brau
wobey aber bey vielen ein lebhaftes Roth durch
schimmert. Da sie so weiß wie andere Mensche
gebohren werden, so kommt diese Farbe haup
sächlich von ihrer Unreinlichkeit her, weil sie b
ständig mit Speck umgehen, bey den dampfende
Oehllampen sitzen und sich selten waschen. S
haben pechschwarzes, starkes und langes Hac
auf dem Kopfe, das Barthaar aber raufen s
aus. Füße und Hände sind klein und zart, de
Kopf und die andern Glieder groß, die Bru
hoch, die Schultern breit, vornehmlich bey de
Weibern, die von Jugend auf große Lasten tre
gen. Ihr ganzer Leib ist fleischig, fett und blu
reich, daher sie die Kälte gut ausstehen könne
Sie machen einen Europäer, der bey ihnen sitz
durch ihre heiße Ausdünstungen so warm, da
er es nicht lange aushalten kann. Es giebt wo
nig gebrechliche Leute und noch seltener Misge
burten unter ihnen. Sie sind leicht und behen
auf den Füßen, es fehlt ihnen auch nicht a
Stärke und Leibesgeschicklichkeit bey gewohnte
Charakter. Arbeiten. Ihr Temperament ist hauptsächlich
sanguinisch und dabey phlegmatisch. Sie sin
nicht sehr lebhaft, aber doch aufgeräumt, freund
lich und leutselig. Um das Künftige bekümmert
sie sich nicht; sie sparen daher nicht sonderlich
theilen aber auch gerne mit. Sie sind stolz und
setzen sich weit über die Europäer weg; sie halten
sich allein für sittsame und gesittete Menschen,
weil sie bey den Fremden viel unanständiges sehen.

Sie

Sie denken über weiter nichts, als was unzertrennlich mit ihrem Seehundfang und andern Geschäften verbunden ist. Mann kann ihnen eine Einfalt ohne Dummheit, und eine Klugheit ohne Vernünfteley zuschreiben. Sie sind geduldig; gibt man sie aber zuweit, so werden sie verzweifelt, daß sie weder Feuer noch Wasser scheuen. Ihre Leidenschaften wissen sie zu verbergen, bey Unglücksfällen thun sie sehr gelassen, sie sind nicht leicht zum Zorn zu bewegen, oder wissen ihren Unmuth zu verbeißen. In diesem Fall sind sie stumm und mürrisch, und vergessen nicht, sich zu gelegener Zeit zu rächen. Sie sind selten fähig zu betriegen, oder zu beleidigen, und haben wenig Neigung zu Zänkereyen. Sie sagen nicht leicht wissentlich eine Lüge; wenn man sie aber schändlicher Sachen wegen anklagt, so sind sie aus Furcht vor der Schande nicht zum Geständnisse zu bringen. Sie sind nicht faul, aber sehr verderblich, fangen leicht etwas an und lassen es wieder liegen. Haben sie nichts zu verrichten, oder kommen sie glücklich von einem Fange zurück, so sind sie aufgeräumt und gesprächig. Bey ihrer Armuth sind sie gnügsam und dünken sich reicher, als wir beym Ueberfluß.

§. 260.

Die Kleidung der Mannspersonen bestehet in einem bis auf den halben Schenkel herabgehenden Rock, der wie eine Mönchskutte auf allen Seiten zugenähet ist. Gemeiniglich ist er von Seehundfellen, daran das Rauhe auswendig ist, Kleidung.

und der Saum und die Nähte mit Streifen vo
rothem Leder und weißen Hundefellen besetzt sin
Oben ist er mit einer Kappe versehen, die ma
bey kaltem Wetter über den Kopf ziehet. D
wohlhabenden Mannspersonen tragen dergleiche
Röcke von Rennthierpelzen, von Tuche, blaug
streifter Leinwand, oder Kattun. Statt der Hen
den haben sie Vögelpelze mit den Federn einwärt
gekehret. Ihre Beinkleider sind von Seehunde
oder dünnhaarigen Rennthierfellen, die Strümp
von den Fellen ungebohrner Seehunde, und d
Stiefeln und Schuhe von schwarzgegerbten gla
ten Seehundleder. Diese werden mit einem durc
die Sohlen gezogenen Riemen zugeschnürt. Ueb
Seekleid. diese Kleider ziehen sie, wenn sie zur See fahren
einen Tuelik oder schwarzen glatten Seehundspe
an, woran das Leibkleid, die Hosen, Strümp
und Schuhe nur ein Stück ausmachen, und we
cher das Wasser abhält. Vor der Brust ist ei
Loch, wodurch sie so viel Luft hereinblasen, als s
für dienlich erachten, sich über dem Wasser z
erhalten, und sie stopfen es mit einem Pfropfe zu
Die Kleidung der Frauenspersonen ist weni
unterschieden. Die Achseln und Kappen dara
sind nur etwas höher, und unten hängt hinte
und vorn ein langer runder Zipfel bis über di
Knie herab, der mit rothem Tuch verbrämt ist
Die Mütter ziehen einen Pelz an, der auf den
Rücken so weit ist, daß sie das Kind darinn tra
gen, welches gemeiniglich nackend ist, und kein
andere Windeln noch Wiege hat. Damit e
unte

ten nicht durchfalle, so binden sie dies Kleid
er die Hüften mit einem Gurt fest. Ihre All-
gskleider sind voller Fett und Läuse, welche sie
it den Zähnen zerknicken; doch halten sie ihre
uen und Staatskleider sehr sauber. Die
Mannspersonen lassen die Haare kurz auf allen Putz.
Seiten herabhängen und schneiden sie nur an der
Stirne ab. Die Weiber schneiden die Haare
e ab, als in der Trauer, oder wenn sie nicht
irathen wollen. Sie binden sie zweymal über
m Kopf zusammen mit einem schönen Bande,
is wohl mit Glasperlen geschmückt ist. Der-
eichen tragen sie auch in den Ohren, um den
als und um die Arme, auch auf dem Saume
r Kleider und Schuhe. Diejenigen, die recht
hön seyn wollen, müssen am Kinne, auch wohl
n den Backen, an Händen und Füßen, mit
nem von Ruß geschwärzten Faden durchnehet
yn. Die Mannspersonen waschen sich nie-
als, sondern, wenn sie aus der See zurück-
ommen, so lecken sie die Finger, und streichen
lche, wie die Katzen über die Augen, um durch
ren Speichel die Schärfe des Seesalzes zu
ildern. Die Frauensperſonen waschen und
hminken sich mit ihrem Harne, und wenn ein
Mädchen sich damit parfumirt hat, so sagt man
on ihm, es rieche jungferhaft.

§. 261.

Die Winterhäuser der Grönländer sind 2 Winter-
Klaftern breit und 4 bis 12 Klaftern lang, und häuser.
wa eine Klafter hoch. Die Mauer machen

sie von großen Steinen mit Erde und Rasen b
zwischen, auf dieselbe legen sie nach der Läng
des Hauses einen Balken, und über diesen Quee
balken und kleines Holz dazwischen, welches
mit Heidekraut und dann mit Rasen bedecker
worauf sie feine Erde schütten, welches das Da
macht. In der Mitte ist ein von Erde 2 bis
Klafter lang gewölbter, aber so niedriger Gan
daß man auf allen vieren durchkriechen mu
Dieser lange Gang dienet zum Eingange, hä
Wind und Kälte sehr gut ab, und durch denselbe
zieht auch die dicke Luft aus dem Hause. D
Wände sind inwendig mit abgenutzten Fellen b
hangen, die Feuchtigkeit abzuhalten, und dam
ist auch von außen das Dach bedeckt. Von d
Mitte des Hauses bis an die Wand ist nach d
Länge, eine halbe Elle hoch über dem Boden
ein Pritsche von Brettern und mit Fellen bedeck
Diese ist durch ausgespannte Felle in einige Al
theilungen getheilt. Jede Familie, deren von
bis 10 in einem Hause wohnen, besitzt eine solch
Abtheilung. Auf dieser Pritsche schlafen sie au
Pelzwerken, und sitzen auch den Tag über da
auf. An der andern Länge des Hauses sind etl
che viereckige Fenster von Seehunddärmen, un
unter denselben steht eine Bank, so lang da
Haus ist, auf welcher die Fremden sitzen un
schlafen. Jede Familie hat ihre Feuerstelle. Dies
besteht aus einem mit Steinen bedeckten Klotz
worauf eine von Weichsteine ausgehauene Lamp
stehet, in welche man statt des Dachtes etwa
klein

ringeriebenes Moos in den Thran legt, welches
helle brennt, daß das Haus davon nicht nur
leuchtet, sondern auch erwärmt wird. Ueber
ir Lampe hängt ein von Weichstein gehauener
.essel, worinn alle Speisen gekocht werden, und
ver diesen ein von hölzernen Stäben gemachter
oft, worauf sie ihre Kleider trocknen. Da so
iele Feuerstellen als Familien da sind, und auf
ner jeden oft mehr als eine Lampe Tag und
acht brennet; so sind ihre Häuser anhaltend
ärmer, und nie so heiß als unsere Stuben, auch
or Feuersgefahr sicher. Allein der Geruch von
n Thranlampen, von dem oft halb verfaulten
leisch, das darüber gekocht wird, und noch
ehr von den im Hause stehenden Uringefäßen,
orinn sie die Felle zum Gerben tunken, ist sehr
angenehm. Außer dem Hause haben sie kleine,
ie ein Backofen gebauete Vorrathshäuser, wo-
nn sie Fleisch, Speck und gedörrete Heringe
ufheben. Zu Ende des Herbstmonats müssen
e Weiber diese Häuser ausbessern oder bauen;
ch Michaelis ziehen sie ein, und im April oder
May, nachdem der Schnee früher oder später
hmelzt und ihnen die Dächer einzuweichen dro-
et, ziehen sie mit großen Freuden in ihre Som-
erwohnungen. Zu diesen legen sie den Grund Sommer-
it kleinen flachen Steinen, in Gestalt eines wohnungen
ngen Vierecks, und stellen Stangen dazwischen,
ie oben auf einem mannshohen Gestelle aufrie-
en und in einer Spitze zusammenlaufen. Diese
ehängen sie mit einer doppelten Decke von See-

hundsfellen, und der untere Rand der Decke w
auf dem Grunde mit Mooße verstopft und
Steinen beschwert, damit der Wind das
nicht wegführe. Vor den Eingang hängen
einen Vorhang von den zartesten Seehundsd
men, welcher die Kälte abhält, und doch Li
genug durchschimmern läßt. Die Felle häng
auf beyden Seiten noch ein gutes Stück hervo
welches gleichsam ihr Vorrathshaus ist. Je
Familie hat gemeiniglich ihr eignes Zelt, in w
chem Lager und Feuerstelle wie in den Wint
häusern sind; nur ist alles viel reinlicher u
ordentlicher.

§. 262.

Speisen und Getränke.

Die Beschaffenheit des Landes zwinget
Grönländer von der Jagd und Fischerey zu lebe
Da aber die Rennthiere selten sind, so werd
diese schon auf der Jagd verzehret, und man ka
sich keinen Vorrath davon anschaffen. Sie leb
also von Seethieren und Fischen, besonders v
Seehunden. Sie essen das Fleisch und die Fisc
nicht roh, sondern kochen sie, doch ohne Sal
mit etwas Seewasser. Aus dem Blute der Se
hunde, welches sie als Klöße geballet aufheben
kochen sie Suppen. Die Gedärme von kleine
Thieren essen sie, nachdem sie bloß zwischen de
Fingern ausgedrückt worden. Aus dem, wa
sich noch in den Mägen der Rennthiere befinde
und aus dem Eingeweide der Vögel, mit frische
Thran und Beeren vermengt, machen sie sic
einen so schmackhaften Leckerbissen, als ander

Leckerbissen.

au

as Krammtsvögeln und Schnepfen. Frische, ule und halb ausgebrütete Eyer, Krähbeeren id Angelika heben sie zur Erfrischung auf den Winter auf. Aus den Fellen der Seevögel sau- n sie das Fett mit den Zähnen ab, und beym erben schaben sie den am Felle der Seehunde ch sitzenden Speck mit dem Messer ab, und achen Pfannkuchen daraus, die sie sehr lieben. ie trinken keinen Thran, sondern brauchen ihn ihren Lampen oder verkaufen ihn; doch essen gern zu den trocknen Heringen ein paar Bissen peck, schmelzen auch die Fische damit, wobey ihn wohl zerkauen und in den Kessel spucken. hr Trank ist klares Wasser, welches sie täglich ntragen, und worinn sie Eis oder Schnee wer- n, damit es frisch bleibe. Sie sind in Zube- itung ihrer Speisen, wie in allen Sachen, chst unreinlich. Sie essen, wenn sie hungert, e Hauptmahlzeit aber halten sie des Abends, enn sie von der See zurückkommen. Sie bit- n die andern im Hause, die nichts gefangen ben, gern zu Gaste. Die Mannspersonen eisen für sich allein zuerst, und hernach die Weiber mit den Kindern. Wenn sie vollauf ha- n, ist des Schmausens kein Ende, worauf rne ein Tanz folget, in Hoffnung, es werde nen jeder Tag etwas zur See geben. Wenn er die Seehunde wegziehen, oder die strenge ahrszeit sie nichts finden läßt, so können sie ch wohl etliche Tage hungern. Denn müssen oft mit Muscheln und Seegrase, ja mit alten

Zeltfellen und Schuhsohlen ihr Leben hinhalte
wenn sie nur Thran genug zum Kochen habe
Indessen stirbt doch mancher in diesem Elend
Ausländische Speisen essen sie gern, das Schwein
fleisch aber verabscheuen sie, weil sie gesehen h
ben, daß dieses Thier alles frißt. Sonst ve
abscheueten sie starkes Getränke und nannten e
Tollwasser, ißt aber mögen es diejenigen, d
mit den Europäern handeln, gern trinken, wen
sie es nur bezahlen können. Taback würden si
auch gern rauchen, wenn sie ihn nur bekomme
könnten. An den Schnupftaback sind sie so g
wöhnt, daß sie ihn nicht lassen können, und s
dürfen es ihrer flüssigen Augen wegen auch nich
wohl thun.

§. 263.

Heirathen. Wenn ein junger Mensch sich verheirathen
will, welches niemals vor dem 20sten Jahre ge
schiehet, so erwählt er sich ein Mädchen seine
Alters, und die Aeltern willigen gern in den Wil
len ihrer Kinder; denn sie haben weder Nutze
noch Lust, sie zu zwingen. Zwo alte Frauen
bekommen den Auftrag, die Heirath bey den Ael
tern des Mädchens zu betreiben. Das Mädchen
entfernt sich, will nichts von heirathen hören und
reißt ihren Haarzopf aus einander. Diese Wei
gerung ist oft Verstellung, und denn führen die
Weiber, die zum Besten des jungen Menschen
arbeiten, sie freywillig oder mit Gewalt zu ihm.
Sie bringt einige Tage niedergeschlagen zu, läßt
die Haare zerstreut hängen und will nichts zu sich
nehmen.

nehmen. Man wendet endlich Gewalt oder sogar Schläge an, um sie unter das Joch des Ehestandes zu bringen. Hat sie aber das Ehebette einmal bestiegen, so wird sie nie wieder zu entfliehen suchen. Oft ist die Weigerung die Wirkung eines Widerstandes, der zuweilen das Mädchen zu den heftigsten Ausschweifungen bringt, daß sie in Ohnmacht fällt, auf die wüstesten Berge flüchtet, oder sich die Haare abschneidet, und in diesem letztern Fall ist es nicht mehr erlaubt, bey ihr um die Heirath anzuhalten. Sie heirathen selten in die Verwandschaft, doch nehmen sie zuweilen zwo Schwestern, oder Mutter und Tochter zugleich. Die Vielweiberey wird geduldet, ist aber nicht sehr gemein. Da es zur Schande gereicht, wenn man keine Kinder hat, und besonders keinen Sohn zur Stütze des Alters, so hat jedermann ein Recht mehr Weiber zu nehmen, wenn er sie nur ernähren kann. Hat ein Mann keine Kinder, oder ist er mit seiner Frau misvergnügt, so giebt er ihr einen finstern Blick, geht aus dem Hause und läßt sich in einigen Tagen nicht sehen. Die Frau weis, was dies bedeutet, packt ihre Kleider zusammen und geht zu ihren Freunden, wo sie eine vorsichtige und weise Aufführung beobachtet, damit sie ihren Mann wegen seiner Begegnung verhaßt mache. Zuweilen zerreißt die Frau selbst die Ehe, wenn sie sich mit der Schwiegermutter und den übrigen Weibern des Hauses nicht vertragen kann. In diesem Fall bleiben die Söhne bey der Mutter, und

Vielweiberey.

Verstoßung der Weiber.

und kehren auch nach ihrem Tode nicht zu de
Vater zurück, die Stütze seines Alters zu sey
Diese kluge Einrichtung giebt einem jeden Ei
gatten die lebhaftesten Bewegungsgründe, ste
gut mit einander zu leben. Daher entstehen s
ten Zänkereyen und noch weniger Schlägerey
unter den Eheleuten.

§. 264.

Geburt der Kinder. Die Weiber haben gemeiniglich nicht üb
drey, höchstens sechs Kinder und selten Zwilling
Es ist für sie nur die Arbeit eines einzigen Tage
wenn sie sich eines Kindes entledigen, und s
arbeiten unmittelbar vor und nach der Gebur

Namen. Sie geben dem neugebohrnen Kinde den Nam
seines Großvaters oder seiner Großmutter, od
des zuletzt verstorbenen Anverwandten, und di
ser Name ist gemeiniglich von Thieren, Jagt
werkzeugen oder gewissen Theilen des menschliche
Leibes entlehnt. Sie geben den Kindern de
wegen den Namen der verstorbenen Anverwand
ten, um ihr Gedächtniß zu erhalten. Wenn abe
sein Tod von einem Unglücksfalle herrührte, s
lassen sie seinen Namen vergessen werden, au
Furcht, den Schmerz über seinen Verlust wiede
zu erwecken. Sie haben zuweilen mehrere Na
men, einen zum Zeichen des Verdienstes eine
guten Handlung, einen andern zum Spott we
gen irgend eines Fehlers. Ihre Kinder liebe
sie heftig; die Mütter säugen sie 3 bis 4 Jahr
und tragen sie allenthalben mit sich herum, wo
hin sie nur gehen und was sie auch thun mögen

Si

Sie werden ohne Gewalt und Strafen erzogen, und da sie sanft und verträglich sind, so ist die Strenge bey ihnen nicht nöthig. Sie würde hier dieses unnütz seyn, weil man sie eher todtschlagen müßte, als daß man es dahin brächte, daß sie auf etwas merkten, oder etwas thäten, wozu man sie durch Gründe und Liebkosungen nicht hätte überreden können. Sie haben selten eine böse Gemüthsart, lasterhafte Neigung, oder besonders Falschheit. Sie gehorchen vielmehr aus Neigung und weil ihre Aeltern freundschaftlich mit ihnen umgehen; und ein Vater erfährt im Alter nie Undankbarkeit von seinen Kindern. Sobald ein Knabe seine Hände und Füße gebrauchen kann, giebt ihm der Vater Bogen und Pfeile, damit er sich übe nach dem Ziele zu schiessen. Er lehrt ihn nach einem Ziele werfen, und schenkt ihm ein Messer. Im 10ten Jahre versieht er ihn mit einem Kajak, wo er sich mit Rudern, Jagen und Fischen vergnügen kann. Im 15ten oder 16ten Jahre begleitet er seinen Vater auf den Fang der Seehunde, und der erste, den er gefangen hat, dienet zu einem Schmause für die ganze Familie und Nachbarschaft. Im 20sten Jahre macht der Grönländer seinen eigenen Kajak und das dazu gehörige Geräthe. Die Mädchen thun bis ins 14te Jahr nichts als schwatzen, singen und tanzen; im 15ten aber müssen sie Kinder warten, kochen und Felle bereiten lernen, und nachdem ihr Alter zunimmt, auf den Fahrzeugen rudern und Häuser bauen.

Erziehung der Söhne.

Erziehung der Töchter.

Bey

Bey diesem Bau verrichten die Weiber
Mauerarbeit und schleppen die Steine zu,
Männer aber thun nur die Zimmerarbeit. V

Unglücklicher Zustand der Weiber.

20sten Jahre an ist das Leben der Grönlän
rinnen ein elender und unglücklicher Zustan
Stirbt der Vater, so müssen sie andern dien
und da bekommen sie zwar ihre Nahrung, al
keine Kleidung. Heirathen sie, so müssen s
wenn sie keine Kinder bekommen, befürchten v
stoßen zu werden. Behält sie der Mann,
müssen sie seine übele Laune und das Schmäl
der Stiefmutter ertragen. Werden sie Wittw
und haben Kinder zu ernähren, so müssen sie s
in Dienste begeben. Werden sie alt ohne Kind
zu haben, so ist ihr einziges Hülfsmittel d
Zauberhandwerk, wobey sie zwar etwas Gewi
haben, aber nicht ohne Gefahr sind, gesteinigt od
ersäuft zu werden. Werden sie sich und ande
zur Last, so werden sie lebendig begraben, od
aus Mitleiden ersäuft. Ohngeachtet aller Mü
seligkeiten leben die Weiber gemeiniglich läng
als die Männer. Diese bringen es selten bi
zum 50sten Jahre, die Weiber aber bis auf 7
Jahre und noch höher. Wenn eine Famil
ohne Kinder ist, so nimmt der Mann einen od
zween Waisen an, und die Frau ein älternlose
Mädchen oder eine Wittwe. Diese an Kinde
statt aufgenommene Personen müssen im Hau
dienen, behalten aber die Freyheit, es wieder z
verlassen.

§. 265.

Im May und Brachmonat haben die Grön- Krankheiten und Arzeneymittel.
länder rothe und thränende Augen, welches von den Winden und dem Wiederschein der Sonnenstralen herkömmt, die vom Schnee und Eise zurückprallen. Sie suchen sich vor diesem blendenden Schein zu schützen durch ein Stück Holz mit einer Ritze, welches sie vor den Augen tragen. Fällt das Uebel an, so schneiden sie ein Loch an der Stirne, damit die Feuchtigkeit herausfließe. Wenn sie den Augenstaar haben, so löset eine Frau ihn ringsherum mit einer krummen Nadel los und zieht ihn so geschickt heraus, daß die Kur selten fehl schlägt. Wegen allzugroßen Ueberflusses des öhligten Geblüts bluten sie öfters aus der Nase. Sie stillen es dadurch, daß sie sich von jemand in dem Nacken saugen lassen, oder daß sie die beyden Goldfinger stark zusammenbinden, oder ein Stück Eis in den Mund nehmen und das Seewasser durch die Nase hauchen. Sie sind zwoen Arten von Ausschlägen unterworfen, davon die eine Art eine Krätze ist, mit kleinen Beulen begleitet, die den ganzen Leib bedecken; die andere aber gleichsam ein Aussatz ist, der ansteckt und sie bis in den Tod verfolget, daher auch dergleichen Aussätzige abgesondert leben. Zuweilen bekommen sie große Beulen, welche sie durch einen großen Einschnitt heilen. Wenn sie Hand oder Fuß verletzen, so stecken sie solche in Thran und legen hernach Schmeer von Fischen darauf. Sie sind sehr geschickt, zerbrochene

Knochen

Knochen in kurzer Zeit wieder zu heilen. Wil
innerliche Krankheiten, dergleichen bey ihnen
Auszehrung, das Blutspeyen und die Brust
schwerden sind, haben sie keine Hülfsmittel, s
dern lassen für deren Heilung die Natur sorg
Die gemeinste und häufigste Krankheit ist d
Seitenstechen, dabey ihr einziges Mittel ist, d
sie einen Amiantstein an die Stelle legen,
sie den Schmerz empfinden. Die meisten die
Krankheiten kommen von der unordentlichen
bensart dieses Volks her, da sie bald hunge
bald den Leib übermäßig anfüllen, aus der Kä
plötzlich in die Wärme, und aus dieser in die Kö
laufen, und bey der größten Erhitzung eiskalt tr
Begräbniß. ken. Wenn einer mit dem Tode ringt, so legt m
ihm seine schönste Kleider und Stiefeln an, u
biegt ihm die Beine unter die Lenden. Sob
er todt ist, wirft man alles weg, was seiner P
son angehörte; die Leute des Hauses legen au
ihre Sachen hinaus, damit der Todtengeruch h
ausziehe. Denn beweint man ihn stillschweigen
eine Stunde hindurch und bereitet sein Gra
Man bringt den Körper aus dem Hause dur
das Fenster, und aus dem Zelte durch eine Oe
nung, die man hinten macht, heraus. Ei
Frau geht mit einem angezündeten Stücke H
zes um die Wohnung herum und sagt Pikse
rukpok, d. i. hier ist nichts mehr für dich
thun. Man lässet den Leichnam in das Gra
bedeckt ihn mit einer Haut, nebst ein wenig R
sen, und thürmet große Steine darüber auf. M
le

ßt seinen Kajak, seine Pfeile und sein Geräthe, er wenn es eine Frau ist, ihr Messer und ihre adeln an die Seite des Grabes. Ein Kind der Brust, wozu man keine Amme finden nn, wird mit der todten Mutter lebendig begaben, eine alte kranke Wittwe gleichfalls, und n unnützer Greis, der keine Verwandten mehr t, wird in eine wüste Insel geführet. Nach m Begräbniß geht man in das Trauerhaus und weinet den Todten. Der nächste Verwandte ßt die Leichenrede, welche das Lob des Verstorenen enthält, wobey ihn die Versammlung durch utes Weinen und Wehklagen unterbricht. enn schmauset man von dem Vorrathe, den e Verstorbene hinterlassen hat, und so lange ser dauert, werden die Beyleidsbesuche alle ge fortgesetzt. Eine Wittwe trägt ihre zerfensten und schmutzigsten Kleider, erscheinet ts mit verwirrten Haaren, und geht nicht ohne auerkappe aus. Die Wehklagen werden tägh eine halbe Stunde, ganze Wochen, ja Jahre ng fortgesetzt, und man geht zuweilen hin, auf n Grabe zu weinen. Die Männer tragen ne andere Merkmaale der Trauer, als die arben der Wunden, die sie sich zuweilen in den ten Regungen des Schmerzes an ihrem Leibe ichen.

§. 266.

Die vornehmste Beschäftigung der Grön- Beschäfländer ist die Wasserjagd, und besonders der See- tigung. ndfang. – Hiezu haben sie verschiedene Arten

von Harpunen oder Werfpfeilen und Lanze
Ihre Fahrzeuge sind große und kleine, der
jene für die Männer, diese aber für die Weib
Fahrzeuge. sind. Das Weiberboot, welches sie Umiak ne
nen, ist 6 bis 8 Klaftern lang, 4 bis 5 Schu
weit und 3 tief, vorn und hinten zugespitzt u
unten platt. Es wird von leichten, 3 Finger br
ten Latten zusammengesetzt, mit Fischbein v
bunden und mit Seehund überzogen. D
Räthe werden mit altem Speck verpicht, u
da sie im Wasser aufquellen, so ziehen diese Boo
weit weniger Wasser, als die hölzernen. Vi
Weibsleute rudern ein solches Boot, und ei
steuert es hinten mit einem Ruder. Vorn richt
sie an einer Stange ein von Därmen zusamme
genähetes Segel, eine Klafter hoch, $1\frac{1}{2}$ Kl
ter breit auf. In diesen Booten fahren sie m
ihren Zelten und allem Hausgeräthe von eine
Ort zum andern, 100 bis 200 Meilen w
nach Süden und Norden. Die Männer fahr
neben her im Kajak, mit welchem sie es vor d
großen Wellen schützen, und im Nothfall dur
Anfassung des Randes aufrecht erhalten. D
Kajak oder Männerboot ist 3 Klafter lang, vor
und hinten spitzig, wie ein Weberschiff, in d
Mitte nicht $1\frac{1}{2}$ Schuh breit und kaum eine
Schuh hoch. Es ist von langen schmalen Le
ten und Queerreifen, die mit Fischbein verbunde
sind, gebauet und mit Seehundleder auf alle
Seiten, oben und unten, überzogen. In d
Mitte ist ein rundes Loch mit einem zwey Fing
breite

eiten Rande von Holz oder Beinen. Durch eses Loch schlupft der Grönländer mit den Füßen nein, und setzt sich auf die mit einem Felle bedeckte Latten, so daß ihm der Rand bis über die üften reicht, über welchen er den untern Saum is Wasserpelzes so fest anzieht, daß nirgends Vasser eindringen kann. Zur Seiten steckt er ne Werfpfeile, und vor ihm liegt die Leine, auf iem ein wenig erhabenen Gerüste aufgerollt. Hinter sich hat er eine von Seehundfellen gemachte Blase. Sein Pautik oder Ruder, welches an beyden Seiten mit einem drey Finger breiten innen Blatte versehen und mit Beine eingefaßt i, ergreift er in der Mitte mit beyden Händen, nd schlägt damit geschwind zu beyden Seiten is Wasser. Sie rudern damit sehr geschwinde nd können in einem Tage 10 bis 12 Meilen ahren. Sie fürchten sich in dem Kajak vor keinem Sturme: will eine Welle sie umwerfen, so halten sie sich mit dem Ruder auf dem Wasser aufrecht, und werden sie ja umgeschlagen, so thun sie unter dem Wasser mit dem Ruder einen Schwung und richten sich so wieder auf. Zu dieser Wasserfahrt üben sie sich von Jugend auf. Sie lernen anfänglich bald auf der einen Seite, bald auf der andern auf dem Wasser liegen, und halten mit dem Ruder in der Hand das Gleichgewicht. Sie kantern oder schlagen oft mit Fleiß um, und richten sich auf verschiedene Art wieder auf. Auf den Seehundfang gehen sie entweder einzeln, oder zusammen auf eine Klopfjagd, oder Seehundfang.

des Winters auf dem Eise. Die erste Art ist d
vornehmste und gemeinste. Sobald der Grö
länder in seinem Boote den Seehund erblick
so fährt er ihm geschwinde, aber leise, auf 4 b
6 Klaftern nahe, behält das Ruder in der link
Hand, und wirft mit der rechten den Harpunpfe
der an der Leine befestigt ist, auf den Seehun
Trifft er diesen, so stößt er in dem Augenbli
die am Riemen befestigte Blase ins Wasser, w
che den Seehund hält, daß er nicht auf d
Grund gehen kann. Kömmt dieser wieder h
auf, so wirft er ihm die große Lanze in den Lei
sticht ihn endlich mit der kleinen Lanze vollen
todt, stopft alle Wunden zu, um das Blut
behalten, und bindet ihn am Kajak feste. B
diesem Fange sind sie der größten Lebensgefa
unterworfen. Denn wenn der Riemen sich v
wickelt, oder um das Ruder, oder um die Han
ja wohl gar um den Hals schlinget, so wird d
Kajak umgerissen, und da haben sie ihre gan
Kunst nöthig, sich unter dem Wasser losz
wickeln und wieder aufzurichten. Der Seehun
beißt ihm auch wohl in das Gesicht und in d
Arme, oder reißt ein Loch in den Kajak, daß
sinken muß. Bey der Klopfjagd versamme
sich die Grönländer in ziemlicher Anzahl, und tr
ben die Seehunde zwischen der Insel Kangek u
dem festen Lande zusammen; und diese Jagd i
so einträglich, daß ein Mann auf seinen Anthe
wohl 8 bis 10 Stück bekommen kann. D
Winterjagd geschiehet in den zugefrornen Buc
t

n auf mancherley Art. Ein Grönländer setzt sh auf dem Eise, neben einem Loch, daß der Seehund zum Luftschöpfen gemacht hat, stößt in, wenn er die Nase ans Loch hält, mit der Harpune darein, macht ein größeres Loch, zieht n heraus und schlägt ihn vollends todt. Liegt e Seehund auf dem Eise, so rutschet der Grönländer ihm auf dem Bauche entgegen, wackelt t dem Kopfe und knurret wie ein Seehund. Dieser, der den Grönländer für seines gleichen hält, läßt ihn ganz nahe kommen, und wird so n ihm gespießet.

§. 267.

Die Felle der Seehunde und anderer Thiere werden von den Weibern zubereitet. Sie schaben die Haut dünne, legen sie eine Zeitlang in Lin, den Speck auszuziehen, und dehnen sie hernach auf einem grünen Platz zum trocknen aus. Wenn sie sie hernach verarbeiten wollen, so wird sie mit Harne eingesprengt, mit Bimsteine zwischen den Händen gerieben und geschmeidig gemacht. Zu den Bootfellen nehmen sie die stärksten Häute von Seehunden, von denen sie den Speck nicht ganz ablösen, rollen sie zusammen und lassen sie etliche Wochen lang in der Därme liegen, bis die Haare abgehen. Denn legen sie sie etliche Tage in Seewasser, sie wieder zu erweichen, und ziehen sie dann über die Boote. Das übrige von allen diesen Arten von Leder haben sie dünne, legen es auf den Schnee, oder hängen es in die Luft, damit es weiß bleiche; Zubereitung der Felle.

und wenn sie es roth färben wollen, so kauen
die Rinde, die sie an den Wurzeln des in
See aufgefischten Tannenholzes finden, mit
Zähnen in das Leder ein. Von den Vogelfell
schaben sie das Fett mit Muschelschalen ab, r
chen sie hernach den Mannsleuten, sonderlich
Gästen, ehrenthalber zum Auskauen, welch
statt des Confects dienet. Alsdenn werden
in Urin gebeizt, und nachdem sie in der Luft
wenig getrocknet, mit den Zähnen vollends au
gearbeitet. Die Weiber vertreten auch die Ste
der Schneider, und wissen die Näthe der Fell
wobey sie sich statt des Zwirns zarter Sehnen
dienen, so geschickt und sauber zu machen, d
Handel. sie unsere Kirschner übertreffen. Der Hand
der Grönländer ist sehr einfach und bestehet
Tausche, da sie ihr überflüssiges gegen das, w
ihnen mangelt, umsetzen. Weil sie auf alle
was sie sehen, sehr neugierig sind, so werden
20 Tausche treffen und allezeit an einer jed
Waare verlieren, die sie umsetzen. Ihr Taus
geschiehet an einem Orte, nach Art des Marke
worauf das Volk insgesammt zusammenkömm
Dieser Markt wird alle Jahre am Sonnenfe
gehalten. Die Einwohner in Süden bringe
Hörner und Fischzähne, Wallfischbarden, Ri
ben, Knochen und Schwänze, und vertausche
sie gegen Holz und Gefäße von Weichsteine. S
fahren deswegen oft 3 bis 400 Meilen weit, u
schleppen ihre ganze Familie, Haab und G
mit sich. Oefters vergehen Jahre, ehe sie in i

Vate

Vaterland zurückkommen, und wenn der Winter sie an einem Orte überfällt, so bauen sie eine Wohnung, ihn da auszuhalten, vorzüglich in der Nähe einer dänischen Kolonie. Mit diesen handeln sie auch durch Tausch und bringen ihnen Eiderdunen, Fuchs- Hunde- und Seehundsfelle, besonders aber Fischthran, wofür sie Messer, Scheeren und andere eiserne Werkzeuge, leinene Tücher, Kattun, Tuch, Mützen, wollene Strümpfe, Schnupftücher, Kessel, zinnerne Schüsseln, Taback ꝛc. eintauschen. Das Geld ist bey ihnen keinen Werth, der Schnupftaback aber dienet ihnen statt der Scheidemünze, und sie thun und geben viele Sachen für einige Prisen Taback.

§. 268.

Besuche und Gastereyen.

Die Grönländer besuchen sich oft, um sich die langen Wintertage zu vertreiben. Sie bringen Geschenke mit, die in Thierfleisch und einer Seehundshaut bestehen. Man empfängt die Gäste mit fröhlichen Gesängen, nöthigt sie den Peiserock auf dem Roste über der Lampe zu trocknen, und sich auf der Bank zu setzen. Man unterredet sich vom Wetter, Fischfange und der Jagd, und läßt dabey die Schnupftabacksdose stark herumgehen. Unterdessen wird das Essen aufgetragen, welches gemeiniglich in 3 bis 4, und an großen Festen wohl in 10 Schüsseln bestehet. Die Fremden lassen sich mehr als einmal nöthigen, aus Furcht, sie möchten für arm oder ungrig angesehen werden. Die Mahlzeit wird

durch Gespräche vom Seehundfang verlänger
wobey sie viel Geberden machen und alles dur
Bewegungen ihrer Hände vorstellen. Sie h
ben auch ihre Festtage. Das vornehmste ist d
Sonnenfest. Sonnenfest, welches sie zur Zeit der Sonne
wende im Winter halten, um die Zurückkehr di
ses Gestirns zu feyern. Sie schmausen dab
aufs beste, und wenn sie sich so satt gegessen h
ben, daß sie bersten möchten, so heben sie d
Tafel auf, um nach dem Schalle der Tromm
zu tanzen. Diese ist aus einem zwey Fing
breiten Reife von Walfischbeine oder Holz g
macht, ovalrund gebogen, woran man ein sta
kes, obwohl dünnes Fell gespannet hat. Die
Trommel wird mit einem Stöckchen geschlagen
und bey jedem Schlage, den der Trommelschl
ger thut, macht er einen Sprung mit Bewegun
des Kopfs und ganzen Leibes, ohne von de
Stelle zu gehen. Er begleitet seine Musik mi
einem Gesange vom Seehundfange, von de
rühmlichen Thaten des Volks und ihrer Vor
fahren zur See, und von der Zurückkehr de
Sonne. Die Versammlung beantwortet den
Gesang mit Springen und Freudengeschrey
Wenn er sich eine Viertelstunde lang ganz auße
Athem gesungen und getanzt hat, so tritt ein an
derer an seine Stelle. Das Spiel dauert so di
ganze Nacht durch: man schläft den folgende
Tag bis auf den Abend, fängt das Fest durch
einen Abendschmaus wieder an, und setzt es viel
Tage lang fort, so lange als man Mundvorrath
hat

at. Sie haben auch ihr Ballspiel, welches sie bey hellem Mondenscheine spielen, und eine Art des Ringens, die darinn bestehet, daß sie sich einander derbe Stöße mit der Faust auf dem Rücken geben. Sie üben sich in verschiedenen Arten von Seiltänzen, worinn sie nicht ungeschickt zu ſeyn scheinen. Sie haben auch eine Art von Spielen, welche sie den Sängerstreit nennen. Ein Grönländer, der sich von einem andern gekränkt zu ſeyn glaubet, bezeugt darüber keine Empfindlichkeit, sondern läßt alle seine Galle in einer Satyre aus, welche er im Tanzen und Singen vor seiner Familie wiederholt. Alsdenn fordert er seinen Gegner zu einem Zweykampfe durch die Stimme auf. Dieser nimmt die Ausforderung an und stellet sich auf den Schauplatz, der nur eine Bank ist. Der Angreifer stimmt eine Verse nach dem Klange der Trommel an, welche diejenigen, die auf seiner Seite sind, wiederholen und nach jedem Verse Amna ajah singen, so lange bis die Versammlung durch lautes Lachen Beyfall giebt. Der Gegner antwortet durch beißende Scherzreden, die von seiner Parthey unterstützt werden. Der Ausforderer kömmt wieder an die Reihe und treibt das Lächerliche auf seinen Feind zurück. So dauert der Streit einige Zeit fort, endigt sich aber allezeit durch die Versöhnung und Freundschaft der Streitenden. Spiele und Uebungen.

§. 269.

Die grönländische Sprache ist sehr schwer und hat mit andern nordlichen Sprachen keine Sprache.

Verwandtschaft, diejenige der Eskimaux ausgenommen. Sie ist aus vielsylbigen Wörtern zusammengesetzt und hat keine Wörter, alle abstracte und moralische Begriffe der Religion, der Wissenschaften und des gesellschaftlichen Lebens auszudrücken. Sie drücken viele Sachen in wenig Worten aus, und die vielen zusammengesetzten Wörter sind so schwer auszusprechen, daß Jahre verstreichen, ehe die Fremden sie verstehen, und daß diese es niemals dahin bringen können, sie hurtig zu reden. Die Sprache gehet bey den Grönländern fast ganz aus der Kehle; sie haben kein R und keine Consonanten, die mit den Lippen oder Zähnen ausgesprochen werden. Sie zeigen den Sinn der Wörter durch den Accent, den Ton, die Minen und das Winken mit den Augen an, und man muß einen Grönländer reden sehen, und nicht bloß hören; denn er redet mehr zu dem Auge als zu dem Ohr, und seine Geberden sind beredter als seine Sprache. Ihr Ausdruck hat weder etwas übertriebenes, noch nachdrückliches; indessen lieben sie Gleichnisse und Allegorien, und ihre Wahrsager haben auch figürliche Wendungen und Sprichwörter, und brauchen zuweilen die Ausdrücke in einem Sinne, der der gewöhnlichen Bedeutung zuwider ist. Ihre

Dichtkunst.

Dichtkunst hat weder Reim, noch Sylbenmaaß: sie besteht aber aus kurzen Sätzen und Redensarten, die nach dem Takte können abgesungen

Rechenkunst.

werden. Ihre Rechenkunst ist sehr eingeschränkt; denn sie zählen nach der Zahl der Finger und

Zehen

zehen nur bis auf 20, und haben in ihrer Sprache nur Rechennamen bis auf 5, die sie viermal wiederholen müssen, um zur Zahl 20 zu gelangen. Wenn sie hundert ausdrücken wollen, so sagen sie fünf Menschen, weil sie wissen, daß jeder Mensch 20 Finger und Zehen hat. Ihre Geschlechtsregister verstehen sie am besten. Sie können bis auf 10 ihrer Vorfahren mit ihren Nebenlinien hinter einander weg zählen, und diese Wissenschaft ist ihnen nützlich. Einen armen Grönländer fehlet das Nothdürftige niemals, wenn er beweisen kann, daß er der Anverwandte eines reichen Mannes sey; denn bey diesem Volke schämet sich niemand, arme Anverwandte zu haben und sich ihrer anzunehmen. Sie hatten so wenige Begriffe vom Schreiben, daß sie im Anfange ihres Handels mit den Europäern erschreckt wurden, das Pappier reden zu sehen, wie sie sagten. Doch können einige von ihnen durch eine Art von Hieroglyphen ihre Gedanken ziemlich gut zu verstehen geben. Sie zählen die Jahre nach Wintern, und die Tage nach Nächten; wenn sie aber gesagt haben, daß eine Person 20 Winter gelebt habe, so sind sie am Ende ihrer Rechnung. Das Jahr theilen sie nach ihrer Weise in gewisse Zeiten. Sie errathen ohngefähr den kürzesten Tag des Winters, und alsdenn feyern sie die Erneurung des Jahres. Die Beziehung der Sommerhäuser, die Erscheinung der Vögel, der erste Besuch der Seehunde, die Ankunft und der Abzug gewisser Arten Fische

Geschlechtsregister.

Zeitrechnung.

oder

oder Vögel, und die Beziehung ihrer Winterwohnungen, bestimmen die übrigen Jahrszeiten.

Astronomie. Ihre Astronomie bestehet aus lauter Fabeln. Sie glauben, die Erde sey unbeweglich auf ihren Angeln, ihre Haken aber wären vor Alter so abgenutzt, daß sie oft zerbrochen würden, und die Erdkugel würde schon lange in Stücken gegangen seyn, wenn die Angekoken den Schaden nicht bald wieder ausbesserten. Diese Betrieger bringen zuweilen dem Volke Stücken Holz, welche sie für Trümmern der großen Maschine ausgeben. Alle himmlische Körper sind nach ihrer Meynung Grönländer, die durch ein besonderes Schicksal an den Himmel versetzt worden. Von der Sonne und dem Monde erzählen sie die albernsten Fratzen, und bey einer Sonnenfinsterniß kneipen die Weiber den Hunden in die Ohren. Wenn sie schreyen, so ist es ein gewisses Zeichen, daß das Ende der Welt noch nicht nahe sey; wenn sie aber nicht schreyen, so ists ein Unglück, welchem man durch das Uebel, was man ihnen anthut, zuvorzukommen sucht. Wenn es donnert, so sind es zwey alte Weiber, welche in der Luft in einem kleinen Hause wohnen und sich um eine Seehundshaut schlagen. Während des Streits fällt das Haus ein, die Lampen werden zerbrochen und das Feuer fliegt in die Luft. Dies sind die Ursachen des Donners und Blitzes.

§. 270.

Religion. Die Grönländer hatten weder Glaubenslehren, noch Gottesdienst und heilige Ceremonien

und

nd Uebungen. Der Begriff von Gott schien on ihnen sehr weit entfernt zu seyn, und sie hat: n nicht einmal den Namen der Gottheit in yrer Sprache. Die Geistigkeit der Seele glau: en sie nicht, sondern einige sind der Meynung, aß die Menschen keine andere Seele als die hiere haben; andere bilden sich ein, sie sey ma: riel wie der Leib; andere sagen, sie verlasse den eib und lebe allein; und noch andere behaupten, er Mensch habe zwo Seelen, den Schatten und en Athem. In der Nacht verläßt der Schatten en Leib, und geht auf die Jagd oder zum Tanze nd macht sich lustig. Sie haben auch die Lehre on der Seelenwanderung, welche bey ihnen für nglückliche nützlich wird. Denn wenn ein Va: r seinen Sohn verlohren hat, so beredet ihn eine Wittwe, daß die Seele dieses Sohnes in eins yrer Kinder gefahren sey, und denn hält es der etrübte Vater für seine Schuldigkeit, es an Kin: es Statt anzunehmen, und nimmt das Kind und ie Mutter in sein Haus, mit denen er durch diese Seelenwanderung verwandt zu seyn glaubet. Die ernünftigsten Grönländer glauben eine geistige Seele, die der Körper braucht, und welche das Verderben dieser gebrechlichen Forme wieder auf: ebt; die sich aber, man weis nicht wie, ernäh: et. Weil sie den größten Theil ihrer Nahrung us dem Meere ziehen, so setzen sie ihr Paradies uf den Grund des Meeres, oder in das In: erste der Erde. Hier ist ein ewiger Sommer; Rennthiere, Wasserhühner und Fische sind im

Meynun: gen von der Seele.

Paradies.

Ueber:

Ueberfluß, und Hunde und Seehunde fallen lebendig in Kessel, die allezeit kochen. Wer hieher gelangen will, muß durch große Thaten, die er auf dem Fischfange verrichtet hat, berühmt seyn; er muß große Uebel erduldet haben; er muß im Meere oder in Kindesnöthen umgekommen seyn. Andere setzen ihr Paradies in den Himmel über die Wolken, und die Nordlichter sind, nach der Meynung dieser Grönländer, nichts anders als Tänze der Seelen. Die Weisen von Grönland halten sich über beyde Meynungen auf, und sagen, sie wüßten nicht, was die Seelen nach diesem Leben für Nahrung oder Beschäftigung haben würden: sie würden aber gewiß an einem Orte des Friedens wohnen. Von der Schöpfung sagen sie, daß der erste Mann aus Erde, und die erste Frau aus dem Daumen des Mannes entstanden sey. Der Mann brachte alle andere Dinge in die Welt, und die Frau den Tod. Ein Grönländer nahm Späne von einem Baum, warf sie unter dem Beine hin ins Meer, und das Meer ward voller Fische. In der Folge wurde die Welt von der Sündfluth überschwemmt: ein einiger Mann wurde erhalten, schlug die Erde mit seinem Stabe, es gieng eine Frau heraus, und so wurde die Welt wieder bevölkert. Nach langer Zeit werde das menschliche Geschlecht verschwinden, die Erdkugel aufgelöset, durch eine große Ueberschwemmung gereinigt und von einem Winde in eine schönere Gestalt, als vorher, gebracht werden. Sie wird eine grüne

annehmliche Ebene seyn, die Thiere werden wieder gebohren werden, und das Wesen droben, von dem sie aber nichts weiter zu sagen wissen, wird die Menschen anblasen und wieder lebendig machen. Sie glauben obere und untere Geister. Unter jenen sind zween, welche die Welt regieren, ein guter und ein böser. Das gute Wesen nennen sie Torngarsuk, dem sie bald die Gestalt eines großen Bäres, bald eines Menschen mit einem einzigen Arme geben, bald es so klein machen als einen Finger. Das böse Wesen ist ein weiblicher Geist, die Tochter eines mächtigen Angekoken, und wohnet unter dem Meere in einem großen Pallast. Wenn sie Hungersnoth auf dem Meere empfinden, so schicken und bezahlen sie einen Angekoken, der die weibliche Boßheit besänftige. Sie lieben diesen Geist nicht, weil er ihnen mehr Uebels als Gutes thut; doch fürchten sie ihn nicht, weil sie ihn nicht für böse genug halten, sich ein Vergnügen daraus zu machen, daß er die Menschen beunruhige. Das gute Wesen lieben sie, ohne es zu verehren und anzubeten; doch haben sie auf der Jagd oder bey ihrem Fischfange die Gewohnheit, ein Stück Speck, oder das Fell des Thieres, das sie tödten, auf einen großen Stein zu legen. Sie haben alles mit Geistern bevölkert. Es giebt Geister in der Luft, in dem Meere, in den Felsenklüften, über das süße Wasser, über die eßbaren Sachen u. s. w. Sie erkennen eine Art des Mars, der Kriegsgeister zur Begleitung hat, und

Obere und untere Geister.

und einen Aeolus, der dem Wetter gebeut. Aber nur die Angekoken sehen diese Geister, und um sie desto besser zu sehen, gehen sie mit verbundenen Augen auf die Jagd, fangen diese Gespenster, zerstücken und essen sie.

§. 271.

Angekoken. Die Schwarzkünstler oder Angekoken schicken sich durch Prüfungen zur Einweihung, das heißt, mit einem von den Geistern umzugehen, welche die Elemente bewohnen. Sie begeben sich in die Einsamkeit, sind mit tiefen Betrachtungen beschäftiget, und bitten den Torngarsuk, daß er ihnen einen von diesen untern Geistern schicke. Durch vieles Fasten, Kasteyen und Betrachten bringt es der Kandidat dahin, daß er sich den Verstand dergestalt verrückt, daß er Hirngespinnste und wunderliche Ungeheuer siehet, welche ihm erscheinen. Er hält diese für die Geister, die er sucht, und verfällt in Verzuckungen, die er zu unterhalten sich bestrebet. Wenn er den Torngarsuk anrufen will, so muß er auf einem Steine sitzen und sein Gebet an ihn richten. Bey seiner Erscheinung fällt der erschrockene Jünger als todt hin, und bleibt drey Tage in diesem Zustande. Alsdenn erweckt ihn der Torngarsuk und giebt ihm einen Schutzgeist, der ihn in der zu seinem Handwerke nützlichen Wissenschaft und Weisheit unterrichtet, und in sehr kurzer Zeit in den Himmel und in die Hölle führet.

Wie sie die Geister um Rath fragen. Nun fängt der neue Angekok an, die Geister zu bannen, oder um Rath zu fragen. Dabey rührt

er

er die Trommel, macht Geberden und Verdre-
hungen, damit er durch Erschöpfung seiner
Kräfte zur Begeisterung gelange. Darauf nähert
er sich der Thür eines Hauses, und bittet jemand,
daß er ihm mit einem Stricke den Kopf zwischen
die Füße und die Hände auf dem Rücken binde.
Er läßt alle Lampen auslöschen und alle Fenster
umachen; denn niemand darf seine Zusammen-
kunft mit dem Geiste mit ansehen. Er fängt
an zu singen, wobey er von den Stimmen der
Versammlung begleitet wird; er seufzet, keucht,
schäumet mit großem Geräusche und Aechzen, und
beschwört seinen Geist, zu ihm herabzukommen.
Kommt er nicht, so sucht ihn die Seele des Be-
geisterten, und unterdessen, daß sie entfliegt, ist
er einige Zeitlang ruhig. Denn wird er beseelt
und läßt sich unvermerkt bis zu Ausbrüchen der
Freude aus, welches er mit einem gewissen
Pfeifen begleitet, das dem Gezwitscher der
Vögel gleich ist. Der Geist hält sich an der
Thürschwelle auf, und der Angekok fragt ihn
über alles, was die Grönländer wissen wollen.
Man höret beyde Stimmen der Unterredenden
deutlich, die eine draußen, die andere im Hause.
Die Antwort ist allezeit dunkel und zweydeutig,
so daß die Ehre des Angekoks stets in Sicherheit
bleibet, wenn die Weissagung nicht erfüllet wird.
Es glückt nicht allen Grönländern bey dieser göt-
lichen Kunst der Eingebungen; und wenn ein
Mensch seinen Geist, unter Rührung der Trom-
mel, zehnmal vergeblich angerufen hat, so muß

er dem Amt eines Angekoken entsagen. Diese Wahrsager sind theils Enthusiasten, die von ihrer Einbildungskraft hintergangen werden, theils grobe Betrieger. Es giebt unter ihnen eine Art von Weisen, die einige Kenntniß der Natur haben, und von dem zum Fischfange günstigen oder widrigen Wetter ziemlich sicher urtheilen. Sie sind zugleich Aerzte, und wissen den Kranken geschickt zu schmeicheln und sie durch leere Worte aufzuhalten, oder durch einige Arzeneyen. Gemeiniglich kuriren sie durch eine vorgeschriebene Diät. Dabey murmeln sie dem Kranken einige Worte zu, oder blasen ihm ins Gesichte, ihn zu kuriren. Die Wunden oder Geschwulsten saugen sie aus, und geben vor, ein Stück Fleisch oder Leder, welches sie im Munde verborgen hielten, heraus gezogen zu haben. Sie geben auch Anhängsel, welche in einem Stück Holz, einem Stein oder Knochen, einem Schnabel oder Klaue von einem Vogel bestehen, das man sich an den Hals hänget; oder in einem Stückchen Leder, welches man sich um die Stirne, oder um den Arm, oder um die Brust windet. Diese Heiligthümer sollen Glück bringen, vor den Geistern, vor Krankheiten und vor dem Tode bewahren. Die Angekoken sind auch Schwarzkünstler und rühmen sich, daß sie die Pfeile der Jäger bezaubern und entzaubern, und daß sie Menschen beheren können.

§. 272.

§. 272.

Die Grönländer wissen von keiner Regierungsform und von keinem Oberhaupte, sondern sie sind alle von einander unabhängig. Niemand maßet sich eine Obergewalt an, als durch die Achtung, die mit dem Alter der gesunden Vernunft, der Erfahrung, dem bey dem Fischfange erworbenen Ruhm, und mit der Kenntniß der zu dieser Beschäftigung bequemen Zeiten und Oerter verbunden ist. Wer dieses Verdienst hat, empfängt die Huldigung des Hauses oder Kreises, worinn er wohnet, und man trägt ihm die Aufsicht über die gute Ordnung und Sauberkeit der Wohnung auf. Will jemand seinem Gutachten nicht folgen, so beschließt die ganze Hütte gemeinschaftlich, den folgenden Winter nicht mehr bey diesem Ungehorsamen zu wohnen, und daß von dieser Ungelehrigkeit in den Liedern der nächsten Versammlung gedacht werden solle. Sonst hat ein jeder Hausvater die Regierung über seine Familie. Sie haben keine Gesetze, sondern nur bürgerliche Gewohnheiten. Ein jeder geht, wohin es ihm gefällt. Der Fischfang und die Jagd sind völlig frey, und es giebt keine Gehäge, oder vorbehaltene Oerter, wovon andere ausgeschlossen sind. Wer Treibholz, oder Häute von Thieren und Trümmern von einem Schiffbruche findet, bemächtigt sich dessen, wie sein eigen Gut, zieht es ans Land und legt einen Stein darauf. Dies ist das Zeichen seines Eigenthums und niemand rühret es an. An einem

Regierung.

Polizey.

Wallfisch hat der Zuschauer eben so viel Recht, als der Harpunier, und es fallen wohl hundert Menschen darüber her. Wenn ein Seehund von jemanden mit der Harpune getroffen ist und ihm entgeht, ein anderer aber tödtet ihn, so gehört die Beute demjenigen, der den ersten Stoß gethan hat: hat aber der Seehund den Strick, woran die Harpune befestigt ist, zerrissen, so gehört er demjenigen, der ihn getödtet hat. Wenn einer einen Tausch macht, und hernach nicht mit der erhaltenen Waare zufrieden ist, so kann er den Kauf brechen und seine Waare zurücknehmen. Kein Verbrechen wird mit dem Tode bestraft, außer dem Morde und der Zauberey, deren Kunst zuweilen mörderisch ist; die Strafe aber geschieht nur durch Rache und nicht nach den Gesetzen. Hat einer jemanden ermordet; so werden die Freunde des Entleibten sich bis auf einen günstigen Augenblick zur Rache verstellen, sollten sie solche auch 30 Jahre lang hegen. Treffen sie den Mörder ohngefähr zu Lande an, so erinnern sie ihn seines Verbrechens mit kurzen Worten und steinigen ihn, oder stürzen ihn von einem Gebirge herunter und hernach ins Meer. Wenn der Grimm sie bis zur Ausschweifung treibt, so reißen sie ihn in Stücken, oder fressen das Herz und die Leber von ihm, damit sie seinen Anverwandten den Muth benehmen, seinen Tod an ihnen zu rächen. Denn die Rache ist beständig erblich und wird unter den Familien immer fortgepflanzt, wofern nicht der erste Urheber des

Ver-

Verbrechens ein von seiner Familie nicht erkannter Bösewicht ist. Mit den vermeynten Zauberern machen sie noch kürzere Ceremonien. Man hält eine Weibsperson, die weiter nichts als Marktschreyerey und List besitzt, für eine Hexe, ob sie sich gleich dawider vertheidigt. Ein Mann, der seinen Sohn verlohren hat, oder auf der Jagd nichts gefangen hat, frägt einen Angekok um Rath. Wirft dieser die Schuld auf das Weib, so vereinigt sich die ganze Nachbarschaft, sie zu steinigen, ins Meer zu stürzen, oder in Stücken zu zerhacken, wenn sie nicht irgend einen braven Mann in ihrer Familie hat, der sich ihrer annimmt. Die Furcht vor den Zauberern macht sie zuweilen so grimmig, daß ein Mensch seine Mutter oder Schwester erstechen wird, wenn er sie der Hexerey ergeben zu seyn glaubet; und niemand wird ihm diese gräuliche That verweisen. Daher stürzen sich solche Personen oft selbst ins Meer, sich den Lanzen zu entziehen, welche sie verfolgen, und nicht den Raben zur Beute zu werden.

§. 273.

Die mährischen Brüder haben die zum Christenthum bekehrten Grönländer in zwey Gemeinorten, Neuherrnhut und Lichtenfels, versammelt. Hier haben die grönländischen Christen ihre Winterwohnungen, und im Sommer wohnen sie, wie die andern Grönländer, in Zelten. Sie nähren sich ebenfalls vom Seehund- Vogel- und Fischfange; nur daß sie nicht des Unterhalts

wegen so herumschweifen und sich von einander zerstreuen dürfen. Dabey werden sie, wenn sie ihrer Nahrung nachgehen, fleißig von den Missionarien und ihren Helfern besucht. Ob sie gleich alle Freyheit haben, mit dem Ihrigen zu wirthschaften, wie sie wollen, so hat man doch ein wachsames Auge darauf, daß sie nichts unnütz verthun. Zu dem Ende hat man ein Proviantshaus, wo jeder seine getrockneten Heringe, Fische und Fleisch aufheben, und zwey bis dreymal in der Woche so viel holen kann, als er zum Unterhalte braucht. Für die Wittwen und Waisen und Dürftigen wird eine besondere Sorgfalt getragen, und dies ist einer von den anziehendsten Bewegungsgründen zur Bekehrung. Die Verlassenen und Kranken haben eine offene Zuflucht in den Gemeinorten; die verlassenen Kinder finden hier einen Vater, der sich ihrer annimmt, oder eine Säugemutter, die sie mit zu ihrer Familie rechnet. Man erzieht die Kinder mit Sorgfalt, daß sie im Stande sind, ihren Unterhalt zu gewinnen und auch den Dürftigen beyzuspringen. Die Missionarien suchen, außer der Verhütung aller Unordnungen und sündlichen Gewohnheiten, in den Landesgebräuchen nicht viel zu ändern; und wenn sie sie zu ihrem eigenen Besten in eine bessere äußerliche Ordnung bringen, so geschiehet es nicht befehls- sondern nur bitt- und ermahnungsweise. An jedem Orte ist ein Missionarius mit zween Diakonen, welche alle drey verheirathet sind, und noch zween ledige Gehülfen, nämlich

nämlich ein Katechet, der den Knaben Schule hält, und ein Missionsassistent, der die äußerliche Wirthschaft besorget. Die Frauens haben die Aufsicht über die Neubekehrten ihres Geschlechts. Sie bekommen die nöthigen Lebensmittel, Kleidung und andere Dinge jährlich von der Gemeine in Herrnhut zugeschickt. Aus den Grönländern haben sie einige 20 Mitgehülfen beyderley Geschlechts angenommen, mit denen sie sich wöchentlich zweymal von dem geistlichen und leiblichen Zustande der Neubekehrten unterreden. Bey diesen sind, wie in den andern Brüdergemeinen, die Chorabtheilungen eingeführt, da die ledigen Mannspersonen und Knaben, die ledigen Frauenspersonen und Mädchen, und die Wittwen in besondern Häusern wohnen. Alle Tage hält man um 6 Uhr den Morgensegen für die Getauften, und um 8 Uhr eine Frühstunde für alles Volk, worauf die Mannspersonen ihren Geschäften zur See nachgehen. Alsdenn wird Kinderlehre und hernach Schule gehalten, wo sie lesen und schreiben lernen. Abends, wenn die Mannspersonen aus der See zurückkommen, ist Singestunde, welcher jedermann beywohnet; und wenn man gegessen hat, der Abendsegen. Des Sonntags werden, außer der ordentlichen Predigt, die Chorversammlungen gehalten, da man an jede Klasse eine für sie gehörige kurze Ermahnung thut. Außer der Sorge für die Seelen, haben die Missionarien nicht weniger Aufmerksamkeit auf

die

die Gesundheit des Leibes, da sie den Kranken durch Aderlassen und Arzeneymittel zu helfen suchen und für ihre Pflege sorgen.

Verbesserungen und Zusätze.

Seite 16 Zeile 1 statt keine lies: wenige.
— 23 Z. 10 lies: daß sie ordentlich ihr Leben auf 80 Jahre bringen.
— 65 Z. 11 lies: Merianin.
— 69 Z. 1 von unten lies: Maniok.
— 78 Z. 6 lies: Paramaribo.
— 109 Z. 1 von unten lies: Haravec.
— 116 Z. 12 lies: Llama.
— 391 Z. 18 lies: zwischen dem 37 und 40sten.
— 394 am Ende des §. Es werden bereits einige Eisenbergwerke, eine Kupfergrube und einige Bleybergwerke mit gutem Erfolge bearbeitet, und am Jamesflusse sind Steinkohlengruben eröffnet. Es fehlt der Kolonie in Virginien noch viel an der Vollkommenheit, die sie erreichen könnte. Noch nicht der zehnte Theil des Landes ist angebauet, und dazu nicht auf die vortheilhafteste Art.

S. 395. Z. 16. Es ist itzt in 61 Grafschaften abgetheilt, deren jede zween Abgeordnete zur Versammlung schickt, welche aus 126 bis 128 Mitgliedern bestehet.

S. 397. Z. 25. lies: Bischof von London, welcher in Religionsangelegenheiten über alle Kolonien gesetzt ist, bevollmächtigt ist.

S. 406.

S. 406. Z. 7. Maryland liegt zwischen dem 38 und 40sten Grade Norderbreite.

S. 407 am Ende des §. Die Regierung ist erbeigenthümlich und besteht aus dem Lord Baltimore, als Eigenthümer, seinem Gouverneur, den aber der König bestätiget, dem Rathe, der aus 12 von dem Eigenthümer ernannten Mitgliedern besteht, und aus der allgemeinen Versammlung, zu welcher von jeder der 14 Grafschaften vier, und von der Stadt Annapolis zween Abgeordnete kommen. Der Eigenthümer hat das Recht, eine jede in Vorschlag gebrachte Bill zu verwerfen, und die hier gemachten Gesetze dürfen nicht erst an den König zur Bestätigung gesandt werden.

Die Gerechtigkeit wird verwaltet theils von den County Courts, welche die Richter in jeder Grafschaft alle Vierteljahre halten; theils von den Provinzialgerichten, die jährlich zweymal zu Annapolis von ausdrücklich darzu bestellten Richtern gehalten werden. Die Appellationen gehen an das Kanzeleygericht, welches aus dem Gouverneur und Rathe bestehet, und von da an den König.

Die herrschende Religion ist die bischöfliche; doch sind hier eben so viele Katholiken, als Protestanten. Die Geistlichkeit hat gute Einkünfte und bekommt von jedem zehntbaren Einwohner ihres Kirchspiels 30 Pfund Taback. Sie stehet unter der Ge-

richtsbarkeit des Bischofs von London; der Gouverneur aber vergiebt die Pfarren.

Außer den öffentlichen Freyschulen zum Lesen, Rechnen und Schreiben in jeder Grafschaft, giebt es hier keine Akademie, und es wird überhaupt für die Erziehung der Jugend schlecht gesorget.

S. 408. Z. 26 lies: 30000.

S. 409. Z. 5 lies: zwischen dem 40 und 43sten Grad.

S. 410. Z. 4. Es wird auch viel Flachs und Hanf gebauet.

S. 411. Z. 18 lies: 300000.

— — Z. 22. Die Pensylvanier sind fleißig und sparsam, eben nicht gastfrey und höflich gegen Fremde, starke Republikaner und das unternehmendste Volk in Nordamerika.

S. 412. Z. 2. Doch beschäftigen sich auch viele von ihnen mit den Manufakturen von Leinwand, Strümpfen, Kastorhüten, Tauwerk, Leinöhl, welche ziemlich beträchtlich sind.

— — Z. 24. Der Unterschied des hiesigen Pappiergeldes und des Geldes in England ist etwa 75 Procent.

— — Z. 29. Hier ist auch ein Kollegium, wo die lateinische und griechische Sprache, Mathematik, Philosophie, Geographie und andere Wissenschaften gelehret werden, und überdem auch eine medicinische Schule.

S. 414. Z. 3. Das Land wird in die Provinzen der obern und untern Grafschaften getheilet.

Beyde

Beyde haben einen gemeinschaftlichen Statthalter, aber verschiedene Gerichtshöfe und Versammlungen. Die in den obern 11 Grafschaften besteht aus 40, und die in den untern drey Gräfschaften, Newkastle, Kent und Sussex, aus 18 Abgeordneten.

S. 415. am Ende des §. Seit dem letztern Kriege hat die Provinz bisher 2500 Mann auf den Beinen gehalten.

S. 417. Z. 6. Neujersey liegt zwischen dem 39 und 42sten Grad Norderbreite.

S. 418. Z. 10. Sie hat nur 70000 Einwohner, welche sehr gutherzige und gastfreye Leute sind.

— — Z. 16. Der Mangel eines auswärtigen Handels hindert diese Kolonie, noch mehr empor zu kommen; indessen kann sie doch überhaupt reich genannt werden.

S. 420. Z. 20. lies: zwischen dem 41 und 45sten Grad.

S. 422. Z. 13. Die Zahl der Einwohner ist 100000, großentheils Negern.

S. 425. Z. 14. Das Unterhaus besteht aus 31 Personen.

S. 432. Z. 16. Man findet auch Glashütten, Pappiermühlen, eiserne Gußwaaren und die stärkste Rumbrennerey in Amerika.

— — Z. 21 lies: 3000 Häuser.

S. 434. am Ende des §. Das Pappiergeld in Rhode-Island ist das allerschlechteste, indem hier der Wechselcours wenigstens 2500

Procent ist. Zu Boston findet man mehr baares Geld, als in irgend einer andern Kolonie, und es ist der einzige Ort, wo eine Münze ist.

S. 434. Z. 15. Die herrschende Religion ist die der Kongregationalisten, welche in einigen Kleinigkeiten von der presbyterianischen abgehet, in den Hauptsachen aber damit übereinkommt.

S. 435. Z. 10. Die Künste haben hier auch bessern Fortgang gehabt: die öffentlichen Gebäude sind schöner, und der Geschmack an Malerey, Musik und schönen Wissenschaften allgemeiner.

S. 436. Z. 20. Die Rathsversammlung besteht aus 140 Personen, welche jährlich gewählt werden. Sie erwählt ebenfalls jährlich einen Rath von 28 Personen.

S. 437. Z. 27. Der Statthalter und der aus 10 Personen bestehende Rath werden jährlich, die Abgeordneten zur allgemeinen Versammlung aber, deren wohl 70 sind, alle halbe Jahre erwählet.

S. 438. Z. 13. Die vielen Misbräuche, welche bey einer Regierung, wo alle Obrigkeiten und Personen, die in Aemtern stehen, gänzlich vom Volke abhängen, nothwendig vorgehen müssen, machen, daß die Kolonie nicht gedeihen kann, sondern in Abnahme geräth.